This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

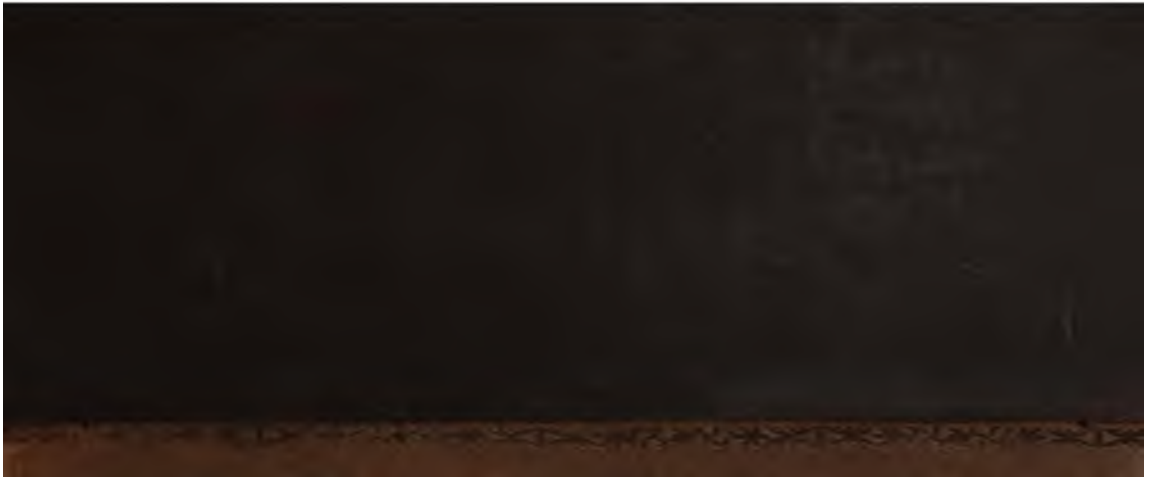
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

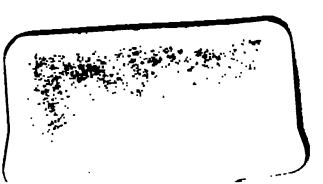
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



1840.

147.



C. F. Gel

sämmtliche

Neue rechtmäßig
in sechs Th

Dritter

Leipzi
Weidmann'sche B
und
Hahn'sche Verlagsb
1840

147. 五

Inha

Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhan
Geſchmacke in Briefen . . .
Leben der Schwediſchen Gräfinn von

Abhandlungen u

Warum es nicht gut ſey, ſein Schick
Von den Troſtgründen wider ein ſic
Von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſe
und die Sitten. Eine Rede .
Betrachtungen über die Religion .
Von den Fehlern der Studirenden b
Wiſſenſchaften, inſonderheit a
Rede . . . . . .
Von den Annehmlichkeiten des Mißv
Wie weit ſich der Nutzen der Regeln
und Poeſie erſtrecke. Eine Rede
Von der Beſchaffenheit, dem Umfang
Moral. Eine öffentliche Vorleſu

Seite

Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht . . . 490

Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schicket 505

Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit. Eine öffentliche Vorlesung . . . 527

Gedanken von einem guten deutschen Briefe 544

Daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe. Eine Vorlesung . 555

Von der Selbstbeherrschung. Eine Vorlesung 558

Die Briefe ꝛc. erschienen zuerst 1751. — Von dem Leben der schwedischen Gräfinn kam der erste Theil 1747, der zweite 1748 zuerst heraus. — Die Abhandlungen und Reden bilden den vierten Theil der frühern Ausgaben von Gellerts Werken. — Die drei letzten Stücke wurden zuerst in die Ausgabe von 1839 aufgenommen. —

Brie

nebſt einer praktiſch

von dem

guten Geſchmacke

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und inſonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht herausgeben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unſtudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienſt, an wirkliche Perſonen, und ohne alle Abſicht des Drucks, geſchrieben zu ſeyn. Wollte der Himmel, daß ſie auch eben ſo gewiß das größte hätten, nämlich, daß ſie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indeſſen bin, daß man durch wirklich geſchriebne Briefe die Abſicht erreichen könne, die ich mir vorge-

ſetzt habe: ſo finden ſich doch verſchiedne Urſachen, welche die Ausführung dieſer Abſicht ſchwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdruſſe gelehrt hat. Bald verliert der Leſer, bald der Verfaſſer des Briefs, bald die Perſon, an die er geſchrieben iſt; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andre Perſonen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man ſolche Briefe dem Drucke überlaſſen will. Ich habe oft die angenehmſten und natürlichſten Briefe von Andern in den Händen gehabt. Ich wünſchte in der Hitze, daß ſie ſchon gedruckt ſeyn möchten; und kaum ſetzte ich mich an die Stelle der Leſer: ſo ſah ich, daß dieſe ſo ſchönen Briefe bald Räthſel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leſer hätte den Verfaſſer, er hätte dieſen und jenen Freund, dieſen und jenen Umſtand, der oft zehn andre Umſtände zu Gefährten hatte, kennen müſſen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen ſollen. Was helfen der Welt dergleichen verſchloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Perſon ſind: ſo wird man freylich nach und nach mit ihren Umſtänden bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leſer eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch ſolche Hausumſtände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verſtande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an ſich ſelber.

Doch alles dieſes iſt noch wenig. Wie viel unſchuldige Kleinigkeiten finden ſich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wiſſen laſſen, und die man ſie aus Beſcheidenheit auch oft nicht ſoll wiſſen laſſen, wenn ſie uns und Andre kennt! Man kann in ſeinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft ſehr lebhafte Dinge ſagen, ſehr richtige Anſpielungen, ſehr feine Satyren machen; und eben dieſe Einfälle, die unter vier oder wenig Augen ſchön und wohl angebracht waren, ver-

lieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie niedergeschrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bei dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundin, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäfte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg, so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beinahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergle-

chen Briefe, wenn man ſich zum Drucke entſchließt, wieder weg. Ferner giebt es gewiſſe Briefe, die zwar alle Welt würde leſen dürfen, und, wenn ſie ſolche nur leſen möchte, auch würde verſtehen können. Aber der Innhalt iſt ſo geringe, ſo unanſehnlich, ſo perſönlich, ſo familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und ſo gut dergleichen Briefe in ihrer Art ſind; ſo iſt man ihrer vielleicht bey dem dritten ſchon müde, und niemand verlangt ſolche Exempel, als diejenigen Leſer, die ſie am wenigſten zu gebrauchen wiſſen; das iſt, die gar nicht ſchreiben ſollten.

Endlich ſind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr ſchön, weil der Leſer das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und der Perſon iſt, an die ich ſchreibe, nicht weis, und alſo die größte Tugend, den Wohlſtand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es iſt in dieſem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der Andre mein Gönner iſt. Man ſollte das beſondre Verhältniß zwiſchen ihm und mir, man ſollte ſeinen und meinen Charakter, und zwar in dieſen oder jenen Umſtänden und Ausſichten, wiſſen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieſes Schickſal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe ſo gut zu ſchicken geſucht, als es möglich geweſen iſt. Ich habe aus vielen nur wenige, nur ſolche ausgeleſen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverſtandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit geleſen, und ohne ein Tagregiſter gewiſſer Hausangelegenheiten verſtanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige ſo glücklich ſind, dem Leſer zu gefallen: ſo iſt er den Dank nicht ſowohl mir, als einer guten Freundinn, ſchuldig; nicht deswegen, weil ſie mich zum Drucke verführt hat; ſondern weil ich dieſe Briefe ohne ſie größten Theils gar nicht

haben würde. Sie hatte sonst den l
gern las, und meinen Urtheilen gla
fange ihre Briefe, und ich versprad
viel ich ihrer schriebe; und so oft
lesen zu lassen. Sie hat sie bey dies
ben, wenn sie ihr gefallen haben;
machen auch keinen geringen Theil

Da ich in meinem Leben fast k
noch so stolz gewesen bin, meine B
zu achten; so schien es mir nöthig,
anzuführen. Und da ich zugleich de
dieses nicht erdichtete, noch zum Dru
so habe ichs gar für meine Schuldig
zu erzählen, und mich lieber einer kl
eins seyn muß, als einer Unwahrhei

Diejenigen, welchen der Name
Briefe das Merkwürdigste sind, werd
beides die meisten Male weggelassen
zu, daß unsre Neubegierde bey gewi
wenn sie die Namen der Personen, a
und ihren Aufenthalt, nicht findet.
oder jenen beleidiget haben, wenn id
hinsetzen wollen? Würde es nicht
meine Bekanntschaft mit ihm der g
Und was die Titulaturen anlangt;
welchem Briefsteller findet man sie
die Erlaubniß, oder das Recht geha
weilen gar keine, als vertraute Tite
wird man leicht aus der Sprache de
nen. Ein guter Freund, dem ich die
ob man den vertraulichen Scherz nic
dann und wann darinnen vorkäme.

die Welt aus unſern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man ſie erſt erinnern müßte, aus welchem Geſichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Geſetzt, daß dieſe Antwort nicht durchgängig hinreichend ſeyn ſollte: ſo iſt ſie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt ſchuldig iſt, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen habe ich bloß jungen Leuten zum Dienſt niedergeſchrieben. Es iſt wahr, daß in der Schreibart auch die beſten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte ſind; aber es läßt ſich doch mit einer unvollkommnen Karte beſſer reiſen, als mit gar keiner; und was iſt zu thun, wenn keine zulängliche möglich iſt? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leſer ſtets mit meiner Meynung übereinſtimmen werden. Nein! Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope, wie mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich vielleicht ſchon zu viel geſagt habe. Leipzig, im Aprilmonat, 1751.

Praktiſche Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſätze der Beredſamkeit zu Hülfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vorlegt, unterſucht, warum ſie ſchön ſind, und ſich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: ſo wird man nicht allein ſeine Regeln vollſtändiger, ſondern auch ſeinen Geſchmack im Schreiben gewiſſer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne daß wir es allemal wiſſen. Wir wollen uns dieſer Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur

und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart*). Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab: so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflege. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hoch„wohlgebohrnen eines Sekretärs bedürftig sind, und ich mich „zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf „Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe ꝛc.“

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatür-

*) Qualis sermo meus esset, si una sederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis: tales esse epistolas meas volo, quae nihil habeant accersitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epist. LXXV.

liche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo, das wird ihre Critik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen —? Die Redensart, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn ſagen: Sie ſind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, iſt ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs zu ſeyn glaubt, und ihn zum voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. Sothane Bedienung; dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt ꝛc. Verfloſſen iſt überflüſſig; beſtmöglichſt iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will.

Allein wer ſieht nicht, daß wir im Briefſchreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſre Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden

wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bei den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß ſich daher um deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſo wohl von dem Altfränkiſchen, als von dem Neumodiſchen, in der Sprache gleich weit entfernet *). Man bedient ſich im Schreiben der Worte **), die in der Welt üblich ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe

*) Ergo, at novorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova. *Quinctil.* L. I. c. 6.

**) Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad usum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, et fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. edit. *Elzev.*

Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeugen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle: „Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten genießen mögen." Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche —." Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt; allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen

muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken Andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besonderen Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen

Briefen schlechterdings denken müsse, daß man
Gedanken den Zugang verwehren müsse
nur hüten, daß man sie nicht vom weite
walt in seine Matrize hineinzwingt. En
wenn die Einfälle nicht gesucht sind, ma
scheidenheit und Sparsamkeit anbringen
nicht einem armseligen Zimmer gleichen
leer ist; aber es muß auch kein pralende
innen man eine Menge von Kostbarkeite
die vielleicht an zehn andre Orte gehöre
merksamkeit ermüden, anstatt, daß sie
sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige
Mühe ansieht, die sie den Verfasser g
Freude, die er nach ihrer Geburt empfu
sehr, als ungekünstelte und doch feine
fallen. Es giebt gewisse Gesichter, die
die keine große Schönheit ankündigen,
gute Miene uns sanft einnehmen, und
es auch gewisse Gedanken, die eben nich
rung erwecken, wenn man sie sieht; die
unschuldige, oder schalkhafte, durch eine
verschämte, durch eine muntre und nac
Mit diesen kann man seinen Brief wo
streuen die Aufmerksamkeit nicht, und ern
unterhalten sie nur. Sie entfernen sich g
starken, und von den ganz leeren Gedank
oder lassen sich doch, wie die Veilchen u
finden. Wir müssen daraus nicht schli
die besten Gedanken in Briefen sind, die
Sache einfallen. Zuweilen kostet eben da
in einem Gedanken, das sich bey seiner
geben will, die meiste Mühe, und gefällt

aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat wie das Waſſer gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren, Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will: eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem ſie ihm gefällt, daß ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes ſchreibt ſich vermuthlich von unſrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als

Muster*) guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

„Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

„Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excel„lenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr „haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken

*) Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweise hingeschmieret; sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchischen Briefe, behaupten könne, daß es den Teutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig, als den Franzosen fehle. — Damit meine Leser nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widersprechen so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weis wohl, daß sie von großen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

„könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie „haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; „da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redens„art finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen „Gemüths; oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Er„kenntlichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenom„men, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, „was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine ein„zige Lobschrift zu fassen: Aber nachdem ich den ganzen Pli„nius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und „heutigen Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen, „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß „Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und unge„meine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum „wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr „werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch unmöglich „glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem ein„zigen, und zwar fremden, Menschen erwiesen. Ich thue also „viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen „mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu „einer Rede von nöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied sel„ber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respect „bewundere, was ich doch nicht anders vergelten kann, als „daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten
Knecht."

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verschwenderisch „mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so

„würde ich schon nichts mehr haben, w
„fruhige Gnade bedanken könnte.“ W
nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten g
mit der Miene des Witzes schmeicheln, u
sucht, zum Lachen bewegen *): so würde
wegen verwerflich seyn. Welche Klugheı
zu sagen, daß er mit seinen Wohlthat
ist! Ist das die bedachtsame Sprache ein
nun auch Neukirch so verschwenderisch
sein Gönner, nach seiner Meynung, mit
er sich denn deswegen heute nicht mehr t
man denn die Worte nicht wieder gebrau
gebraucht hat? Kann man sich nicht mel
sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Ge
im Grunde falsch ist. Neukirch begeht
dem er den Gegensatz von der Verschwer
Wohlthaten macht: so sagt er nicht allei
ter eine Grobheit, sondern er lobt sich a
hältiger auf seiner Seite ist. Er fährt f
„dadurch nichts ärmer: denn Sie haben
„Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich
„sinne, ehe ich nur eine Redensart finde,
„Beschreibung Dero großen Gemüths, o
„ner unterthänigsten Erkenntlichkeit schi
wie das Allein hier bindet. Der ganz
rung des Vorhergehenden seyn, und zugl
Sie werden dadurch nichts ärmer. Das
Man muß großen Herrn nichts von a
Wenn der Herr von Rauter alle Auge

*) Minimis etiam inventiunculis gaudent,
bent, inventae facie ingenii blandiunt

hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen, das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich „habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf ein„mal auszuschütten —" das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein gro-

ſes Geſchenke. Der Lobſpruch, der
gröſte Beleidigung für einen beſcheil
zu unter die Augen ſagen, daß ſeine
Welt geweſen iſt, und zwar von d
her; das iſt etwas ſchreckliches. Ei
ſolchen Machtſpruche einen erſtaunen
gleichſam, die Verdienſte aller Ander
er den Ausſpruch thun kann, wer d
er nach ſeinen Gedanken Recht hätte
ſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſchon zun
ner gern loben läßt; und das iſt d
Endlich kann der Gönner auf ſo eine
unfeichtig wäre, doch nicht ſtolz wer
den Lobſpruch? Ein Menſch, der vo
nommen, der eben deswegen ſchon p
Gunſtbezeugungen erkaufen will, u
ſcheidenheit das Recht nicht anmaßen
Gönners mit ſo großem Geräuſche z
„dem ich den ganzen Plinius geleſen
„dichte der alten und heutigen Poete
„allererſt geſehen, daß Ew. Excellen
„gehabt, und daß Dero neue und u
„neue und ungemeine Formeln erford
wunderbar. Was heißt der ganze
ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo i
den Herrn von Rauter? Er hat all
ſtankert. Durchſtankern iſt ein u
um Schmeichelgedichte? Hat er denn ſ
cheleyen ſagen wollen? Ihres gle
cher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte,
neue Gemüthsart? Und warum
ungemeine Gemüthsart bloß neue

Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen; „allein ich fürchte, je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt „für Lügen halten, weil ſie doch unmöglich glauben kann, daß „Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen und zwar fremden „Menſchen erwieſen ꝛc.“ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redet itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: „Ich thue alſo viel ver„nünftiger, wenn ich ſchweige.“ Iſt dieſes nicht der ſchönſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. „Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchſtaben darin„nen, welche zu einer Rede von nöthen ſeyn. Sie machen ſich „ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänig„ſtem Reſpecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten

„kann, als daß ich mich nenne Ew. Excellenz unterthänigen und „gehorſamſten Knecht.“ Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch höher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! „Und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem Re„ſpecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als „daß ich mich nenne ꝛc.“ Der Schluß iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks*). Allein ich habe ſchon erinnert,

*) Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgeriſſne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo-- dilutius commoremur, ut disputemus, quibus rebus assequi possimus, ut ea, quae dicamus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis usitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volemus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum -- non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſobald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi

daß dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann.*) Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in den Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilt; oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten,

formam reformidant, ducti specie nitoris, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinctil.* VIII. 2.

*) Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, ut, qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed comtensit eum, qui minus id facere potuisset. *Cic.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Dieß, dieß iſt das große Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich iſt, ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem Andern, in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter, nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille*) ſage:

Pour bien écrire encore j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit,

„um noch gut zu ſchreiben, habe ich zu lange geſchrieben, und „die Runzeln meiner Stirne erſtrecken ſich bis auf meinen Witz;" wenn ich dieſes ſage: ſo ſcheint der Gedanke nicht mehr ſo natürlich zu ſeyn, als der erſte; und er iſt doch eben derſelbe, und rührt mich mehr als der erſte. Ob nun gleich ein Brief der ſcharfſinnigen und großen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſteht oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daß man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läßt, eine gewiſſe Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke

*) Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750. p. 84.

ſinnlicher und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus est.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bei. Man dehne ihn auseinander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur ſelbſt denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus müßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, welche die Begriffe der Sachen am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich

deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſein muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

„Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben, und ich „beinahe nicht mehr weis, was ich denken ſoll: ſo habe ich ge„glaubt, ich müßte Sie um die Urſache Ihres langen Still„ſchweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen „könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu „ſchreiben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf Sie „wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig gewe„ſen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert wor„den; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit „abgehalten haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. „Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf meinem Land„gute, wo ich zuweilen ſtudire, und mich zuweilen auf aller„hand Art erluſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige „Antwort, und bin ꝛc.“

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig

wird. Seine Klarheit entsteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft und worinnen sie besteht: so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Innhalte gegen den ersten. Er schreibt so an seinen Freund Paulinus:*)

„Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber „genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen un„billig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten em„pfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß „ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht „weniger billig, als groß, wäre, und bin sehr böse auf „Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie „können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich, „wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schrei„ben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung „gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht „in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht an„hören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich,

*) S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe sowohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero das lateinische Du durch unser Sie ausgedrückt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel, anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

„mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich „zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. „Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geſchäfften zu „danken. Leben Sie wohl.“

Dieſer Brief iſt unſtreitig beſſer, als der erſte, und man kann leicht ſehen, warum. Er iſt lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, ſind in dieſem beſſer geformt, darum iſt er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut machen, als „wenn Sie mir nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes „wird mir die beſte Entſchuldigung ſeyn; alle andre werde ich „verwerfen.—“ Von dieſen Einfällen weis der erſte Brief nichts. Beide reden vom Böſeſeyn. Der erſte ſpricht: Ich möchte beynahe auf Sie böſe ſeyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geſchickt, und eine große Zubereitung zu einem ſehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder „durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn „das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit ſollte abge„halten haben, mich Ihres Andenkens zu verſichern.“ Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daß der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daß er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läßt ſeinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes entſtehen. Er rechtfertiget ihn erſt durch die

Natur der Liebe. Dieſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre. Mich deucht, Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſonſt leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μιχαλτιος semper, ſcheint mir zu geputzt zu ſeyn. Das interdum, saepe, semper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausgedrückt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelſte Glied wegnimmt, ſo wird ſie nachläßiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt ſeinen Freund ſelbſt reden: Non sum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem Freunde ſagen, daß mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

„Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht „in Holland bey dem Herrn General gefallen wolle. Dieſes „war mir nicht lieb. Um deſto angenehmer iſt mirs, da ich „nunmehr erfahre, daß es Ihnen beſſer da gefällt; und daß „Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn „General überſchickt, zufriedner ſind, als anfangs. Gleichwohl „kann ich nicht leugnen, daß ich zuweilen wünſche, es möchte „Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, „Sie eher wieder zu ſehen, und mich zu überreden, daß Ihnen „ohne mich nichts recht angenehm ſeyn könnte. Doch ich will „das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur

„das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die ver„trauliche Bekanntſchaft, die Sie mit dem gelehrten Herrn R. „gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie „ſich ja ſeine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.“

Dieſer Brief ſcheint ziemlich natürlich zu ſeyn. Wer indeſſen wiſſen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben dieſem Falle reden. Er ſchreibt an den jungen Trebatius, den er ſehr liebte, und der damals bey dem Cäſar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius ſehnte ſich im Anfange ſehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief ſo zu überſetzen ſuchen, daß das Eigenthümliche der deutſchen Sprache nichts dabey leiden ſoll.*)

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit ſich ſelber ſind, „die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey „dem Cäſar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es „Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über „meine Empfehlung an den Cäſar kein größres Vergnügen „hatten; und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas ohne „mich angenehm iſt. Doch lieber mag mich die Sehnſucht „nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, „nicht erlangen ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem „liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbe„ſchreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht „ſehr lieben muß. Sie können nichts ſchöners aus dieſer Pro„vinz zurück bringen, als ſeine Freundſchaft; glauben Sie „mirs! Leben Sie wohl.“

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunſt ſein Herz

*) S. den 15. Brief des ſiebenten Buchs.

hat reden laſſen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfordert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceronianiſchen Briefe vortrefflich beſtimmt.*)

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe,

*) Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stile épistolaire. Il y en a de pur compliment, de remercîment, de louange. Quelques-unes sont gaies et enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves et sérieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modèle de la netteté, de l'ordre, et de la précision, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite et insinuante, qu'il employe pour se concilier les bonnes graces de Caton — Sa fameuse lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'histoire de son Consulat, sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre qu'il écrivit à son frère Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l'art sont mises en usage. *De la manière d'enseigner et d'étudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amsterd. 1763. p. 106. etc.

in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Innhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was ich dem Andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchließen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung*), keiner mühſamen Einrichtun-

*) Illam unam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem; modo stulti sensus aut inepti, et nimis perturbatus abesset ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conscr. epistol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epistola, neglectus aut nullus, ut in colloquiis incuriosum quiddam et incompositum amamus. - - Omnino *decora est incuria*: et recte monuit Cicero, *epistolas debere interdum hallucinari*. Itaque ille ipse haesitat, revocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

gen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbt hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle dieſe künſtliche Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen*). Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daß man nichts anders zu leſen braucht, als ihn,

*) Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi servituti includunt, cujusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictaverit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. conscr. epist.* p. m. 98.

wenn man verſtummen will.*) Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schlußformeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmacke in Briefen hauptſächlich Urſache, der lange Zeit in Deutſchland geherrſcht hat.**) Die Briefe haben nothwendig ſteif und ängſt-

*) Scripsit artem rhetoricam Cleanthes, sed sic, ut, si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *De finib.* L. 4. c. 7.

**) So groß die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groß, ja noch viel größer iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daß es eine vergebne Mühe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; Andere über die Anweiſungen der Andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. Ludwigs a Vives Anleitung

lich werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefſteller vor

ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipſius haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren groſſer Männer darinne. In Philipp Horſts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem erſten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, de epistolarum formis s. typis, und περὶ τοῦ ἐπιστολικοῦ χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuſchreiben, und von denen das letzte eine mühſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit und der Anmuth eines Briefs, iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen Briefen der hundert und mumte. Caſelius hat einen Commentar darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amsterdam 1750 zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Rector Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beifall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will; der ſchlage in des Herrn D. Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man. Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74. S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, so wohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost, nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretär.

„Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbre„chung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nach„richt von dem Absterben Deiner wertheſten Eheliebsten be„kommen. Die Spuren von den Thränen, so Du in währen-

„dem Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die Thränen „aus den Augen, und ich konnte mich um deſto weniger der „Thränen enhalten, je größer der Verluſt iſt, den nicht allein „Du, ſondern auch alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tu„gend ſind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, „erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Ehelieb„ſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit „in dem Umgange mit jedweden, iſt werth, daß alle, welche „den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie „die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit Dir beklagen, „den Du insbeſondere leideſt. Ich weis Dir ſelber keinen Troſt „zuzuſprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des „Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſtlicher Gelaſ„ſenheit die Weisheit ſeiner Wege erkennen mögeſt. Ich mei„nes Orts wünſche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas „anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey ꝛc.“

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache (Aetiologie,) und ſehe, ob ſie natürlich iſt. „Ihre (der verſtorbenen Frau) „Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte „Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Beſcheiden„heit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, iſt „werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher „Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt „mit Dir beklagen, den Du insbeſondre erlitten haſt —“. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, ſondern durch überflüßige Begriffe beſchweren, und durch eingeſchobne Worte aus einander dehnen. Man ſieht dieſer Erweiterung das Stu̇dirte, das Mühſame, auf allen Seiten an; und eben dieſes Mühſame und Geſuchte iſt wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um dieſe Urſachen auszudenken, brauche ich Gelaſſenheit und Nachſinnen. Wenn ich alſo dieſe Gründe gleichſam in einer Schlachtordnung nach einander

hinſtelle: ſo zeige ich an, daß ich nicht ſehr beſtürzt geweſen ſeyn muß. Keine Ordnung würde bey dieſer Gelegenheit die beſte Ordnung geweſen ſeyn. Wer pflegt gegen ſeinen Freund ſo ſtufenweiſe zu declamiren, wenn er ihm mündlich ſagen will, daß er den Verluſt ſeiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode ſpricht? Wäre der Verfaſſer wirklich gerührt geweſen, ſo würde ihm bald dieſes, bald jenes, von dieſen Umſtänden eingefallen ſeyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; ſo pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, ſondern an ſeinen armen Freund gedacht, und ſeine Empfindungen niedergeſchrieben: ſo würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden ſeyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau iſt geſtorben; ich bin betrübt darüber; bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daß ich dieſen vor und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieſes Modell getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht Einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abge-

meyne **Ordnung** giebt, die man ſchon im Vorrath hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief auffetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt *). Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey jun-

*) Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, manifesta sermonis vitia castigare; verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum — si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quod alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inseri oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si locus sit frigidior:

gen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebſter Freund,

„Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ſo ſchön „Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf „dieſer Reiſe haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich „ohne Ihre Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir „dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt ſchon be„ſtellt. Wollen Sie kommen? Ja."

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm ſpatzieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten, ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? „Daß ich Luſt hätte „ſpatzieren zu fahren; daß heute ſchön Wetter wäre; daß er mir „einen großen Gefallen erweiſen würde, wenn er mit mir führe." Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? „Nein, er kann ja eben „das Vergnügen in meiner Geſellſchaft haben, das ich in ſeiner „habe." Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden Sie den

si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius: aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. *De conscrib. epist.* p. m. 49.

Gedanken ſo, daß er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Laſſen Sie ihn ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm alſo „ſagen, daß ich überhaupt ohne ſeine Geſellſchaft kein Vergnügen „genießen könnte.“ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reiſe ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und ſagen Sie mir nunmehr, wie Sie ſchreiben wollen. —

„Ich werde ſchreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und fahren Sie „heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ein ſo ſchöner Tag, und „ich ſage Ihnen, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen „auf dieſer Reiſe haben werde.“ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er ſoll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm ſagen, daß ich ihm wieder eben „dieſen, oder einen andern Gefallen erweiſen will. Ich will alſo „fortfahren: Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen eben die„ſen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde.“ Dieſe Stelle iſt mir zu matt. Ihr, Sie können verſichert ſeyn, iſt nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben dieſen Gefallen wieder erweiſen wollen, iſt gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich will Ihnen alles wieder zu Gefallen thun, wenn „Sie mir dieſe Freude machen.“ Wollen Sie noch was weiter ſagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch einmal.“ Wie wollen Sie alſo ſchlieſſen? „Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich „bitte Sie recht ſehr.“

Nunmehr würde ich ſeinen Brief gegen den erſten halten. Ich würde ihm zeigen, daß ſeine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein beſondrer Zierrath in einem

freundſchaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf „dieſer Reiſe haben werden; denken Sie vielmehr daran, daß „ich ohne Ihre Geſellſchaft keines haben werde," weit beſſer ſey, als die ſeinige: „Ich ſage Ihnen, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft „kein Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werde." Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchließen ſollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefes hätte. Wüßte ich einen gezwungnen Brief von eben dieſem Innhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

„Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich „kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe „Geſellſchaft mir ſolches nicht gleichſam erſt angenehm machen. „Da nun heute überaus ſchön Wetter iſt, welches mich anreizet, eine Spatzierreiſe zu thun: ſo bitte mir die Ehre Ihrer „Geſellſchaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden ſodann den Wagen bereits vor „der Hausthüre finden."

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen, und mir die Urſachen ſagen müſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack, oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und aus dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können*), oder ſich mit Ueberſetzungen behelfen wollen.

*) Unter der großen Menge franzöſiſcher Briefe ſind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquiſinn von Sevigne, von

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird
ſehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe übe

ihrem Vetter, dem Grafen von Büſſy-Rabütin, von
Grafen von Eſtrades, von Crebillon, dem Jüngern
Racine, dem Aeltern, von Rouſſeau, und von Vo
ren, in ſeinen Werken, haben, unſtreitig die beſten. Ma
det die Briefe der Babet in den Lettres de Respect, d
gation et d'Amour de Mr. Boursault, à Paris 1667. S
muntre und witzige Mädchen beſchämt den Bourſault ſehr
ihre Briefe. Es ſind ihrer kaum dreyßig. Bourſault ſa
der Vorrede, daß er die andern weggeliehen und nicht r
bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieb
ſeinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die
von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Gri
geſchrieben, iſt bekannt. Man hat ſie in ſechs Bänden zu
1716 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von den
maligen franzöſiſchen Hof hat, wird freylich vieles nicht
verſtehen, oder nicht genug ſchmecken. Sie ſind von 167
geſchrieben. Die Briefe des Büſſy würden vielleicht noch
ner ſeyn, als ſie ſind, wenn der General, der Staatsmann
Academiſt, weniger darinn redete: mit Einem Worte, wen
Graf nicht eben ſo ſtolz, als kleinmüthig, wäre. Die S
des Grafen von Eſtrades, die zu Brüſſel 1709 in fünf B
unter dem Titel: Lettres, Mémoires et Négociations, hera
kommen ſind, und die er als franzöſiſcher Abgeſandter in H
geſchrieben, ſind für diejenigen, die in öffentlichen Angeleg
ten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verd
das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und
der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne
traut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen,
ſie zu verändern. Es ſind zugleich diejenigen Briefe mit
rückt, welche ſein Herr, der König, und Lionne an ih
ſchrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madam
M** au Comte de R**) verdienen in Anſehung der S
nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzi
ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daß ſie bei
Tode ſehr unruhig wird: daß ſie ſich die größten Vor
macht; und vielleicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie

Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn m
sicher unternimmt, und nicht Einsicht genug ir

doch mitten im Sterben ihren Grafen noch.
eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine D
menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind
ben, so darf man ein Frauenzimmer vom S
der Gemüthsart der Marquisinn voraus setzt.
schildern die Briefe der Ninon L'Enclos
de *L'Enclos* an Marquis de Sevigné, à la
menschliche Herz ab, und sie würden es no
dern, wenn sie nicht manchmal besondre Wa
meine verwandelten. Sie offenbaren in einer
boshaften Schreibart die verborgensten Gehei
scharfsinnig, daß man die erhabne Enthusiaster
Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angre
wenig würde man gegen sie einzuwenden hab
nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die an
der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen,
eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten!
würde vielleicht der Leser lieber aus dem Mu
verson, als aus dem Munde eines unverheir
mers hören wollen. Doch der Verfasser, ode
hätten keine bessere Person zu ihren Briefen
Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte:
freye Lencios am ersten schreiben. Uns den
Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind.
ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben.
findet man in den Mémoires de Jean Racine
heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Br
dern auch als Nachrichten, die das Leben
dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er
ter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtli
nem Sohne reden, so ist er immer Racine.
den Briefen, die er in seinen ersten Jahren ge
noch nicht reifer Witz verräth doch schon den
Geist. Die Briefe des Fontenelle verdien
größten Theils immer noch eine Stelle unter
chen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler d

hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halbgetreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn

aber wenn weis ein Fontenelle nicht ſeine Fehler durch Schönheit zu bedecken? Man hat von dieſen und von Crebillons Briefen eine deutſche Ueberſetzung; die erſte iſt von dem Herrn Profeſſor von Steinwehr, und die andre von Herr Straube. An den ſinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de *Lambert*, à Lausanne 1747) ſtehen auch einige ſchöne Briefe, davon man aber die meiſten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verſtande, nennen könnte. Wer den feinen Geſchmack des St. Mard kennt, der wird ſich auch von ſeinen galanten und philoſophiſchen Briefen, welche den zweyten Band ſeiner Werke ausmachen nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmrend wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedener franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem Conspectu Bibliothecae universalis Epistolarum, 38—58 Seite, Hanov. 1746. Es ſind nach dieſer Zeit noch eine Menge guter Briefe in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Einen groſſen Theil derſelben kann man in den geſammelten Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen, in 12 Bänden, und in dem Unterrichte und Zeitvertreibe für das ſchöne Geſchlechte in geſammelten Briefen und Erzählungen, beide aus verſchiedenen Sprachen ins Deutſche überſetzt, leſen. Dieſe letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgeſetzt und beſteht bereits aus 26 Theilchen. Man hat im Italiäniſchen bey nahe eine eben ſo groſſe Menge Briefe, als im Franzöſiſchen; gute und ſchlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis ſind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari, Ven. 1574. II. Vol.)

man nur den Sinn ſeines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthigt iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutſch zu reden *).

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von Andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie

und des Bonfadio nehmen unter den guten, ſo wie des Loredano und Lupis ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugeſtehen muß, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muß ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Metaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

*) Cicero ſagt, daß er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil, durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden, erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum usus adolescens, ut summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, ut, cum ea, quae legerem Graece, Latine rederem, non solum optimis verbis uterer, et tamen usitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae nova nostris essent, dummodo essent idonea. L. I. de *Orat.* p. 305. *l. c.*

unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem Andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen*), der wird ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtändig, bloß auf Andrer Koſten zu ſchreiben, als auf Anderer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Grenzen des Natürlichen**). Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich nichts thun,

*) Eum nemo potest aequare, cuius vestigiis sibi utique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

**) Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subdu-

als wehren, daß die gewöhnlichen
erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen
meiſten Gedanken in Briefen. M
die kleinen Umſtände, welche die G
mit Gedanken zu bereichern. Wer
den wird nichts rühren, als das Gr
wird von den vorkommenden Dinge
Art reden. Wenn man hingegen vi
bekömmt man viele und alſo auch n
Art entſteht das Volle und das Mur
unter vielen Vorſtellungen, durch
glücklichen Empfindung, die leichtes
wählen, und einen gewiſſen Woh
beobachten kann, der wird gewiß gu
ſem Grunde kann man ſicher ſagen
Frauenzimmer oft natürlichere Brief
perſonen*). Die Empfindungen de

cant. Ita nunquam putamus ei
est; sed ex aliis locis petim
Quinctil. L. 8. *Prooem.* Mit
zehnten Buche eben dieſes vort
redſamkeit zu einer Regel bey
chen: Si non resupini, spectat
murmure agitantes, exspectaver
res poscat, quid personam dece
humano quodam modo ad scribe
et initia, et quae sequuntur,
sunt enim pleraque, et, nisi co
ideoque nec indocti, nec rusti
Non ergo putemus semper optim

*) Ich will dem Frauenzimmer zur
dem la Bruyère anführen: Elle

und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weis, daß

Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours et des expressions, qui souvent en nous ne sont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche, elles sont heureuses dans le choix des termes, qu'elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté et semblent être faits seulement pour l'usage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, et de rendre délicatement une pensée, qui est délicate. Elles ont un enchainement de discours inimitable, qui se suit naturellement, et qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans nôtre langue de mieux écrit. *Tom.* I. pag. 152.

eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Juvenal*) die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Und es iſt keine geringe Freude für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den größten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, ſie werde ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nach-

*) Juv. Sat. 6.

läßigkeit vermieden hätte. Sie iſt außer der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn ſie erzählt, oder ſcherzt, eben ſo lebhaft in ihren Vorſtellungen, eben ſo fruchtbar an Bildern, eben ſo naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem Andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindungen erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung, zu denken. Er beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungene Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfordert, wenn wir unſre Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſätze und andere witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön, als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und des-

er andern Gelegenheit überflüssig ist, kann in derg
natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die
be, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder e
der That empfindet, dem wird es nicht schwer sey
en; es müßte ihn denn die Armuth der Sprac
gewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein
em recht übertriebnen Trauerschreiben sehen will,
hs Brief an die Frau von Bojanowsky*), üb
es Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst n
wie soll man denn da schreiben? Wie viel Con
viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit k
setzen! Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sonder
Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, ein
n stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nic
r eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder w
ngen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen
Charakter zu beobachten, den er vorstellen will
doch erinnern können, wie er selbst, oder Andre,

Herz entdecken ſoll; allein er muß ſie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt, oder komiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.“

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage, gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten

Strafe gemeiniglich die ſchlech
man ihre Herkunft, denen ma
ley, den Eigennutz, die Ell
ſind ausgedehnte, froſtige, übe
terie verändert ſich in dieſen E
Glückwünſchen, das Bezeugen
Hauptwerk, und die Gelegenhe
kann von einem ſo unfruchtb
ſagen? Und wenn es einmal
mal verändert thun? Wer ka
len, worüber die Perſon oft ſel
ſchreibt; wer kann ſich da imm
ben? Wer kann immer auf
Briefe, Glück wünſchen, ohne
ſes Compliment läßt ſich ſein
wenn man ihm nicht Gewalt
aus einem Complimente, wie n
Brief nach der Mode. Seine
und Schlußformeln nehmen,
in das Sinnreiche einkleiden,
mündliches Compliment nicht h
nach den Noten abſingen wollte
hältniß, das zwiſchen mir und
zum Anfange, oder zur Ausfüll
kurz, wenn die Beſchaffenheit
liger Umſtände uns nicht bey ſo
und uns zu einer guten Einkleid
immer leer und unnatürlich blei
wären glücklich, wenn die Mo
unter ihren Clienten abkäme.
Mann, an dem Neujahrstage, o
häuft von den ſchriftlichen Com

dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, wodurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey dem Ein„tritt des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch „abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch „sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen „muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befrie„digen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine ge„wisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz „mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glück„seliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Er„füllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der „ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.“

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch ist er redneriſch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn einmal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in seine Worte einkleidet, als wenn man sich der Canzleysprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch seine

curiösen Hof- und Staatssc
rath wohlstylisirter neue
Ich will aus dieser letzten Sa
führen.

„Wir zweifeln nicht, es w
„eilende Jahr bey allem hoh
„haben dahero zu Bezeigung U
„barlichen) Ergebenheit nicht
„neten Eintritte dieses instel
„ren, mit dem aufrichtigsten
„Ew. Liebden in diesem und
„selbst wählenden Fürstlichen F
„sonst zu Dero Contento ge
„wolle, die wir Ew. Liebden
„Dero hochschätzbaren Freun
„weisung ꝛc. ꝛc."

So muß man schreiben, w
will. Außer der Armuth des J
fen, macht auch der Respect den
chen Briefe schwer und steif. M
frey reden; und was ist alsdan
lich spricht? Man soll demüthi
wie leicht kann diese Sprache
Man soll mit großer Behutsam
hutsamkeit wird man oft kostba
des Ceremoniels schränken die n
ein, daß man diese oft unterdrüc
achten will. Die Art unsrer l
thut in dergleichen Briefen dem
Sprache viele Gewalt an. Wir
den gnädigen Herrn in die Gna

edle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen, aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; ſondern: nachdem, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey- bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren ſind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu ſich immer verſchiedene Umſtände, verſchiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu

rchten, daß ſie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, daß ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl derchen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als re, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht kfrig ſprechen ſoll: ſo muß man ſich doch auch nicht dem lzaciſchen oder Voitüriſchen Geſchmacke überlaſſen, und weder, e auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieſer Männiſt, immer auf Einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen en Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbrin, es koſte, was es wolle. Alles, was ſie betreten, ſoll eine ſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden , zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. blich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch Beſte, ermüdet, wenn es immer eben daſſelbe bleibt. Voie iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen*) angenehm zu leſen.

*) Der Herr von Voltaire ſetzet die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Bourſault und le Pays. (S. ſeinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitaval beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epi-

Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt*), und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief**) an die Marquiſinn von Montauſier ſeyn. Er wünſcht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

„Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des „bürgerlichen Lebens befreyen: ſo will ich mich doch meines „Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo „alle Privilegia aufhören müſſen, und Sie haben uns eine ſo „gute Nachricht von ſich hören laſſen, daß ich darüber vergeſ„ſen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich „aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von „Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen „Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie „hat mir die Freude gegeben, ſo wenig ich auch fähig war, „Freude anzunehmen. Da ſie mir nun die ſüße Gemüthsbewe„gung wieder gegeben hat, die ich gar verloren zu haben glaubte: „ſo halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für „mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen „finde. Die Feſttage Ihres Hauſes ſind keine Privatfeſte, und „bilden Sie ſich ja nicht ein, daß Sie nur für ſich allein glück„lich ſind. Nein, Madame, es iſt ein Licht, womit Sie die „Welt ausgeſchmückt haben; es iſt ein Glück, das Sie unſerm „Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und weil ich mich

stolaire, qui surpasse le stile fin et aisé du Comte de Bussy. S. *Causes célèbres*, Tom. VI. p. 317.

*) S. den vierten Theil ſeiner Werke, b. 92. S. Amſt. Ausgabe.

**) Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. p. 356.

„neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen „nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das „prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, „noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was ſich „von zwo Perſonen herſchreibt, für die ich eine ſo hohe Ehrer„bietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne „Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfüllen ſollen. Und weil „die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen ſelbſt „herkommen ſoll, als die vortreffliche Geburt: ſo glaube ich „auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu „ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin, zeitlebens zu „ſeyn ꝛc. ꝛc.“

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fort: „Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen „für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen „finde.“ Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich unmittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu

machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind. Man muß die geringen bald außen laſſen, bald etliche in Einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art, zu erzählen, iſt ſchon ein großes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt

macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht ſo häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſowohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope*) ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig, oder kurz, traurig, oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden,

*) Some beauties — no precepts can declare,
For there's a happiness as well as care,
Music resembles poetry, in each
Are nameless graces, which no methods teach,
And which a master-hand alone can reach.
Essay on Criticism, v. 142.

ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen, die eine Art der Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, vorausſetzen, haben wir die Erlaubniß, ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſo wohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſowohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir gute Gedichte leſen, in welchen alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt: ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glück-

lich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Pralerey, wenn wir sehen, daß er nicht sowohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind: so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindrucke angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechselung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann*). Man sollte also die

*) Vel ex poetis, vel ex oratoribus possumus iudicare, concinnam,

ſinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen, in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfaſſers nicht ſelten verrathen.

distinctam, ornatam, festivam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamvis claris sit coloribus picta vel poesis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. *Cic.* de *Orat.* L. III. p. 477. *edit. Elz.*

die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie
küsse, und redet doch selten ernsthaft von der Li
herz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspr
ihre ist Freude und Vergnügen, und ihre Liebe
diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen i
die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine
, welche Mannspersonen unverschämt lassen würd
hen sie wohl. Man muß auch mehr, als einen le
ihre Schreibart schmecken will. Eine Uebersetzu
man in gesammelten Frauenzimmerbriefen.
In solchen aufgeweckten Briefen trifft man versch
griechischen Briefen des Alciphrons und Ar
Wenn alle kann man sie von einem gewissen so
wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr fr
s im Griechischen nicht lesen kann, den verweis
g der Briefe des Alciphrons auf die deutsche Ue
n Professor Herels*). Außerdem hat man v

eine, obwohl nicht ganz getreue, franzöſiſche Ueberſetzung*). Des Alciphrons Briefe ſind zwar darinne nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen auch in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

„Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte „mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. „Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum „thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt „wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax, wel„cher geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende „genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein „Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann „nicht ſagen, wie ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil „mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode

oder ſechs und dreyßig Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, hat Aldus Manutius in zween Bänden im Jahre 1499 zuerſt heraus gegeben.

*) Lettres d'*Aristenete* aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d'*Alciphron*, traduites du Grec. à Londres 1739. Ariſtänets Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande.

„ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und be
„allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber deſſen
„blieb er betrübt, und rührte ſich nicht von d
„ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlic
„liche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzelei
„todt gegrämet. Ich weis, daß ihm meine Ju
„gewollt, und darum kann ich mir leicht einbi
„aber dieſe Zeitung geberden wird. Wie?
„Hätte er denn nicht können klüger ſeyn?
„hat es ihm ja genug gewieſen, daß er oh
„nicht länger leben könnte: Warum hat er i
„los gelaſſen? Ich bekenne es, meine Jungfer,
„und wann ich gewußt hätte, daß ich irrte, ſo
„ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungf
„mich quälet, Sie hat meine Liebe ſelbſt angez
„leicht ſchlieſſen, daß ein Menſch empfindlicher iſt
„und daß ihr alle Stunden an mir begegnen
„an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höre
„mich einzukerkern, und meynt, ſie habe ihre

„es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich „es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht ꝛc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer*), Franziscy. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus herseßen.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

„Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß sie „von mir schriftlich verlangt zu wissen, was eigentlich ein

*) Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höfliche verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherley Erfindungen so wohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularen, als vieler seltner Liebesfälle und mehrer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch E. F. 1679.

„Kuß ſey: da ich doch vermeine, es könnte
„ſchaft mündlich viel bequemer werden
„baferne ſie nur einen einigen aus gewogenen
„den mir entholte; würde ſonder Zweifel di
„pfindung ihr genugſamen Unterricht geben,
„ſey und bedeute, und was Sinnen-beliebt
„daraus entſtehen. Weil ſie deswegen die g
„tinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen, möchte
„lieber geben, als ſchreiben, wenn es nach
„und Gefallen ergienge. Ich will aber meine
„ihren Willen demütigen, und kürzlich ihren
„verrichten, ſo gut es immermehr möglich,
„welche ſich beſſer durch die That, weder
„Buchſtaben erklärt.

„Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolche
„Bedingung einiges Lohns nicht thun könne
„wenigſte ein paar Küſſe, zur Vergeltung mei
„über hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder
„davon geſchrieben.

„Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte S
„und Treubefliſſenen Willens: Ein Pfandſc
„Vereinigung: Die ſtumme, aber allervernehm
„des verliebten Herzens: Ein Geſchenke, da
„verliert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung
„linenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchlag
„Ein Karmeſinrothes Wundenpflaſter der L
„Lippenbiß: Ein holdſeliger Munddruck: Eine
„mit rothen Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuck
„ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflan
„Die allerſchnelleſte Frage und Antwort zwe
„vierte Grad der Liebe.

„Befindt Sie dieſe Beſchreibung und Eigenſchaften d
„Kuſſes nicht richtig: Wolan, Schönſte, ſo laßt uns ei
„nach der andern an unſern Lippen fürnehmen und examin
„ren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwa
„nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer k
rallinen Preſſe. Die Lippen ſind koralline Preſſen, denn ſie ſeh
roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker, z
ſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Ku
Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſtein
Hört man bey dieſer Abbildung nicht die Küſſe vernehmlich ſcha
len? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren:
ſind ſie freylich Feuerſteine. Das karmeſinrothe Wundenpflaſt
der Liebe, und die Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſi
nimmt, verſteht ſich von ſich ſelbſt. Daß aber der Kuß der vie
Grad der Liebe ſeyn ſoll, möchte manchem deswegen nicht gef
len, weil er nicht weis, was die erſten drey Grade ſind, u
weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen kön
ten; wozu das Vorhergehende, die allerſchnellſte Frage und Ar
wort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen ſcheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schrift
lieſt, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, we
ſie den deutſchen Witz zu einem Sprüchworte gemacht? In w
cher Sprache hat man, auch in den Zeiten des ſchlimmſten G
ſchmacks, ſo viel außerordentlich elende und ſo wenig ſchöne We
der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in
unſrigen? Und wann werden wir den Schimpf der ſchlecht
Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen könne
Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſp

unter den deutſchen Briefen, aus unſern Z
die freundſchaftlichen Briefe, in Anſeh
des Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchr
Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt
ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der
ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noc
an Briefen und Romanen fehlt, da man in d
die Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glü
Wollten denn gute Redner und Poeten nicht
Briefe ſchreiben? Sehen wir dieſes nicht am
und unter den Neuern am Chaulieu, an Racin
an Voltairen, an Popen*), an Swiften, un
Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bie
Briefe faſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem d
Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben

*) In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht n
ihn finden, was ſie von einem ſo groſſen Nam
glücklich hat einer ſeiner Landsleute das

in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache; und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten

zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beyden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eitle gute oder ſchlechte Meynung von unſerer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und, da dieſe ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprach-

fehler*) mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

*) — sed heus tu, qui *κανὼν* esse meorum scriptorum soles, unde illud tam *ἄκυρον*, *valetudini fideliter inserviendo*? unde in istum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium est proprium in officio — *Epist.* 17. Lib. XVI.

Briefe.

Erſter Brief.

An den Herrn Rittmeiſter von B***.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnü-

gen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das Wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze. Ich will Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein

Mann in einer gelben Perücke, in ei
ledernem Weſte, mit einem ſchwarze
die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſe
ſahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt
feſt zu, damit er nicht etwan mitten
mir probiren möchte. Indem ich die
will: ſo ſtößt er mich ziemlich freund
präſentirt mir ſeine beinerne Schnupf
fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich
Leipzig, und machte ihm eine finſtere
ihm oben wollte. Aber je finſtrer ich
er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort
morgen der Execution in Zeiz mit
arme Sünderinn geköpft werden, un
ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will
ſen wird. Er hat mir geſchrieben, i
ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wer
wagen wollte: ſo bin ich doch da. I
Schultern ſteckte: ſo muß er bey mi
Hier fühlte ich wirklich nach meinem
ſah das Stühlchen bringen, ich ſah
blauen Mantel hervorragen, ich ſah a
übrigen Reiſegefährten, der, wie ich
weber war, bezeigte unſerm ehrwürdig
achtung, und erkundigte ſich ſorgfälti
ſonen, die in dieſem Jahrhunderte i
than worden. Und das war unſern
Er erzählte mit einer henkeriſchen Be
denen er als eine Hauptperſon, oder
ſeines tragenden Amtes, das hieß, ſei
beygewohnt hatte, und wünſchte nic
künftiges Jubiläum recht feyerlich, n

in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher, als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R.... Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier, wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses; als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J.. an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Tabak an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund,

und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an; ich dachte, Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden — Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht, denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge

Laſſe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. — Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach, Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mit ſchekerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie,

daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stuhl auf den Tiſch, und mich auf den Stuhl, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandenen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;

In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſie beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O P.. mein ganzes Herz iſt Dein.
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.

„Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,
„Daß wir kein größer Glücke wissen,
„Als uns Zeit Lebens zu genieſſen,
„Als uns zu sehn, zu sprechen, und z

Ich denke noch mit einer Art der Entzücku
Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft ur
vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe.
kleine Miene, mit der Sie einander liebkose
send schöne Dinge sagen. Ich höre noch
Lobsprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemal
sehe noch die Röthe und die niedergeschlagne
Lobsprüche abnöthigten. Ich höre sie noch
nicht loben sollten, und jedes Wort überzeu
es verdient. Warum kann ich denn nicht o
und an Ihrem Beyspiele die Stärke der
und der Klugheit kennen lernen, wodurch S
verdienen, indem Sie sie befördern, und w
einen Zuschauer, allemal auf ganze Tag
machen würden! Ja, liebster P... wenn
ich käme noch heute zu Ihnen, und in
Ihrer Seite. Doch es soll mir so gut nic
mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit
erst wieder zu sehen. Aber werde ich den
nicht wenigstens einen Brief von Ihnen erh
Das wäre zu viel! Wenden Sie nur ei
denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht s
an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie bei
Wunsche leben; daß Sie den Neid eben
Glück; daß Sie mein Freund sind: so will
schreiben, ohne eine Antwort zu begehren.

Vierter Brief.

An eben denſelben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten, ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieß iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?
Mit Dir ſich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedauernswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe

llem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmück
von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtille
Geiſtes gemacht hat; ja, betrübter Freund, m
weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge v
lbſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau
rieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: „Al
verlaſſen? O Gott, warum habe ich Sie kenne
ich Sie lieben müſſen? Sie, Sie machen mir
r, ſonſt nichts in der Welt. — Kann ich Sie
ein Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht mein Will
deinige geſchehe! — Verlaſſen Sie mich. Ich
werde.“ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen
ſetzet. Es iſt die größte Betrübniß für Sie darin
ihr viel Troſt. „Verlaſſen Sie mich. Ich lieb
werde.“ Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine
n Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. N
die weder den Werth der Freundſchaft noch der
ehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an,
ich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließe

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß iſt der einzige Troſt, den Andre, und wir ſelbſt uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den Herrn von E***.

Halb iſt es Rache, daß ich Ihnen ſo ſpät antworte, und halb Beſchäfftigung. Rache? werden Sie ſagen; Iſt nicht mein langes Stillſchweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entſchuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E..; Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für dieſe Beſcheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundſchaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer ſo wohl wiſſen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period iſt nunmehr vorbey. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das ſagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde ſind. Aber, wenn Sie mir geſchrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: ſo hätte ich Ihnen auch in voller Empfin-

dung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, iſt ein ſicheres Verdienſt zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich dieſe Ehre verdiente! Aber nein, ich ſage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene ſie nicht; und dennoch wünſchte ich, daß Sie dieſe Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausſpruch nicht wieder zurück zu nehmen; ſo ſehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieſes iſt eine Eitelkeit, über die ich bey Andern ſpotten würde, und mir vergebe ich ſie ſehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobſpruche von hundert andern Fräuleins ſehr gleichgültig geblieben ſeyn würde. Ich danke Ihnen alſo, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewiſſen edlen Empfindung, zu der man allein fähig iſt, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben dieſem Briefe an Ihre Freundinn gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichere Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück

zu danken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen, als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine ſo wohl, als —? Doch Sie würden böſe werden, wenn ich den Gedanken fortſetzte: und eben ſo wenig darf ich Ihnen ſagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verloren hat, ſeit dem Sie nicht mehr hier ſind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unſrer Geſpräche ſind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünſchen können, das Ihre Eigenſchaften verdienen; alles dieſes darf ich Ihnen nicht wohl ſelbſt ſagen. Ich ſchließe alſo, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo,

mir nur ſelten, oder nur in ein Paar Ze
aus dieſer Bitte zu ſchließen, daß ich lie
gen entbehren, als Ihnen die geringſte M
Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tuge
Hochachtung für eine Perſon hat, als ich
lein, habe. Aber warum haben Sie es
verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem
dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen
viel zu ſehr, als daß ihr auch das gering
beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und
gut auf die Sprache der Ueberzeugung,
meinen Worten, und aus dem Tone ſelb
geſprochen habe, hätte ſchließen ſollen, daß
cheley wäre. Sie kennen überhaupt die
vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben
dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtu
mehr erwerben, und Andre nöthigen,
wiederfahren zu laſſen, die Sie ſich ſelbſt
haft und richtig denkt, wie Sie, mein
allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je
ſchön zu ſchreiben. Man lobt die nat
Briefen der Madam Sevigne, ungeachte
Ausdrucke; und ſelbſt ihre Nachläſſigkeit
dig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräu
ſchlecht in den Briefen übertrifft, und S
ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben
tiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtig
noch im Stande ſein, richtig zu urthe
ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie
gnädigen Andenken, und glauben Sie, d
Ich habe die Ehre, zeitlebens zu ſeyn ꝛc

Achter Brief.

Madam,

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als Ihr C.. ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und — darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q....? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann — Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdient es ja wohl! — Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Ducaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken; mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. — Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen,

in der Sprache der Betschwester zu rede
daß Ihr Mann guten Ungrischen Wein,
im Keller haben soll. Sagen Sie ihm
einem Antheil sehr beliebt bey mir mad
mein ehemaliger Respondent, das Präs
abtragen könnte. Ich denke überhaupt, i
kommen; denn ich möchte Sie gar zu
lassen. Es sind freylich sechzehn Meilen
Weg; es ist kalt: aber alles dieses wi
Das menschliche Leben ist kurz, ich wil
einmal sprechen, und Ihnen ganze Woch
ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich
noch bin ꝛc.

Neunter B

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für al
vierzehn Tagen ein rechter Heavtontim
mich immer ein Wort brauchen, das S
das ich Ihnen vielleicht selbst nicht re
schickt sich dem Klange nach gar zu gut
Lesen Sie nur das Wort noch einmal.
fälliges und verdrießliches bey sich, daß ic
gegen ein anders vertauschen würde. Ge
unzufriednen und mürrischen Menschen b
mirs; und wenn es auch was anders bed
doch durchaus, daß es einen Unzufriednen
ich, Madam! Ein vollkommner Heavtont

vierzehn Tagen? Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe närriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen: ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof. Ich beſehe die Leichenſteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloſchnen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er ſtarb alt und Lebensſatt: ſo bewegt ſich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem beſſern Verſtande, als ich es einmal in meinem ſiebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindiſcher Wunſch damals fehl geſchlagen

seyn mochte. Genug ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weis ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese List nicht? — Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin? Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die größte Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenſt, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L... haben bekannt machen wollen. Er iſt aller meiner Freundſchaft und Liebe werth, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften würden mir ſchon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigſten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntſchaft geſucht hätte. Um deſtomehr werde ichs thun, da mich die Freundſchaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen ſeinen Herrn Vater dazu verbinden. Geſetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder ſelbſt begangen habe, oder wohl noch begehe: ſo wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn können. Gelehrt werden ihn ſchon andre Leute und ſein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H—g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe

ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt: ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H.., es iſt mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von Niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner ſind: ſo will ich Ihnen wider meine Neigung verſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn

möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrü
so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, d
Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden red
weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu se
hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr sin
aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letz
Brief der Madam S.. vorgelesen, und sie war böse, daß er
kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich
ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? W
macht denn der Herr Major G...? Sagen Sie ihm nebst t
send freundschaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von n
und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat w
jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie
kennen, ohne sie gesehen zu haben, und ohne ihren Namen
wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey unbeka
ten Schönen, (wofern anders dieser Brief in Ihre Hände ko
men sollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L... zu m
und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gü
gewesen sind, mich grüßen zu lassen, und meine Schriften r
Ihrem Beyfall zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigk
besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, g
nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Nam
hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war
boshaft und so eigennützig, daß er mir nicht darauf antworte

„Ob Sie die Namen wiſſen oder nicht, ſie
„es ſind drey angenehme und kluge Fr
„Schweſtern, die den Geſchmack und Ih
„ten lieben. Das iſt alles, was ich Ihne
„nen in G... Sehen Sie, hier ſteht es;
„nicht, und wenn Sie auch vor Neugi
„auf einmal bekommen ſollten.“ Dieſe
ment beleidigte mich um deſtomehr, da
ſpruche, den Sie mir ertheilet, noch g
verbarg ich meinen Unwillen mit einer g
die ich vor einigen Jahren bey einem b
hen hatte, und fragte ihn ganz demüthi
einen kleinen Brief an dieſe drey arti
wollte, aber verſiegelt. Ja, ſagte er, wei
ſo will ich eine Pfeife Taback bey Ihne
die Pfeife aus iſt, ſo muß der Brief fert
ihn in meinem Leben nicht. Ach! der b
er den Knaſter aus. Er ſteht gar au
noch mit Ihnen reden. Ich habe mich
Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nei
Sie ſo gern um Ihre Freundſchaft bitte
geſſen, wenn ich anders will, daß dieſe
Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir
Eil zu ſagen, daß ich mit einer ausnehm

Vierzehnter B

An den Herrn Sek

Sehen Sie wohl? Ein rechter deu
Oſter- oder Michaelismeſſe vorbey laſſen

geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich laſſe mir mein Recht nicht nehmen; ich ſchreibe, ſo lange ich geſunde Hände habe. Es iſt gar zu hübſch, wenn man ſich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf dem Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände, und ſchreibe, was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brodt war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph, ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckicht darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen: ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherſchreiben muß ihm recht

von der Hand gehen. Ihr Narr, spr
Mann, wo ihr das Buch gekauft hal
er handelt nur damit. Seht doch,
dachte, es wäre der Herr selber, ich hät
nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte
mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich ho
bilder vermathen sollte, und er that es
außerdem würde ich mich dem Bauer s
Sie nur hätten sehen sollen, mit we
der Bauer betrachtete, wie freundlich
kopfte, und mich ermahnte, mehr solch
ben. Ich war den ganzen Tag außero
stellte mir alle meine Leser von dem
bauer vor, und beschloß den Augenblic
der G— fertig zu machen, den Sie n
Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder
müthig darüber. Endlich antworten
ich Ihnen keine solche merkwürdige Hist

Funfzehnter

An die Mada

Sehen Sie, wie ich mein Wort h
gereift, so schreibe ich schon an Sie, u
lange schreiben, bis ich Sie wieder zu
der That sind auch seit zweymal vier
eben so viel Ursachen entstanden, die
verlangen scheinen. Ich will Ihnen n
Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmitta
kleinen Friesel bekommen. Er hat n
Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich

chen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ich es für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porcellantisch umgestoßen, und gestern Nachmittags — darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! — gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch Eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondere Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B.. mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L.. verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl — Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie — Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Baſe erzählt. Sie ſagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abweſenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B.. kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne,

und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G.. ziehen. Nach G..? warum denn das? Um den guten Geſchmack befördern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreißig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchließen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkoſungen machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G.. leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Hochzuehrender He

Ich kann Ihnen nicht genug
gen nach Ihrem nähern Umgang
lüten unter meinen andern F
glaube ich nicht, daß wir jemals
uns von Person zu sehen und zu
Welt. Da sollen unsre Umarmu
eine gewisse Stimme in unserm
sind, die sich einander suchen. G
lust um das Gefühl der Freundsch
ke dieses Geschenke des Himmels
wissen! Das Andenken Ihrer
schwere Stunden erleichtern helfen
tigen thue Ihnen eben diese Die
stens zu. Was würde die Welt,
fähig ist, von uns denken, wenn s
man uns nicht für Schwärmer in
was gehen uns die Blöden an,
kennen? Ich würde mich kränken
wäre, Sie zu lieben, und den We
finden. Ich will nunmehr die A
auf einige Augenblicke vergessen,
ten Werken reden. Ich habe sie
allemal sehr schöne Stücke darinne
sie mir niemals gefallen. Lassen S
mein lieber Freund. Ich bemerke
Verbesserungen, einen gewissen
der sich bald von der kurzen un
bald von der Tyranney der Rei
dem Sie durch alle Mühe nicht

der für die Kenner ſtets beleidigend bleiben wird. Ich habe ſie meine Freunde leſen laſſen, die alle ſchon Ihre Freunde ſind; und alle dieſe ſind meiner Meynung, und wünſchen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimloſe, als gereimte Gedichte zu leſen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Proſa aufzumuntern, in der Sie ungleich ſtärker und neuer ſind, als in der Poeſie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelaſſen in die Ausgabe Ihrer Poeſien willigen ſollte. Verlangt aber Ihr Glück dieſes Opfer, ſo wollte ich doch wünſchen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk ſetzten. Ich ſage Ihnen dieſes mit ſchwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur ſtrenge ſeyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienſte genug um den guten Geſchmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den ſchönen Wiſſenſchaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen ſonſt Ihre Amtsgeſchäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umſtänden gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Perſon gekommen; aber funfzig Meilen, das iſt freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſte und allen, die zu Ihrer Freundſchaft gehören, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen ſeyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein,

ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich ga
then kann; und ſo grauſam auch
meinem letzten Briefe über Ihre
doch nicht die geringſte ſchlimm
Ich ſah wohl, daß Ihnen mein
ich mittheilte von meinem Herzen
auch, daß die Aufrichtigkeit n
Schmerz bald heilen würde. I
denkeit, mit der ich Ihnen eine
noch weit mehr auf Ihre eigne E
rühmliche Begierde, ein Autor zu
es, ſo iſt man unruhiger, als je
ſchung der Welt, die Zahl der
ſo ſehr bedaure ich oft das Schi
tauſendfacher Mühe den ungewi
der am Ende noch ſchwerer zu b
Ja, lieber Herr Paſtor, ich fre
mich ausnehmend, wenn ich ſolc
Ihrigen ſind. Ich gefalle mir;
gegründeter Tadel reißt alle m
Begierde, immer einen neuen Be
lichen Gedanken: Wird es dir
vergebens, nicht zum Untergange
Ach was ſind das für heimliche
Sie ja das Vergnügen eines Au
gen Sie mir nur, und wählen
preche ich Ihnen viel Glück, und
Sie viel Ehre. Vielleicht iſt I
oder Unglück aufgehoben, ſich d
Wie werde ich mich nicht freuen,
Parnaſſe zeigen kann, den ich
den er nunmehr zu erreichen ſu

bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G.. iſt ſchon an der Michaelismeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache, auf meine Langſamkeit böſe zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, dem ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daß ich ſie verdienen mag. Ja je gewiſſer ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigſtens eben ſo gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebſte iſt, wenn ſie nur ſchon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich ſehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich ſehe

Dereinſt noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft,
Ihre Briefe, ob Sie gleich nich
ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitt
ſter das ehrerbietigſte Complim
wünſche ich dem, der ſie verdien
Ich bin mit der aufrichtigſten Ho
und Diener.

Ein und zwa

Hochzuehrender

Um mich wenigſtens durch e
Herrn von G.. verdient zu ma
zu ſeiner Erziehung thun. Er i
mehr natürlich und einfältig, u

Der junge Herr mag ein S
oder ein Soldat, oder ein Beſi
ſo kann er nie zu viel lernen,
zeitig anfangen. Die Erziehun
niſſe. Ein Hofmeiſter kann un
er auch viel weis: ſo hat er d
zu unterrichten, oder ein jung
unterhalten; und dieß gehört
Erziehung. Wir müſſen leicht
wiſſen, wie viel wir zu lernen
lernen, wir müſſen auch beyzeite
allein, die Welt zu Hauſe iſt nic
nur immer einerley Geſchöpfe, u
den, ſo bemerken wir auch Ant
gern ſchläfrig in unſerm eignen
Sitten, wo nicht rauh, doch zu

zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es sowohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G.. hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen, zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf — als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechszehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre

eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechszehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die bösen Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke, zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K.. zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime;
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchließen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben. — Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie dieſe aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu ſchreiben, und ich würde Sie recht inſtändig darum bitten, wenn ich dieſes Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beſtändig mit der größten Hochachtung ſeyn ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Meine Schweſter hat Ihnen geſagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen laſſen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben ſo gern ſchicken, wenn ichs nur noch hätte, aber ich habe es nicht mehr. Wo haſt dus denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es — ſoll ichs Ihnen ſagen, meine liebe Mama? Ich habe es — Sie

nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geſchwind laß dirs wiedergeben, und ſchicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann ſelbſt mit. Ich bin ihr gut, ſie iſt mir wieder gut, und ſo ſind wir einander ſchon lange gut geweſen, und ich denke, wir werdens noch lange ſeyn. Sage mir nur, ob das dein Ernſt iſt? Du biſt ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht ſo gewogen geweſen? Das weis ich ſelbſt nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen ſehen ſollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt recht artig, und in meinen Augen ſchön. Sie ſieht faſt ſo aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, abgemalt ſind. Laſſen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich ſie denn nicht einmal mit nach Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann bewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolch Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann: alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit reden; und ehe ich dieß anhöre, ſo will ich die Angſt, zu Halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich von neuem malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das

arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr als zehnmal die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsenen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sahe zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten: aber den meisten sahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein besseres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Bu-

ſen ſtecken hatten, oder deren Taſchen dicke
die wenigſte Mühe. Was konnten ſie ande
als Diſputationen, und Werke mit Dedica
den armen Herrn Grafen in meinem Her
über die Ungeſtümen, die den Großen ihr
chen. Kurz, ich ging fort, und glaubte, d
gehen mehr Ehrerbietung für den Herrn
meine Collegen durch ihr hartnäckiges Wa
ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie
Bruder hat mir gemeldet, daß er bald he
doch nicht recht, daß Sie ſich in der Lieb
laſſen. Machen Sie doch bald Sich und

Ich ſing alsdann gewiß ein Brautgedich
Wovon? das weiß ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt; von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zau
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſt
Die Blöden oft mit Witz begeiſtert,
Die Klugen albern macht, die Treuen
Die Freyen ſpröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Sin
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter
Die heute noch den Töchtern und der
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleich
Bald aus der Jugend lacht, bald aus
Aus dem Bramarb bramarbaſiret,

Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſüßen Herren raffiniret;
Dieß alles ſäng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, außerdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchließen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Friderici, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief:

„Mein lieber Freund,

„Wundern Sie ſich ja nicht, daß ich ſeit etlichen Jahren noch „keine Zeile an Sie geſchrieben habe. Ich bin E.., das iſt „genug geſagt. Eben ſo wenig müſſen Sie ſich wundern, daß „ich Ihnen Ihr Manuſcript noch nicht geſchickt habe. Es iſt „wahr, Sie haben mich darum gebeten; Herr G..r hat auch „ſchon etlichemal deswegen auf mich geſchmählt, ich habe es „auch fortſchicken wollen; aber, wie ich ſehe, liegt es noch da.

„Je nun, wer kann ſich helfen? Genug, daß Sie Ihre Ge„dichte itzt erhalten, und zwar in eben der Beſchaffenheit, wie „Sie mir ſie auf meinen Tiſch gelegt haben. Sie irren nicht, „wenn Sie glauben, daß kaum die Hälfte davon gut iſt. Wer„fen Sie die angeſtrichenen weg, und heben Sie die andern „bis zu einer neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind ſie „noch eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurichten. „Denn im Vertrauen geredt, ſie ſind weder recht gut, noch „recht ſchlecht:

As heavy mules are neither horse nor ass,

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Ihr bischen Eng„liſch vergeſſen hätten. Hätten Sie mirs doch von meinen „Gedichten bewieſen, werden Sie denken; aber ich antworte „mit dem Cicero: Neque — si quid est evidens, argumen„tari soleo: perspicuitas enim argumentatione elevatur. „Alſo brauche ich keine langen Critiken zu machen, und zwar „aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lieber Freund, keine „Gedichte mehr!

O Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch das Urtheil „ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den guten Knaſter „bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich habe mirs recht „gut mit Ihrem Bruder ſchmecken laſſen. Ich weis nicht, es „iſt alles ſo niedlich, ſo himmliſch, was von Leipzig kömmt. „Immer fahren Sie fort, mir von Meſſe zu Meſſe ſo was „zum Weine zu ſchicken. Ich will auch heute Ihre Geſund-

„heit bey Renkendorfen trinken. Ich bin, ohne es Ihnen un„ter etlichen Jahren wieder zu schreiben, Ihr Freund und „Diener E...“

Dieß ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder, und schreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und schieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie leugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu ist Ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft, liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie diese Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuth-

lich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in solche Umstände verwickele, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verleumdung, und Großsprecherey selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Comödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bey sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren.

Aber, werden Sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Comödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie

leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefä
keiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrößern, bey aller G
genheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaf
die er etwa noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und
werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemüthsar
verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich zi
kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man
den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir L
und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben.
soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine
ster recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichsten Seite
werfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns
dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem H
gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht da
Schuld, weil sie eine Comödie ist; eben so wenig, als ein L
indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Sc
an dem Ekel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimme
mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Ekel g
die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts f
bares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt
kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in di
Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben,
nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst wider
Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu stre
scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beyme
Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu mac
weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Ka
die den Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit g
die Geizigen eben so wohl Gelegenheit geben, als die Comöd

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob
mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was

Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten? Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſogar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Verſtellungen und Betrügereyen, die grenzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreißer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten

Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affecte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung

ſetzt: ſo ſind wir ihr für dieſen Dienſt ſehr verbunden. Je mehr ſie uns an Beyſpielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und geſittet iſt; deſto mehr wird ſie uns zu beiden Eigenſchaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für ſehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen: ſo lehren uns dieſe zugleich, was wir ſeyn ſollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünſtigen, macht dieſe weit verächtlicher; ſo wie dieſe jene im Gegentheil erhebt. Freundſchaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menſchliche Geſellſchaft ruhig machen, ſollten zum Beſten der Tugend eben ſo reizend auf der Schaubühne vorgeſtellt werden, als man die ſchlimmen Neigungen ungereimt und widrig abſchildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, ſcheint bloß die Verſchwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu ſeyn glaubt, um ſich blos zu beluſtigen, kann allerdings nie zu ſorgfältig mit ſeiner Zeit umgehen. Indeſſen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande iſt, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie ſagen, ſind denn dieſes eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieſer Zeit nicht noch etwas nützlicheres vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müſſen beſondre Umſtände rechtfertigen, wenn er ſich keinen Vorwurf machen ſoll. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß wir zuweilen von unſern ordentlichen Geſchäfften ausruhen müſſen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieſer Abſicht iſt das Vergnügen eben ſo nothwendig, als die Arbeit, weil dieſe ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und ſchläfrig, von ſtatten geht. Wenn ich nun dieſe Erholung, dieſes Vergnügen in der Comödie finden kann: ſo iſt meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die

Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affecte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung

zu hören: diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstule vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die Wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die Meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlanget; so gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten, oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die sich für Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele, auf das Theater lassen. Er würde sogar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Ge-

Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unſer Geſchmack, unſer Verſtand, unſer Herz, unſre Sitten und Lebensart können darinn verbeſſert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem gutem Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf verſchiedne Weiſe. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er ſo allgemein iſt. Es iſt wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Geſpräch, zu Hauſe leſen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorſtellung auf dem Theater die Comödie erſt recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geſchicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden ſie entweder gar nicht leſen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorſtellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß ſie etwas anhören würden, was ſie oft nicht wiſſen wollen? Die beſte Comödie verliert ihre Kraft, wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit findet. Und man lieſt doch meiſtens, oder läßt ſich ſolche Stücke leſen, weil man mit ſeinem Nachdenken dabey müßig ſeyn will. Ein guter Acteur iſt bey dieſer Krankheit der beſte Arzt. Er zwingt uns durch ſeine Geſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit ſich hindurch, ehe wir wiſſen, daß wir ihm ſchon ſo weit nachgefolgt ſind. Wenn alſo witzige und moraliſche Geſpräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: ſo ſind doch die Comödien, in ſo weit ſie öffentlich vorgeſtellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, dieſe doppelte Abſicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu leſen und

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von.. Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzählen, doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammenhängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was

ſchlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatſchen der andern die Augen niederſchlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Perſonen müßten alle Stücke ſicher beſuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und ſchöne Stücke zu liefern, müßte der Aufſeher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erſte oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geſchieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anſtalten ausgeſetzt werden. Wie ſehr würde dieſes den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch ſeine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine anſehnliche Beſoldung und einen gewiſſen Rang bekommen, damit ſie ordentlich und anſtändig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie ſo eingerichtet wäre, wie ſie ſeyn ſollte; ſo wäre ein guter Acteur ein ſehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Menſch würde ſich ſchämen dürfen, eine ſolche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Koſten erhalten werden. Man müßte beſtändig für gute Muſik ſorgen, damit auch auf dieſer Seite das Vergnügen der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt, unterſtützt werden.

Und wenn die Comödie eine ſolche Gewalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwan

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kur
und melde Ihnen zugleich, daß ic
werde an Sie schreiben können. I
Frauenzimmern zu beantworten; ei
Sehen Sie, was es für Mühe ma
lich ist! Ich kann sie nicht einm
werden mir schon auf mein Wort
unter allen den Briefen keiner
Ihrige; allein ich finde doch auch in
in dem Ihrigen, und mehr Verlan
müßten also sehr ungerecht seyn,
wollten, daß ich unsern Briefwechsel
diesen guten Freundinnen geantwo
dieses nicht deswegen, als ob ich
windung nöthig hätten, meine Bri
um Sie zu überführen, daß ich au
mir leicht erlassen würden, nicht o
absäume. Bin ich nicht bis zum

Acht und zwanzi

An den Herrn S

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich
Sie stets haben werde, und wenn
künftig eben nicht fleißiger an Sie
so würden Sie etwas wissen, das
und das dem ungeachtet sehr wah

ich für ein ungezogener Menſch werde. Ich ſchreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenſter, die ich ſeit Oſtern hätte beantworten ſollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen ſind; allein ich mag es auch nicht wiſſen. Ich müßte ſuchen, und wenn ich ſuchte; ſo würde ich viele andere finden, die ich gar nicht ſehen mag. Alſo mögen ſie alle liegen. Wenigſtens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübſch. Sie führten mir auch einen Lobſpruch aus einer gewiſſen Schrift an, dafür ich Ihnen ſehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wnen Sie mirs demonſtriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Er iſt ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger. Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun, das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen; ſo werde ich doch auch — Erſchrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin Ihr ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich

Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt ur
man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln
doch an keinem Orte in der Welt beſſer.
es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die
nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus,
Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft
an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur,
Le saphir brille moins, que le ciel, q
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son
Lever, luire, monter et tomber le sol

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburt
lich gern für meine eigne Arbeit ausgeben,
Sie niemals über das Gedichte des Herrn
de la patrie kämen. Ach, Madam, thun
fallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, di
weit annehmlicher, weit natürlicher ſingen,
Ich ſitze eben itzt unter den beiden Linden,
dem Jahre meiner Geburt hat ſetzen laſſen
aufwachſen ſollten. Was für unſchuldige Fr
dieſen freundſchaftlichen Bäumen, die mit Fle
ten werfen, die heute mit Fleiß ſüßer auf
weil es mein Geburtstag iſt! Seyd mir g
Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit
erbauet habe, in dir ſitze noch einſt der
Freundes, und erinnere ſich ſeines Vaters
digen Zähren! Vergeben Sie mir dieſe
Madam, ſie hat gar zu viel Wolluſt für m
nur unter meinen Zeitverwandten, unter
ſollten ſitzen ſehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäfftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald — Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weissen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mu
dieſer Gegend beytragen. Alles, was
und Gewiſſen. Laſſen Sie mich imme
mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit habe
Schweſter aus einer von meinen Sch
chelt die ganze Zeit über. „Das he
„fängt ſie endlich an. Wer muß ihn
„ben! — Er hat es doch auch ſell
„freylich wohl eine Freude, wenn ic
„Leute werdens doch aufrichtig meyn
„zuweilen in ſeinen Schriften von de
„thut er nun gar nicht, als ob er de
„— Je nun, man kann ja einander
„Er iſt ſtets ſtill und eingezogen g
ich gefalle mir in dieſem mütterlichen
ſchuld, mehr, als wenn mich eine gan
Wie glücklich bin ich, daß ich von il
hert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unte
Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn,
keinen glücklichern Tag in meinem Le
werde Ihnen zu Ehren heute wohl
mehr trinken, und meine Mutter, die
will ich zu einem ganzen verführen.
wir wollen Ihre Geſundheit trinken.
genug geſchrieben. Leben Sie wohl.

Dreyßigſter

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunne
ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie n

ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weis, daß Sie gern sitzen und schreiben; allein, ich sage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, „sagte ich, darf ich denn nicht wenigstens drey oder vier Briefe „von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird mir doch nichts schaden!" Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnenkur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Practicus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer denken darf. —

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachlässiger Freund bin, weil ich ein nachlässiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieſer Gegend beytragen. Alles, was ſie redt und thut, iſt Liebe und Gewiſſen. Laſſen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit haben. Letztens lieſt ihr meine Schweſter aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübſch gegeben, „fängt ſie endlich an. Wer muß ihm doch das alles geſagt haben! — Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? — Ich habe „freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben höre — Die „Leute werdens doch aufrichtig meynen — Ich höre, daß er „zuweilen in ſeinen Schriften von der Liebe redt, und äußerlich „thut er nun gar nicht, als ob er dem Frauenzimmer gut wäre „— Je nun, man kann ja einander in allen Ehren gut ſeyn. — „Er iſt ſtets ſtill und eingezogen geweſen.“ — Ja, Madam, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. — Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geſchrieben. Leben Sie wohl.

Dreyßigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe

Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L.. der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich, und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie, und Doris, und Aemilie mit der Schwedischen Gräfinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe

ſo ſehr werth war, und verdienen E
dem verlornen gleicht. Ich wünſche
vielen andern, und bin mit aller Hoc

Drey und dreyßig

Hochwohlgebohrne

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo
war, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß i
tig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich
nichts, daß Sie mir ſagen, Sie mü
neue Schreibart annehmen. Sie ſchläf
Liſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch
Sprache der Kanzley die Sprache der
in Ihren Briefen eben ſo ſchön deutſc
Sie niemals mit Acten etwas zu thun
Sie haben mir durch Ihren Brief ei
macht, für die ich Ihnen um deſtomeh
dadurch bald eine neue zu verdienen
Beſchreibung von der Univerſität ...
Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß
iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen,
frey, wo nicht gar wild, leben. Ihr
zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in d
vier bis fünf Stunden des Tages hör
chen, was er will. Er mag trinken,
ſich herumſchlagen, er mag ſich anderi
ſen, das hat nichts zu ſagen, er bleibt
dent; und die Seele des Studirens iſt
Sitten ſind etwas cyniſch. Dem u
gern, daß man ein gelehrter und g

Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L.. der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich, und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie, und Doris, und Aemilie mit der Schwedischen Gräfinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe

ſo ſehr werth war, und verdienen
dem verlornen gleicht. Ich wünſch
vielen andern, und bin mit aller Ho

Drey und dreyßi

Hochwohlgebohrn

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo
war, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß
tig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich
nichts, daß Sie mir ſagen, Sie m
neue Schreibart annehmen. Sie ſchl
kiſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch
Sprache der Kanzley die Sprache de
in Ihren Briefen eben ſo ſchön deut
Sie niemals mit Acten etwas zu thu
Sie haben mir durch Ihren Brief e
macht, für die ich Ihnen um deſtom
dadurch bald eine neue zu verdienen
Beſchreibung von der Univerſität .
Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß
iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen,
frey, wo nicht gar wild, leben. Z
zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in
vier bis fünf Stunden des Tages h
chen, was er will. Er mag trinke
ſich herumſchlagen, er mag ſich and
ſen, das hat nichts zu ſagen, er blei
dent; und die Seele des Studirens
Sitten ſind etwas cyniſch. Dem
gern, daß man ein gelehrter und

hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich w
keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben kö
Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein an
mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch
vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut,
man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So
weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es
aus den Erzählungen der Andern. Ich selbst bin niemal
gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschrei
für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie
ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und
Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtun

Vier und dreyßigster Brief.

An den Herrn Grafen von L**.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine
genheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufw
kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Und mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zu drohn —
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichan
der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu b

ben, oder zu ſtolz dazu bin; aber Ihrem
lich gern meine Aufwartung machen. Mir
daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu ſeh
nicht, ob ers Ihnen auch ſeyn wird. Frei
glück für einen Mann von großen Verdienſ
ihre Hochachtung ſo weit treiben wollten.
Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa m
bezeigen, iſt zu groß, als daß mich dieſ
hätte. Ich wiederhole meine Bitte, und hab

Fünf und dreyßigſter

An den Herrn Rittmeiſter v

Ich erhalte geſtern die erſte, und heute
Aufbruche nach M..; und da ich den Ueb
frage, ob die Kutſche vor meinem Hauſe ſt
ganz ſinnreich, ſie wäre ſchon geſtern wieder
Wundern Sie ſich alſo ja nicht, daß ich
Gelegenheit komme, die geſtern ſchon abgeg
erlauben Sie mir, daß ich mich über einen
Bedienten, und über meine Thorheit, mich
ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache
vieler Mühe noch einige Dinge fertig, di
reiſen laſſen. Ich ſitze ſo lange darüber, d
ſchlafe. Ich ziehe mich früh zur Reiſe an,
Roſſe, die mich zu Ihnen bringen ſollen,
erblich der Bediente des Herrn Stiftsraths
erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe u
dem Menſchen gern das Dintenfaß an den
er mich nicht verſichert hätte, daß er und ſ

dig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M.. kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie, mit zehn finstern Mienen, heraus fahren, der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachlässig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger steht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir alle-

mal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H... kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R.. kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A.. bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie, und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit

mir nach H.. reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen sechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R... und bewillkommten mich auf das solenneste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R.. nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiede.kunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es ist ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden; so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann

man nicht anders berühmt werden, als wenn
Leben entſagt, ſo will ich lieber hinter dem
verzagt leben, als auf dem fürchterlichen
Tapferkeit ſterben. Es iſt wahr, man kann
rung an einen Helden denken; aber auch nie
ren, daß er ein Held geworden iſt. Iſt es
Sie den Lorbeer, den man durch ſein Blut
hilft es mir und allen Ihren Freunden, wen
mit eigner Hand erlegen, und dabey das
zerſtümmelt zurück kommen? Ich werde Sie
wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft geſteh
die Gefahr menſchlich vermieden hätten, als
daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an die
gewagt. Nein! Zu unſrer Freundſchaft br
pferkeit nicht; ſie iſt ihr vielmehr ſchädlich.
etwan nicht ſchön genug, daß man recht da
nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig
Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kan
die Liebe für Ihre Freundinn bewerkſtelligen.
mal drey Briefe zugleich von ihr, und Sie
Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn
und auf dem Vorpoſten, ſchreiben ſollten.
nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen
für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiede
Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt
und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über m
ſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtu
kömmt. Leben Sie wohl, wenn man an
leben kann. Ich wünſche es Ihnen von H
vor tauſend Andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigster Brief.

An eben denselben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten — Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: so stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten; und in den Mienen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten itzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perücke, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weis, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken an zu sagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite voll geschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um einen Feldzug zu thun, so ist Ihr ganzer Reiz verloren. Es haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen: man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber — höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller

Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doc
und Ihnen das verſprochene Manuſcript übe
es aber nicht bey der ganzen Armee heru
ſehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit m
Es iſt leider wahr, daß ich Sie noch liebe
mir nicht bald ſchreiben: ſo hoffe ich es vor
zu bringen, daß ich in zehen Jahren nich
fallen will, an Sie zu denken. Mein Ba
in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich
frage los werde: ſo habe ich ihm ganz treu
Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären.
nicht leiden können, daß er Sie für todt h
weil Sie ohne dieß gern ſchreiben, nur a
ihm melden, daß Sie zu großem Glücke ob
ten. Ich will mirs gefallen laſſen, und no

Ein und vierzigſter A

Eines Frauenzimmers an eine

Damit ich Sie recht von meiner Aufrich
will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſo
bergen pflegt. Ich rede ſeit acht Tagen ſ
und lenke in allen Geſellſchaften, wo ich Fr
men von Ihnen antreffe, das Geſpräch a
Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gu
zulegen. Dieſes mache ich mir zu Nutze.
thue, als ob ich Ihre Verdienſte vergrößern
das Böſe glauben ſoll, das ich von Ihnen
Ich könnte Ihnen einige von meinen Empfi
Sie gewiß etliche Officierflüche koſten würd

die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch sogar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andre Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und Andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll, Ihre Freundinn, oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß

Sie an meinem noch ungewiſſen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es iſt Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten ſollte, durch Ihren Umgang noch ſchätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter,

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu ſehen und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B.. geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereiſt, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie ſich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B.. entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu tröſten. Bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und

Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G..r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentliche gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weis es gewis; Sie ſind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G..r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L.. von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnt haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G.. kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſtern verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie

nicht länger, daß es eben der gute Freund ist,
warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmal
wenig in großen Gesellschaften und bemerkt
Andern, als daß er seinen eignen in Ansehen
sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu
gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist.
Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem un
nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tau
Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ih
zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahre
Poet, er ist eben so beständig, als er zärtlich
der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er sch
Liebe zu reden, und macht ihr doch einen ve
Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil
vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerath
mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu
für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mi
trauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte.
Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigster B

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nic
men. Ich weis es selbst nicht recht, warum;
Ihnen gestehen, daß ich ihm eben so sehr von
rathen habe, als ob ich etwas dabey verlör
auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so g
Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich m
Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein
In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren d

wechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja ich kränke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile — gelegen ist, aber das verschlägt mich nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, desto mehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber K.., hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe saßen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertia alle Periodos simplices und compositas, adversati-

vas, concessivas, etc. in Verſe gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine aphthonianiſche Chrie in ganz hübſchen Verſen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorſchaft geweſen? Ich wollte, daß ich das itzt wäre, was wir uns damals zu ſeyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobſpruch bekamen; oder daß ich itzt ſo vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spazierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal ſchlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der erſten Jahre Morgen;
O! ſo geht es nicht mehr an,
Daß man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verſchlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie ſo gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebſt der Beylage, und wenn Sie ſich um mich verdient machen wollen, ſo ſuchen Sie mir ſeine Gnade zu erhalten, und mein Glück ſeiner Vorſorge zu empfehlen. Aber, werden Sie ſagen, warum bitten Sie ihn nicht ſelbſt? Es iſt wahr, es iſt ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verſchämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfüllen? Aber, Sie

ſehen doch wohl, daß Sie falſch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles ſeyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E..? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch herausſehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin: ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch dazu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir alſo wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen,

indem Sie mir ein anders entzogen haben. wehe es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuld Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wen recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigſter B

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchön Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beeh mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lang haben, wenn ich nicht durch eine Menge andre Hinderniſſe von dieſem Vergnügen n den. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich den, und Ihre Freundſchaft genießen, ohne ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neue neues Glück, für das ich dem Himmel da überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, Freunde in Gedanken ſammle, und mich n nen Männern ſo betrachte, als ob wir eine Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wa dem andern gehe, bey jedem verſchiedene G und doch bey allen einerley guten Geſchmack pfindliches und großes Herz antreffe! Und endlich, wenn ich mich als ein Mitglied anſehe, und wie erweitert ſich meine Seele aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der D die ich Ihnen für Ihre mir freywillig ge ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht ein achten: ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen,

Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt des Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie nich und viele Andre im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Bemerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte — Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte — Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß!

Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit anſehen, ſie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte leſen laſſen? Gewiß, mein lieber G..r, Du mußt beſſer ſeyn, als ich; weit beſſer, weil die Liebe ſo ſehr für Dich ſorgt, und für mich gar nicht. Bald wirſt Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, geleſen, und künftig hergeſtellt ſehen. Bald wirſt Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heranwachſen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten ſehen, ſie für ihn allein aufzuheben. Alle dieſe Freuden ſoll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louiſe finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finſtre Miene —! aber ich ſehe ja nicht ſtets finſter aus. Ich bin ja nicht ſtets ſtumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht ſo gar jung mehr bin? Das iſt noch die Frage. Wenigſtens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu ſeyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verſtändige Leute ſagen, ein Paar hübſche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wiſſen ſollten, wie ſehr ich ſie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß ſie mir gewogner ſeyn ſollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut iſt, und der ich wieder recht gut ſeyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu ſeyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich ſchreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau ſterben ſoll. Das kannſt Du allen Leuten ſagen; vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen: ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B.. alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anforderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G... zurück halten; doch können Sie

mir ohne Betheurung glauber
laſſen werde, ohne die angenel
die ich in dieſem Lande anget
Ihrer Bekanntſchaft ſtets, al
herigen Reiſen, anſehen, un
wenn ich jemals aufhöre, zu

Ein und fu

An ein

Sie ſind ganz gewiß der l
Herr R.. eine ſo anſehnliche
überbracht hat. Er hat mir
Sie werden mir es auch ni
irren, wenn ich Ihnen den
ſonſt eine ſo kleine Mühe ſo
beſcheiden? Sie haben der B
benommen, um mich ihr Ver
bindlichkeit, fühlen zu laſſen.
danken? Leugnen Sie es nic
ſchenk ſchuldig bin. Sie hal
völlig überzeugt, daß Sie mir
ohne mich dadurch verbindlich
mehr ſelbſt zu meiner Freude,
niemanden anders ſchuldig bi
mir nicht ſo wohl durch ſich
macht haben. Und ſo verbr
empfinde ich doch ſeine Wahrh
für die aufrichtigſte Dankſagu
ich, daß es ſich mit Ihrem
etwas gebeſſert hat. Möchte

dieſe freudige Nachricht gäbe! Ich wünſche Ihnen, nebſt Ihrer eignen Geſundheit, ſein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L..., verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſrer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntre und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine, indem ich dieſes ſchreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B.., und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verſtorbenen ſchenke! — Er iſt alſo in dem Schooße der Ewigkeit und der unausſprechlichſten Ruhe—? Was muß ein Geiſt, von der Erde weggenommen, bey dem erſten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wolluſt! — Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überſchaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit preiſt er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott iſt. — Nun ſieht er den göttlichen Erlöſer, und verliert ſich in dem Meere ſeiner Liebe, und wird trunken von den Geheimniſſen der Erlöſung. — Er

ſingt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. — Die kleinſte gute That auf Erden ſtellt ſich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Abſicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwiſſenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angeſichte der Vollkommnen. —

Nehmen Sie, mein lieber B.., dieſe Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht ſo glücklich ſeyn, als ich geſagt habe? Er iſt es gewiß, und ich preiſe Gott in dieſem Augenblicke, daß ers iſt. Wollten Sie wohl Ihren L.., wenn es bey Ihnen ſtünde, von dieſem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben ſolche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen ſollte, mit dem Sie unlängſt meine Poeſie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz

für mich behalten ſollte. Ich will vielmehr die Lobſprüche, die Sie mir beygeleget haben, mit Ihnen theilen. Ihr ſchöner poetiſcher Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geſchenk Ihrer Freundſchaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man ſie durch Liebe für den guten Geſchmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: ſo hoffe ich, derſelben unaufhörlich werth zu ſeyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünſchen, daß Sie mir dieſen Verluſt durch Ihre Briefe erſetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt? Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühling der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehen und gefühlt

habe. Umarmen Sie Ihren G
und danken Sie ihm in meiner
das Vergnügen, das er mir du
komme gewiß auf Ihre Hochze
zu gütig, als daß er mir die F
Liebe und Tugend belohnt, ku
so langen Wünschen, glücklich
den Armen seiner Braut danke
der sie ihn hat kennen lehren!
die zärtlichste, und endlich auch
Stolzer Gedanke! Ich küsse
und bin in acht Tagen selbst
durch mein Vergnügen über 2
tausend Andern bin ꝛc.

Fünf und fu

An die Fra

Gnädige Frau

Ob mich gleich Ihr Herr G
gern sehen würden, wenn ich i
ich gleich nichts lieber thue, al
ich mich heute doch nicht überw
ben. Vor einigen Wochen w
haben; denn damals hatte ich
Ich wußte, daß Sie eine Lieb
aber ich wußte nicht, daß Sie s
ichs nicht allein, sondern ich
keine solchen Verse zu machen,
machen, und als Sie vielleich
lieber keine machen, sondern wa

ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, nnd nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler nicht fast eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemanden, bloß weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schließen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen! aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, ich las so gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja, der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nicht schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe

mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der Erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen: noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon—. Sehen Sie, so küßt Ihr Damon—, doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so. Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer schlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigster Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben so wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen: was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madam, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle

klug wären. Entweder die Männer würden ſie nicht haben wollen, weil ſie den Fehler hätten, klüger, als ſie, zu ſeyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden ſie nicht haben wollen, weil ſie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht Ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt ſich gar wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beſchwerlichkeiten, als daß wir ſie wieder einführen ſollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich ſehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an ſich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht beſtehen. Laſſen Sie alſo immer die meiſten Mädchen ohne Witz aufwachſen, damit ſie ihren künftigen Männern gleichen. Es iſt genug, wenn eine kleine Anzahl der Schönen in jedem Lande ſorgfältig erzogen, und durch den guten Geſchmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Chriſtianchen bin ich unbeſorgt, ſo lange ſie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante iſt. Ihr gutes Herz wird bey ſo vielen Beyſpielen, die beſſer lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unſchuld, der Klugheit, und der Wohlanſtändigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth iſt, wenn ſie ſo wird, wie ſie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich auch noch ſo lange herumſänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich ſehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch

mehr über mich, daß ich albern genug geweſen war, mich über jenes Unwiſſenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken ſollen. Was iſt es denn nun, ob mich dieſer unbekannte Mann kennet und lieſt, oder nicht? Und was iſt es denn nun mit des Andern ſeinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir ſelber kam. Er will dir ungefähr ſagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärſt. Gut; laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, bibliopola putat.

Iſt das nicht genug? Nachdem ich dieſes Gedachte geſagt habe: ſo fühle ich ſehr genau, daß ich nicht mehr böſe auf Sie bin. Aber dem ungeachtet ſoll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht ſehe, warum ich mehr an Sie ſchreiben ſoll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben ſo viel bin, als Sie. Ihr Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen ſie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläſſigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern

begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu
schuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den ge
sten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschr
Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie
denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben
so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang bey
alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und Sie vie
alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau
missionsräthinn, mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen
können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorg
ger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was
ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten
haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen n
als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen
mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie
inständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Sch
tische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter
kostbares Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie
lich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus großer
meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anme
gen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümm
in meinen Schreibtisch ein, weil ich hörte, daß Sie heirath
Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie
sam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich
bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglich
und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Viertel
Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht.
noch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und
mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund,

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht so wohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs leugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche; so sehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes geschrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum

neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen. Aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunſche beſtrafen? Leben Sie, nebſt Ihrem Herrn Liebſten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieſer Wunſch von Herzen geht, und daß mich ſchon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin — was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreiſt geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur — Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläſſigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich dazu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja, Mademoiſell, wenn Sie nur das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unſchuldige und zugleich witzige Miene — Doch ich darf nicht weiter an ſie denken, ſonſt vergeſſe ich das Schreiben. Wie ſie heißt, wollen Sie wiſſen? Das iſt beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß ſagen?

Doch ich nenne den Namen gar zu gern. S
wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth,
mehr ſagen, außer, daß ich Ihr beſtändige
ehrer bin.

Drey und ſechzigſter B

An eine Anverwandte.

Meine liebſte Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie n
kenne, und zuweilen bin ich ſo eitel, daß
könnte Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn,
nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in
dung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr
befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne,
Ich, auf mich ſchlöſſen. Der Einfall iſt ſeh
gefällt mir doch nicht ganz. Es iſt wahr,
wir haben vieles gemein; allein wir gleichen
in allem. Zum Exempel, ich habe keinen
ich laſſe mich weit beſſer lenken, als er; ich
reyen, und rede meinen Freunden nichts B
ein vortrefflicher Wirth, und bloß das, was
gern Jahren erſpart habe, beläuft ſich ſehr
wird Ihnen aus dieſer Zeit nicht das gerin
nen. Hundertmal habe ich zu ihm geſagt:
legen Sie doch etwas zurück; wenn
rathen, alsdann iſt dieſes Geld g
halb nichts. Er blieb immer leichtſinnig.
leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede ſetze
gern ſeine Fehler? Verliebt iſt er auch Zeit
ſen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Fr

die Calliſte hieß? — Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böſe auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß er mit meiner Schweſter noch bis auf dieſe Stunde eine heimliche und verbotne Correſpondenz führt. Sie iſt freylich ſchon funfzig Jahre; allein wozu iſt das viele Schreiben nütze? In der That iſts wahr, er ſchreibt ſehr ſchön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verſe, als ich; er kann ſehr tiefſinnig denken. Aber bey allen ſeinen ſchönen Verſen, bey aller ſeiner Tiefſinnigkeit, iſt er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder ſelber loben muß) iſt er, ſage ich, im Umgange doch nicht ſo munter, ſo artig, ſo gefällig, ſo geſellſchaftlich, wie ich. Es ſagte nur letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daß ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Vivacité (es iſt ihr eignes Wort) beſäße, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leuten aus der Studirſtube an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen; ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſogar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredſamkeit. — Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der erſten B...Meſſe zu überſchicken, damit Sie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es

ſollte Ihnen bey uns ſo wohl g
Nachreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief
wenn ich Ihnen nicht noch ſagen
ſent von mir herrührte. Nicht,
Gevattern bitten ſollten. Nein.
Frau unlängſt: Frau Schweſter,
S.. gern ein klein Präſent ma
Das will ich Ihnen bald ſ
Sie die Maham St..., daß
ſten oder Häubchen, (ich we
macht, und ſchicken Sie es L
ſie es bald. Ihr Mann iſt
als daß er an ſolche Sachen
in ihre Worte. Kurz, was man
Ecke Ihnen alſo dieſes Zeichen
ben ein Beweis von der Liebe u
welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechz

An den Herrn

Mein lieber kleine

Ich weis Ihnen nichts zu ſchre
u ſchreiben habe. Denn daß ich
häte, dieſes habe ich Ihnen nu
er geſchrieben. Die Comödien
nd wenn Sie mir die Wache n
ber, halb mein Wort zu erfülle
nen Sie recht geſund aus dem
runk, und dennoch ſchreibe ich

wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie haben mir einen recht ſchönen Brief geſchickt, für den ich Ihnen nicht beſſer zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der erſten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun. recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerſt geſchrieben habe; denn vielleicht hätte ich dieſen Brief nicht. Ich will Ihnen alſo auch nicht einmal ſagen, daß ich im Gebürge geweſen bin, daß ich meine Mutter beſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn Ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der Fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht, viel ſchrei-

den. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten: ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L.. und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde, und beſonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie ſelbſt genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu ſagen, wie viel ich Ihnen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hauſe geduldet, ſondern mir zugleich ſo viele Gnade erwieſen, als ob ich Ihr eigner Gaſt geweſen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter iſt, auch gegen die gefällig zu ſeyn, die keinen Anſpruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar ſeyn, daß ich die Ehre niemals vergeſſe, die Sie mir erwieſen haben, ſo werde ichs zeitlebens ſeyn. Ich werde es wenigſtens ſo oft ſeyn müſſen, als ich B.. nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küſſen. Dieß Geſetz will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten ſeyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine ſehr klägliche Beſchreibung von meiner Rückreiſe machen; aber es wird genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt Donnerſtags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen

vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! mit ihm ſoll niemand als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie ſich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht beſinnen, daß ich ihm eine verſprochen hätte; und wenn es auch geſchehen wäre: ſo will ich mich nicht beſinnen, weil er damit gepralt hat! Ueberhaupt haben Sie Recht, er iſt ein bischen tückiſch; ſo eine ehrliche Miene, als er ſich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich ſchreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich ſchreiben ſollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat ſich betrogen, und er ſoll unſern Briefwechſel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich ſage Ihnen alſo, daß mir Ihre Briefe recht angenehm ſind, und ich traue dieſer Verſicherung ſo viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander ſchreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben, und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe beſtellen, und unſre Freundſchaft immer wachſen ſehen

müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe
nicht mehr leben, und ich habe große Luſt
Sie meynen, daß man ſich an ihm eben
Doris will ich mit der Bedingung für Si
als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn
Jüngling ſind. Unſer boshafter Freund
den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir de
machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht
ſehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und ſechzigſter

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre,
nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur
ich deswegen vornehmen muß, und zwar
wehren mir, eine Vorrede vor Ihre Ge
kommen meiner Beſcheidenheit und Furcht
zu Hülfe. Indeſſen danke ich Ihnen vo
das beſondre Vertrauen, deſſen Sie mich
es den Augenblick durch eine freundſchaftli
dienen ſuchen. Ich wünſchte nämlich, Ho
Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch m
den und Kennern durchgehen, und hin un
etliche gar weglaſſen möchten. Ich finde
darinnen; aber auch vieles, das mir nic
mir in Anſehung Ihres Charakters zu fr
ich bedenke, daß dieſe Schrift einem große
cirt iſt. Doch ich kann irren, und es k
Ausſpruch an, ſondern auf das Urtheil de
dieſes ſchon zu Rathe gezogen: ſo will ic

haben. Alles dieſes ſage ich Ihnen aus wahrer Aufricht und nicht im geringſten aus einem kritiſchen Stolze. Ich ſche mir Ihre Freundſchaft, und rede mit Ihnen, als Ihr F Nehmen Sie mirs alſo nicht übel, wenn ich bey meiner E rung die Worte nicht ſorgfältig genug gewählt habe. I mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenk erhalten. Es herrſ Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Briefen und Geſprächen herrſcht, und ich würde ungerecht deln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen r Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinig ſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, ſchic Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: ſo ſoll Si erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Si etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht n dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre? E Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißen mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, w nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind Freunde und — ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht h Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. ſen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hunde von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit ſähe: ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſerer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienen kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Perſonen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll; und wenns der Doctor nicht geweſen iſt: ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will

lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwa um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedne gute Freunde zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum; aber ich fühle es, daß wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umſtände machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr ſehr guter Freund.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Sie wiſſen doch, daß heute ſchon der fünfte May iſt, und daß Sie mir verſprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie alſo an Ihr Verſprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind. Ich labe Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der loſen Doris, im Namen der Freundſchaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachſt du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verſchönerten Natur;
Schmückſt Freunden, die dich zu genieſſen,
Und dankbar zu gebrauchen wiſſen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie ſollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gaſtfreyen Wirthin erwarten können. O was machen Sie für eine unſchlüſſige Miene! Das iſt die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag anſagen läßt, und nicht die Miene eines Geſelligen, den ſeine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze, ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, O was machen Sie — an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll, und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey vorſagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L.. fahren, daß er ſein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen,

und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie nicht mitten au
Wege aus der Kutſche ſprängen, und zu Fuße nach L..
kehrten. Chriſtoph fragte, ob denn der Herr ſo eigenſinnig
Ja doch, ſagte meine Frau, er iſt eben ſo eigenſinnig, al
willig, um deſto aufmerkſamer müßt ihr ſeyn; kurz, es
Herr, in deſſen Büchern ihr Sonntags immer leſt. Hie
beugte ſich Chriſtoph, und ſagte, daß ihm ein ganzes Jah
nicht ſo lieb wäre, als daß er dieſen Herrn fahren ſollte
wird alſo auf den Sonnabend zu Mittage in vollem G
und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſcheinen, un
wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen
und gedeckter Tafel erwarten. Herr R.. läßt Sie ganz
müthig grüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Ve
rung in ſeinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt ſein Stolz? Er liebt!

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens
Die junge Wittwe. Dieſe hat durch Hülfe des Lenzes das
Syſtem ſeines hageſtolziſchen Herzens über den Haufen gew
Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und ich habe
viel dawider einzuwenden; ſie vielleicht auch nicht. Unte
iſt ſie noch zu ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht
anhören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu
ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht redlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte: so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen, denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß

er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solchen Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Christianchen, an, oder, wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können: so setzen Sie wenigstens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen! Unter diesen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr**.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K.., und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthinn ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie sich also immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust, zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst,

ſelde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der
ɔt nichts wiſſen, iſt mir aus meinem Fenſter ein ganz neues
uſpiel. Hier ſtehe ich nun, und vergeſſe mich eine halbe
ıde im Sehen und Denken. Nach dieſen glücklichen Augen-
ɯ, und ganz berauſcht von dem Geiſte des Morgens, öffne
ie Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber ſo glücklich
mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigſtens drey auf
ıal, die ſich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben,
mit aller Gewalt zu meinem Befehle ſeyn wollen: und wenn
ɐn einen etwas bitte, ſo nimmt es der andre übel, daß ich
ger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen
n, ich mag wollen, oder nicht.

Inter dieſer Beſchäfftigung beſuchen mich fünf bis ſechs freund-
Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Geſpräch ein-
, weil ich weis, daß ſie mir nicht antworten. Indeſſen er-
t mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beſchreibt
das ganze Revier, und kränkt ſich, daß ich kein Liebhaber
Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verſtehen gegeben
, daß man auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn müßte: ſo
er ſich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein
iſt wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine
ɔrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten.
Bücher, die ich zu mir geſteckt habe, ſind der Terenz, der
ʒ, und der Greſſet. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in
n Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als
er Stadt? Doch warum ſollten Sie ſich wundern? Hier
ie Natur ſelbſt ihre Auslegerinn, die ſie begeiſterte, als ſie
en. Und ſie erklärt ſie, wenn gleich nicht ſo gelehrt, doch
nehmer und deutlicher, als die angeſehenſten Commentatores.
Beſchreibung einer ſchönen Ausſicht, die Gemälde von der
huld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt.

wenn ich sie mit der Natur zusammenhalten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? sine modo:
Mori me malim: sentiet, qui vir siem.
Haec verba me hercule una falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te ultro accusabis, et ei dabis
Ultro supplicium.

So? höre ich Sie sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, itzt reibt sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und itzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmähte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald ſatt geleſen
digen Frau und Fräulein Tochter a
lich bey einem Buche, oder mit dem
nung an. Alles lacht mir entgegen,
der zwanzig Jahre ein Wachtmeiſte
aus ſeinem fürchterlichen Geſichte mi
In dieſer Stunde, (denn ſo lange
dem Zimmer meiner Gebieterinn au
Erlaubniß mich auf ihrem Landgu
mit ihr, und unſer Geſpräch betrifft
ihres Sohnes, der Hoffnung ihres
Mittag iſt: ſo ſetze ich mich mitten
Hälfte gepflaſtert, und mit einem
klingle mit einem kleinen Glöckchen,
dächten Sie wohl? eine Heerde Fede
herbey geſchoſſen. Ich füttre alſo
Gänſe, Tauben, alles unter einande
tionen. Der Tauben iſt beynahe e
auf beſuche ich die Rebhüner und
dem Taubenhauſe, und zugleich die
nehme Scene! Hier füttert die Mut
die andre noch eine zukünftige Nachn
Gatten ermuntert, das Neſt zu verl
und ſich mit der Mahlzeit zu erquick
liebreich, dann redet er ernſthafter u
noch nicht weichen will: ſo gebietet
Tone, und dreht ſich zehnmal in der
ſie nicht mehr anſehen, und ihr d
ſich, unvermerkt von ihm, aus dem
gehe ich in die Pferdeſtälle, und endli
ſehe die gute Ordnung, die Reinlichk
mit der die Menſchen dem Viehe ihre

Um zwölf Uhr wird die Geſindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll geſunder und hungriger Mägde und Knechte, ſpeiſen ſehe. Wenn dieſe Leute auch ſonſt nicht ſo glücklich ſind, als ihre Herrſchaft: ſo ſind ſie doch bey Tiſche gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe ſitzt das Mannsvolk; und an der andern ſitzen die Dorfſchönen. Ein Brodt, ſo breit, wie der Tiſch, iſt vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter dieſen beiden Geſchlechtern auch Zärtliche giebt, und daß ſich der Knecht, wenn er in die Schüſſel ſehen will, zuweilen vergißt, und ſeiner Geliebten in die ſchwarzen Augen ſieht. Geſtern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu beſuchen. Alle waren bey Tiſche in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf ſeinem Huthe, wie es ſeine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüſſeln Tauben beſetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen ſcherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen ſollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und dieſe bückten in währendem Spiele ſich ſo vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergeſſen konnten;

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt, zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar

von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fl
die Woche drey oder viermal geschieht: so i
von seiner Portion, und die andre Hälfte
zigjährigen Mutter nach Hause. Und eben
ist er Nachtwächter, denn er bekömmt für je
schen. Ein schreckliches Geld! Aber der g
nur von zehn Uhr bis zum Tage für dies
sondern auch beständig beten und singen, da
er wacht. Kurz, der Mann muß für das
umliegende Gegenden beten. Er kann auch
men und das ganze Gesangbuch auswendi
dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaub
eher zehen gute Gerichtsverwalter, als ein
wächter für diesen adlichen Hof finden kann.
so viel er arbeitet: so ist er doch gesund,
Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs ge
lange bey der Beschreibung dieses Manne
Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung
ewigt zu werden verdient, als mancher große
seinem Kupferstiche bewundert, und dessen
dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so geht
obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, ei
gehen lassen, so sitzen wir doch noch immer z
sel gehöre ich der gnädigen Frau an, und na
iches kurz mache, dem Garten, dem Schache,
Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich
noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey.
so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen.

Mich deucht, Sie wissen nunmehr genu
vertreibe auf dem Lande, und vielleicht me
wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch

benheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Ich ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er den Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße ſehr geſchwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus ſeinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieſer gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und alſo ſchlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und ſah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlichen langen Stecken vor mir ſtehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieſer Junge hatte das Recht, mit ſeiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich ſchämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf ſchlagen laſſen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutſche der gnädigen Frau, mit vier Pferden beſpannt, durch ſein Dorf wird fahren ſehen, den er am Sonntage ſeine Gewalt hat fühlen laſſen? Ich bin mit dem Ende dieſer Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen: ſo will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Perſon ein neues Verdienſt bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Leben

der

Schwediſchen Gräfinn von G**.

Erſter Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geſchlechts
n ſo beredt, oder geſchwätzig, als Andre ſeyn, wenn ich anders
l zu ſagen wüßte. Meine Aeltern ſind mir in den zarteſten
hren geſtorben, und ich habe von meinem Vater, einem Lief-
ldiſchen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er
rechtſchaffner Mann geweſen iſt, und wenig Mittel beſeſſen hat.
Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in ſeiner
gend ſtudirt hatte, nahm mich, nach meines Vaters Tode, zu
) auf ſein Landgut, und erzog mich bis in mein ſechzehntes
hr. Ich habe die Worte nicht vergeſſen können, die er einmal
ſeiner Gemahlinn ſagte, als ſie ihn fragte, wie er es künftig
t meiner Erziehung wollte gehalten wiſſen. Vormittags, fieng
an, ſoll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als
e Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich ſehr lieb,
nal weil ſie keine Tochter hatte, und ſie ſah es gar nicht gern,
ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pe-
tereyen, wie ſie zu reden pflegte, erlernen ſollte. Sie hätte
h dieſer Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte
ht. Fürchten Sie ſich nicht, ſprach er zu ihr, das Fräulein

lernt gewiß nicht zu viel. Sie soll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand, als ein vernünftiger Mann, nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll: so muß sie klug, gesittet und geschickt werden. Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gesparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden seyn, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthschaftssachen gar nicht unwissend gelassen; allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bey der man sehr glücklich eine stolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht recht versehen zu seyn scheint. Aber zu meinem Glücke starb meine Frau Base, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beyspiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht sowohl wider meine Neigungen streiten, als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um destomehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menschen kennen, und an solchen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewissens, als durch eine allgemeine Bewunderung, belohnt werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinnige Philosophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im

Glücke und Unglücke, im Tode und nach d
Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese S
wohl in das Gedächtniß, als in den Verstan
diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe i
ren zu verdanken gehabt, daß ich die Tuge
schwerliche Bürde, sondern als die angenehr
trachtet habe, die uns die Reise durch die W
Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wer
tig und gründlich beygebracht wird, unsern Ve
trefflich aufklären kann, als sie unser Herz ve
Leute würden mehr Verstand zu den ordentli
Berufs und zu einer guten Lebensart haben,
Unterricht der Religion wäre geschärft worder
nem Vetter nichts auf sein Wort glauben, j
Dingen, die noch über meinen Verstand waren
seln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde.
mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, n
sellschaft prahlen, oder wenn es hoch kömmt,
einige Zeit stillen, sondern die von dem Ver
bringt, und uns gesittet, liebreich, großmüthi
Stillen ruhig macht. Ich würde nichts ander
sen, daß mein Vetter seine guten Absichten se
erreicht hätte, wenn ich mir alle diese schönen
legen, und sie als meinen Charakter den Lesern
Es wird am besten seyn, wenn ich mich wed
und es auf die Gerechtigkeit der Leser ankomr
sich aus meiner Geschichte für einen Begriff voi
art machen wollen. Ich fürchte, wenn ich me
Schwachheiten noch so aufrichtig bestimmte,
Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe
much, nicht würde entgehen können.

Ich war sechzehn Jahre alt, da ich an den

fen von G. verheirathet wurde. Mit dieſer Heirath gieng es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Ritterſitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe aus Schweden auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein Obriſter über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeſſinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, iſt unſtreitig mein Glück geweſen. Ich that gelaſſen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf ſein Herz machte, anſtatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängſtliches Weſen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte koſtbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen ſehr wohl; allein ſo ſehr ich mir ihn heimlich wünſchen mochte: ſo hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu beſitzen.

Nach einem Jahre ſchrieb er an mich, und der ganze Innhalt ſeines Briefes beſtund darinne, ob ich mich entſchließen könnte, ſeine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeſchreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anbot, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewiſſe Art, einem zu ſagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd iſt. Der Verſtand thut nicht viel dabey, ſondern das Herz redet meiſtens allein. Vielleicht wird man das, was ich ſagen will, am beſten aus ſeinem Briefe ſelber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erſchrecken Sie nicht über dieſes Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreiſtigkeit, mit der ichs Ihnen

thue, erſchrecken müſſen: ſo bedenken
eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit
mich ausreden, liebſtes Fräulein.
Ich liebe Sie, dieß iſt es alles. U
erſten Augenblicke an geliebet, da i
geſehen und geſprochen habe. Ich
daß ich mich bemüht habe, Sie zu
ſtände in meinem Vaterlande verl
Mühe iſt vergebens geweſen, und h
mich von der Gewißheit meiner Lieb
ſen vollkommen zu überzeugen. Iſt
durch meine Zärtlichkeit beleidiget? 9
die Liebe eines Menſchen zuwider ſey
ſich haben gefallen laſſen. Aber wer
anhören, wenn ich Ihnen mein Her
Darf ich wohl fragen, ob Sie mir I
mir als meine Gemahlinn nach Schn
ſind zu großmüthig, als daß Sie
laſſen ſollten, von deren Entſcheidun
heit abhängt. Ach, liebſte Freundin
den Augenblick erfahren, ob ich Ih
bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen
geringſten Zwang ſich anzuthun, ei
können, der in der Zärtlichkeit un
ſeine größten Verdienſte ſucht. Ich
eilen. Ich laſſe Ihnen zu Ihrem E
Sie verlangen. Doch ſage ich Ihne
Augenblick zu lang werden wird, bis
Wie inſtändig müßte ich Sie nicht u
ich bloß meiner Empfindung und
wollte! Aber nein, es liegt mir ga
als daß ich ſie einem andern Bewe

freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entsetzlich mir eine unglückliche Nachricht seyn wird; so wenig wird sie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein hassen können, weil sie nicht Ursachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu schenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuschätzen, und mich über mich selbst beklagen. Wie sauer wird es mir, diesen Brief zu schließen! wie gern sagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringste Miene bey meinem Bekenntnisse Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach, liebstes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geschrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünschen, daß ich sagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieses Bekenntniß vielen von meinen Leserinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder sich einbilden, daß ich weder schön, noch empfindlich gewesen bin, weil ich in meinem sechzehnten Jahre nicht wenigstens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen: so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannspersonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich stand, da war er bey mir. Es war nichts schöners, nichts vollkommneres, als er. Ich wünschte nichts, als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden.

Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer verschämten Art, sie anzunehmen. Vielen wird dieses lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht zärtliche Braut ist in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, je sorgfältiger sie es verbergen will. Ich aß und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich sage es im Ernste, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich verschiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abschied von ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise gieng glücklich von statten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringste begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, daß sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte: so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in Andern? Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eignen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die ersinnlichsten Liebkosungen; und ich glaube nicht,

daß man glückſeliger ſeyn kann, als ich an ſeiner Seite war. Unſer Beylager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, ſehr ſtill, aber gewiß ſehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird dieſe beyden Stücke nicht zuſammen reimen können. Dem zu gefallen muß ich eine kleine Beſchreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reiſe wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unſerer Vermählung zu beſtimmen. Ich verſicherte ihn, daß ich die Ehre, ſeine Gemahlinn zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer ſeyn, als der, den er ſelber dazu ernennen würde. Wir ſetzten, ohne uns weiter zu berathſchlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entſchloſſen wäre, heute ſeine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeſchlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kuſſe. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgeſuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in dieſem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er iſt nach ihrem Körper gemacht, und ſie machen ihn ſchön. Ich dächte, ſie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, verſetzte ich: ſo bin ich ſchön genug angeputzt. Ich war alſo in meinem Brautſtaat, ohne daß ichs ſelber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichſte mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und ſpielte eine halbe Stunde, und ſang, auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens, dazu. Auf dieſe Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war ſchon lange geſtorben, und die einzige Schweſter auch) kam nebſt meinem Vetter zu uns. Sie ſtatteten ihren Glückwunſch ab, und ſagten, daß der Prieſter ſchon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward ſehr bald vollzogen und wir ſetzten uns zur Tafel, nämlich wir

viere und der Prieſter. Die Tafel war etwan mit ſechs oder acht Gerichten beſetzt. Dieſes waren die Anſtalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armſelig vorkommen. Gleichwohl war ich ſehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder beſſer zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig ſeyn, weil mich nichts von dem rauſchenden Lärmen ſtörte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfeſten zur Quaal der Vermählten zu ſeyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir ſpazieren, und zwar zu dem Herrn R.., der meinen Gemahl auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinem Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte dieſen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen laſſen. Iſt es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie ſollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen ſeyn; kommen ſie, und begleiten ſie uns wieder zurück. Wir fuhren alſo in ſeiner Geſellſchaft wieder auf unſer Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verſtrich eben ſo vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beſchrieben habe. Er ſah bräunlich im Geſichte aus, und hatte ein Paar ſo feurige und blitzende Augen, daß ſie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man ſie allein betrachtete. Doch ſeine übrige Geſichtsbildung wußte dieſes Feuer ſo geſchickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus ſeinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachſen. Ich will ihn nicht weiter abſchildern. Man verderbt durch die genauen Beſchreibungen oft das Bild, das man ſeinen Leſern von einer ſchönen Perſon machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der ſchönſte Mann.

Nicht lange nach unſerer Vermählung mußte mein Gemahl zu ſeinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmſte Mann war, wollte mir die

Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen, und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel reizendes an sich, und so viel gefälliges und leutseliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie sollte nicht meine Bediente, sondern meine gute Freundinn seyn. Und wenn sie nicht länger bey mir bleiben wollte: so wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung schaffen. Sie nahm diesen Antrag mit Thränen an, und schützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Luft zu einem stillen Leben vor, warum sie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indessen nicht von der Seite, und bezeigte so viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich sie hundertmal bat, mir zu sagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein, sie schlug alle Anerbietungen recht großmüthig aus, und verlangte nichts, als meine Gewogenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen begleitete: so sah ich ein Kind in dem untersten Gebäude des Hofes am Fenster stehen. Ich fragte, wem dieses Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer sich. Sie hatte mich beredt, daß ihr Sohn unlängst die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten sollte: so hatte sie mir ihn bey meinem Daseyn, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen sehen lassen. Allein ich sahe, daß diesem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entsetzte ich mich, als ich in seinem Gesichte das Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich seine Mutter, und setzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Bestürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheim-

niß. Die Frau, sprach er, die sie gesehen haben, ist die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn sie dieses Geständniß beleidiget, so zürnen sie nicht so wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer besondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht so wohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Thorheiten abzuziehen, ehe er sie begieng, oder doch, ehe er sich daran gewöhnte. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schwester als eine Waise sehr jung zu sich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer, als seine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist eben das Frauenzimmer, das sie itzt gesehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehntausend Thaler ausgesetzt, damit sie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn ihnen diese Frau gefährlich scheint: so will ich sie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter schicken, und ihr daselbst alle mögliche Versorgung verschaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Geliebte meines Gemahls zu hassen anfieng. Nein, ich liebte sie, und die Liebe

besänftigte die Eifersucht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen Heirath versorgen, und sie entfernen möchte. Bey unserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon an. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe versichert war: so konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umsonst entdecket haben wollte. Er erschrack, und beklagte sich über die Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an einen Ort geführt hätte, der unsrer Zärtlichkeit so nachtheilig seyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem Sohne entfernen, und alles, was sie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey sprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer gewiß zu seiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente sie dieses Glück sowohl, als ich. Ich sah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adelich gebohren war. Und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl seines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umstand, der Carolinens Werth, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. So bald sie gesehen, daß er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen,

nicht würde erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechts auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entſchluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edelſte und großmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch wenn ich einmal meinen Graf verlieren ſoll: ſo will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebſter Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie ſind frey, und können ſich zu einer Wahl entſchließen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur ſehe, daß Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verſchaffen wollen. Dieſes iſt, wie der Himmel weis, mein größter Wunſch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines ſolchen Wunſches, als daß man Sie liebt? Ich mache Ihnen nicht den geringſten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen ſtünde. Ich werde mich auch nie über mich ſelbſt beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung geweſen, daß Sie mich einſt öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen alſo bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken mei-

ner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; so traurig auch mein künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn. Dieſe Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweiſen, wo ich nebſt meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entſchluſſe hatte ichs alſo zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte ſich nach dieſem Briefe nicht mehr, als noch einmal von ihm ſprechen laſſen, und ſich ſogleich auf das Landgut begeben, wo ich ſie antraf. Er verſicherte mich, daß er ſie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreiſe nach Liefland noch einmal zu ſprechen, wenn es der Wohlſtand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte ſeine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigſte Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und geſittet geweſen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringſte von dem Rohen und Wilden an ſich genommen, das dieſer Lebensart ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Er war die Gutheit und Menſchenliebe ſelbſt, und dennoch ward er im ganzen Hauſe ſo gefürchtet, daß der kleinſte Wink an ſeine Leute die Wirkung des nachdrücklichſten Befehls that. Er ſchien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzuſchlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieſer zärtlichen Unterthänigkeit wußte er ſich bey mir in einer gewiſſen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrſchaft nicht ſowohl meinen Willen,

als vielmehr sein Verlangen in Gedanke
der That nichts unternahm, als was e
wenn er hätte befehlen wollen. Er war
in seinen Geschäften, und band sich doch
arbeitete, so bald er sich geschickt zur A
tete so lange fort, als er sich in dieser V
er ließ auch von seinen Verrichtungen na
mehr dazu verspürete. Daher war er st
niemals zu sehr ermüdete, und hatte st
gungen übrig, weil er die Zeit niemals r
gen zu arbeiten verschwendete. Er hatte
thet auf seinen Reisen gesammlet. Ich
etwas Latein und Italiänisch. Der B
kurzer Zeit an der Seite meines Gemah
Er las mir aus vielen Büchern, die theil
theils moralisch waren, die schönsten S
mir seinen guten Geschmack unvermerkt
nicht allemal sagen konnte, warum eine
schön war: so war doch meine Empfin
mich selten betrog. Unsere Ehe selbst w
unser Leben nichts, als Vergnügen. Wi
zu unserm Umgange, als uns. Mein
ich ihn, und unser alter Vater uns a
von siebenzig Jahren vertrat die Stelle v
Erfahrung in der Welt, seine brauchbar
zufriednes und redliches Herz machten i
lebt in seinen Gesprächen. Ich kann sag
in drey Jahren fast keine Stunde unru
so viele Jahre waren in meiner Ehe v
Gott, wie lehrreich war das Ende dies
sieben Tage vor seinem Tode Schwulst
trat immer weiter, und er sahe mit jede

kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm
ren würde. Wahrscheinlicher Weise, antwortete dieser, über
Tage nicht. Recht gut, versetzte der alte Graf. Gott se
dankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist!
habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen,
dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich
sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine
digkeit den Meinigen ein Beyspiel gebe, wie leicht und glü
man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt
Er ließ darauf alle seine Bediente zusammen kommen. Er rü
ihre Treue, und bat sie, als ein Vater, daß sie die Tugend
vor Augen haben sollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr
Aufseher gewesen. Der Tod hebt diesen Unterschied auf, un
gehe in eine Welt, wo ihr so viel, als ich, seyn werdet, un
ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben so viel Glück erh
werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt
meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem
noch ein Vergnügen machen will, der verspreche mir mi
Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will.
befahl darauf, einem jedweden eine gewisse Summe Geldes
zutheilen. Er ließ diesen und den folgenden Tag die m
von seinen Unterthanen zu sich kommen, und redete mit
eben so, wie mit seinen Bedienten. Wem er Geld zu
Nahrung vorgestrecket hatte, dem erließ ers; und alle du
sich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war
klein; denn er hatte seine Wohlthaten und seine Vorsorge
die Unterthanen nicht bis an sein Ende versparet. Man
sich die Wehmuth dieser Leute leicht vorstellen. Ein jeder
weinte in ihm den Verlust eines Vaters. Nach dieser Be
tung fragte der sterbende Graf, ob noch jemand in seinem
wäre, der nicht Abschied von ihm genommen hätte. Ich
ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die

Gemahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte
Sie brauchen am meiſten den Tod kenn
ihn vor Andern unvermuthet gewärtig
herein kommen. Hierauf traten vier L
Wildheit und Unerſchrockenheit aus den
Graf redete ſie liebreich an, und er hat
weinten dieſe dem Anſcheine nach ſo b
Männer, wie die Kinder. Er fragte ſie
hätten. Sie hatten faſt alle zwanzig Jah
O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß
ſchmeckt, weil ihr die Unruhe ſo lange a
Sohn mag euch den Abſchied ertheilen.
meinem Dorfe niederlaſſen, und ſo lange
bekommen, als eure ordentliche Löhnung
dieſen Leuten hat nachdem meinem Gema
Dienſt geleiſtet.

Die Nacht vor ſeinem letzten Ende l
fragte den Doctor noch einmal um die
er hörte mit der größten Standhaftigkeit,
zwanzig Stunden noch auf der Welt ſe
darauf zu eſſen. Er aß, und ließ ſich a
chen. Gütiger Gott! fieng er an, es ſc
Ende noch ſo gut, als es mir vor funfzig
Hätte ich nicht mäßig gelebt: ſo würden
Erquickung nicht mehr geſchickt ſeyn. N
ich mich zu meinem Aufbruche aus der
Stunden Schlaf erholen. Er ſchlief di
rief er mich, und bat, ich ſollte ihm au
ein gewiſſes Manuſcript holen. Dieſes
nes Lebens ſeit vierzig Jahren. Und d
zu anbrechendem Tage vorleſen. Als wi
er das brünſtigſte Gebet zu Gott, und d

und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen laſſen, auf eine ganz entzückende Weiſe, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgeſtrebt, möchte vollkommen erreichen laſſen. Er ließ ſeinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieſes, ſagte er, ſind ſeit vierzig und mehr Jahren die erſten Thränen, die ich vergieße. Sie ſind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtſamkeit, ſondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abſchied von euch ſehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorſehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geſchenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen ſollte, wenn unſre Ehe fruchtbar ſeyn würde. Und in eben der Bemühung, auch ſeine Nachkommen durch eine weiſe Vorſorge noch glücklich zu machen, ſtarb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unſerm Landgute. Endlich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erſcheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: ſo ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es ſchien, niemand ſchöner, niemand geſchickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem ſüßen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir ſelber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marſche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich ſollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu ſehen bekam. Ich hatte meine ganze Philoſophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und ſeinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwieſen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und ſchöne Frau, die den Hof zum erſtenmale ſah.

Ein gewiſſer Prinz von S.., der bey Hofe alles galt, der ſchon eine Gemahlinn, und unſtreitig nicht die erlaubteſten Abſichten gegen mich hatte, ſuchte ſich die Abweſenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu ſagen, die ich verabſcheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er ſtets mit untermengte, nicht genug zu widerſtehen. Ich war ſo treu, als man ſeyn kann; allein vielleicht nicht ſtrenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkoſungen; doch bey der erſten Freyheit, die er ſich heraus nahm, ſagte ich zu ihm: Erlauben ſie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden laſſen, daß ſie bey mir ſind, damit ſie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie iſt ſchon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, iſt auch bey mir, wenn er gleich im Felde iſt. Darauf machte er mir ein froſtig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieſer Herr war, wird die Folge ausweiſen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach ſeiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieſes war die erſte Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unſer Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Urſache der mir itzenen Ungnade, und bat ihn tauſendmal um Vergebung. Ich bin ſehr wohl, ſprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Verlaſſen ſie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus geſehen, daß ihnen der Hof gefährlich ſeyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man ſie bewundern, und daß ihr Herz der Verſuchung der Lobſprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den Augenblick widerſtehen würde. Die erlittene Ungnade iſt

nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unſerm Landgute ſo ruhig und zärtlich, als jemals. Und damit wir den Verluſt unſers klugen Vaters deſto weniger fühlten: ſo nahm mein Gemahl ſeinen ehemaligen Reiſegefährten, den Herrn R.., zu ſich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Geſellſchaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war ſtumm und unbelebt, wenn er viel Leute ſah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Perſonen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war außerordentlich, und ſeine Beſcheidenheit eben ſo groß. Er war in der Tugend und Freundſchaft ſtrenge bis zum Eigenſinne. So traurig ſeine Miene ausſah, ſo gelaſſen und zufrieden war er doch. Er ſchlug kein Vergnügen aus; allein es ſchien, als ob er ſich nicht ſo wohl an den Ergötzlichkeiten ſelbſt, als vielmehr an dem Vergnügen beluſtigte, das die Ergötzlichkeiten Andern machten. Sein Verlangen war, alle Menſchen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu ſehen. Daher konnte er die großen Geſellſchaften nicht leiden, weil er ſo viel Zwang, ſo viel unnatürliche Höflichkeiten und ſo viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen ſeinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenſtellen faſt gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren ſeine ärgſten Feinde. Und er glaubte, daß dieſe Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeiſter. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Urſache fragte, ſo ſagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Laſtträger ſeiner Meynungen, und zu einem Beförderer ſeiner Affecten erkaufen wollen. Er hatte einen geſchickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche

Stunden, aufwarten durfte. Als er seinen Herrn in unserer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte, so sagte er: Denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen, und meiner Kleider und Wäsche wegen, in der Welt seyd? Wollt ihr denn so unwissend sterben, als ihr gebohren seyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, so setzt euch hin, und überlegt, was ein Mensch ist: so werden euch Beschäfftigungen genug einfallen. Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn auskleidete: so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer sich schämt, sagte er, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu seyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R.., als seinen Bruder, und wir beschlossen niemals etwas Wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr ging mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S.., der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwerdt sterben weil ich es nicht beherzt

genug für das Vaterland geführt habe. Der Himmel weis, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen seyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S.., den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes so beherzt seyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden sind gefährlich. Wollte Gott! daß sie tödtlich wären, und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu sterben. In fünf Tagen soll mein Urtheil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen R.. in meinem Namen Abschied. Er wird euch in eurem Unglücke nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper —. Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich sehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche

Lage ganz betäubt geweſen bin.
und der Vernunft waren bey mei
ſie vermehrten nur meine Wehmut
nicht beſänftigen konnten. Der a
mahls brach an. Ich brachte ihn
und fühlte den Streich mehr, als
das Leben nehmen ſollte. Niemani
redlicher bey; als der Herr R...
mir, und erwarb ſich durch ſeine
ich die Troſtgründe anhörte, mit b
aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der
und brachte mir die Poſt, daß
Tage des Urtheils an ſeinen W
Nachricht vergnügte mich, ſo betr
So iſt er denn, als ein Held, an
ich aus. So hat er die traurige
waltſamen Tode, welche ärger, a
mit anſehen dürfen? Nunmehr b
man ihn ohne Schimpf zur Eri
mir, daß dieſes gar nicht hätte
Nacht, da er geſtorben wäre, di
und das Bataillon, bey dem me
genöthiget hätten, ſich in der grö
rückzuziehen. In eben dieſer Uno
und der Feldprediger von meines
Gelegenheit geſchafft, mit einem D
mir die Nachricht und etliche Klei
zu überbringen.

Der Feldprediger hatte ſelbſt a
in meines Gemahls Namen gerath
laſſen, als es möglich wäre, damit

zen oder ſeiner Wolluſt weiter ausgeſetzt ſeyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unſerer Güter war, wie ich erfuhr, ſchon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entſchloß mich alſo zur Flucht, und bat den Herrn R.., Schweden mit mir zu verlaſſen. Wir gaben in unſerm Hauſe eine Reiſe auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tauſend Ducaten waren (denn mein Gemahl hatte ſein baares Vermögen der Krone vorgeſtreckt), nebſt dem Geſchmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeſchirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R.. glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachſetzen laſſen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht ſicher. Der Prinz wollte mich in ſeiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte ausſuchen ſollte. Mein getreuer Begleiter ſollte mein Rathgeber werden. Er ſchlug mir Holland vor, weil er in Amſterdam Freunde hatte, und er verſicherte mich, daß es mir an dieſem Orte gefallen würde. Hier können ſie ſich, ſagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis ſich die Umſtände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß ſie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloß mich alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R.. reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war

kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die
Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welch
heim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen
ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah i
größten Vergnügen, bey mir. Sie hatte bin
ren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihr
zungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit
loren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und
mit mir nach Amſterdam gehen wollte. S
Thränen über mein Unglück, und über die
gegen ſie hatte. Sie verfahren, ſprach ſie, g
mir. Sie bezeigen mir die ſtärkſte Gewogenhe
vielleicht Urſache, mich zu haſſen. Ich halte
Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; alle
Jahre, denn ſo lange iſt es, daß ich mich
Gütern an dieſen Ort begeben habe, ſehr kra
werden mir es leicht anſehen, daß es mir unn
weite Reiſe mit ihnen zu thun. Indeſſen ſch
daß mich, wofern ich wieder geſund werde,
abhalten ſoll, ihnen nachzufolgen. Und dam
Gewißheit meines Verſprechens deſto ſtärker
ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er i
wird. Er iſt bey mir. Ich habe mir für d
Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und mei
tung ausgeſetzt hat, ein kleines Landgut hie
gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu
ſondern mit dem größten Vergnügen zu ihre
Wollte Gott! ſie blieben unerkannt bey mir,
wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu
wieder geſund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ri
Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß

nung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geſchmacke der Beſitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge ſchöner Bücher in ihrer beſten Stube. Und ſie war ſo beſcheiden, daß ſie ſagte, ſie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß ſie ihr ſelber zugehörten. Es waren faſt alle die Franzöſiſchen und Schwediſchen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem ſie dieſen guten Geſchmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. So bald ſie merkte, daß mirs in die Augen fiel: ſo überreichte ſie mirs zum Geſchenke, und geſtund mir, daß ſie es ſelber gemalet hätte; denn ſie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielt es für eine Grauſamkeit, ſie um dieſes Andenken zu bringen. Darum bat ich ſie, das Bild noch einmal zu malen, und dieſes ſo lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein ſehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn ſchon in ſeinen zarteſten Jahren einem geſchickten Manne zur Aufſicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu ſich kommen laſſen, weil ſie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie geſtund mir zu gleicher Zeit, daß ſie von meinem verſtorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte ſie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf ſein Bitten, theils aus andern Urſachen, zurück gelaſſen; dieſes Kind aber wäre in ſeinem ſechſten Jahre geſtorben, wie ihr Bruder geſchrieben hätte. Ich wollte wünſchen, fuhr ſie fort, daß ſie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, ſo viel ich weis, iſt er nicht mehr in den beſten Umſtänden. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er ſich von ſeinem ſtarken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R.. kam unterdeſſen von ſeiner vergebenen Reiſe wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg mach-

ten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen: so ſtarb der Bediente des Herrn R.., deſſen Verluſt uns nicht wenig daurete. Dieſer redliche Menſch gab ſeinem Herrn vor ſeinem Tode vierhundert Stück Ducaten. Dieſes Geld, ſagte er, habe ich in ihrem Dienſte und durch ihre Freygebigkeit geſammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelaſſen und freudig ſterben kann. Wenn ſie nur wieder einen Menſchen hätten, auf den ſie ſich verlaſſen könnten. So gewiß iſts, daß man auch den niedrigſten Menſchen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als ſeinen Bedienten und Sclaven, ſondern als ein Geſchöpf anſieht, das unſerer Aufſicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebſt uns gebohren iſt.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie verſprach, ſo bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amſterdam an. Der Vetter des Herrn R.., bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar geſtorben, doch lebte ſeine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R.., ſo bald ſie ihn ſah; denn er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiſet. Sie nahm uns ſehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienſtfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß ſie meinen Stand nicht allein verſchwiegen halten, ſondern ihn auch vergeſſen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, ſondern als eine unglückliche Freundinn, betrachten möchten. Sie hatten von dem Schickſale meines Gemahls ſchon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenſchaften gehabt hätte, mich bey dieſen Leuten in Gewogenheit und Anſehen zu ſetzen: ſo war doch mein Unglück ſchon die beſte Empfehlung. Ja, ich erfuhr, daß ein großes

Unglück in den Gemüthern vieler Menſchen faſt eben die Wirkung hervorbringt, welche ſonſt ein großes Glück zu verurſachen pflegt. Man ſchätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unſern Unfall zu unſerm Verdienſte, ſo wie man oft unſer Glück, ob wir gleich dazu nichts beygetragen haben, als unſre Vollkommenheit anſieht. Mit einem Worte, dieſe Leute erwieſen mir, ehe ich ſie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hauſe zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich dieſen gutthätigen Leuten nicht zur Laſt werden möchte: ſo entdeckte ich dem Herrn R.., daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung ſeiner Frau Muhme zu legen. Er ſagte, daß er es mit ſeinen vier hundert Ducaten, die ihm ſein Bedienter gegeben, ſchon alſo gemacht hätte. Mein dienſtwilliger Wirth verhandelte die Juwelen für zwölf tauſend Thaler, und ſagte, daß er mir keine Intereſſen, ſondern den ordentlichen Gewinnſt davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in ſeinem Handel auf dieſes Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, ſondern mich und meine beiden Reiſegefährten, anſtatt der Intereſſen, erhalten ſollte. Ich lebte hier ſo ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünſchte. Herr R.. hatte den Sohn von Carolinen bey ſich. Weil er kein Amt hatte: ſo gab er ſich ſelber eins, und zog dieſen jungen Menſchen mit ſo vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewußtſeyn edler Abſichten und nützlicher Thaten ſeine Belohnung ſucht. Und wie ſehr würden nicht die Großen viel niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn ſie die Belohnung kennten, welche ſolchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Abſichten und guten Thaten zu ſchenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menſchen in den Sprachen und Künſten, und brachte ihm die edelſten Mey-

as Wohlanständige beyzubringen, das junge Ma
t am ersten von einem Frauenzimmer lernen kön
sein flüchtiges und feuriges Wesen der Jugend du
haftigkeit zu mäßigen. Ich that stets fremd g
llte verschiedne Personen vor, damit er meinen
u gewohnt werden, und in meiner Gesellschaft im
finden sollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn
ädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich m
. Ich lehrte sie französisch, zeichnen, sticken,
Kurz, ich führte eine sehr ruhige Lebensa
und seine Frau bequemten sich nach meinem G
nten mir die Vergnügungen ab, mit welchen
wollten. Sie brachten mich niemals in g
Sie störten mich nicht in meiner Einsam
gestört seyn wollte. Ich durfte weder befehlen,
wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich d
Man hielt mich in unserm Hause für eine An
Wirthinn. Und wer sonst mit mir umgieng,
ht besser. Mein verschwiegner Stand nöthigte

mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenen malen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R.. war ſo wenig dawider, daß er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daß man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch weiſe, vorſichtig und liebreich ſeyn kann. So lange ſie die Religion und ein gutes Gewiſſen haben werden: ſo lange werden ſie den Tod zwar nicht gleichgültig anſehen; aber doch ohne Entſetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieſes iſt die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsſtelle; und er gieng zu ſeinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu ſtehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wunderſamſten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menſchen nicht nach ihren Neigungen und Eigenſchaften, ſondern ſtets nach der Geburt und nach dem Range untereinander vergleichen, ſchwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen beſten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchſtens zum Theile nur ſo verloſchen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht ſehr vermißt. Es fanden ſich verſchiedene Holländer von Anſehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umſonſt. Wer einen ſo liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigenſinnig ſeyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern ſeine Abſicht erreichte: ſo weckten ſie doch

die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herrn los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bey mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R.. kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und sie wissen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die sich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H.., nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist; sondern weil er, außer seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung, sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urtheile dürfen sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist oft so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Person zurück hält, so bald es auf das genaueste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren besser zur Liebe, ob ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde besser gefällt.

Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Raths bedienen würde, so bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umstände und die

Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Ausſprüchen der Vernunft, die größte Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens. Zeigen ſie mir eine Perſon, die mir anſtändig iſt, und die ihnen die Verſicherung giebt, daß ſie mich zu beſitzen wünſcht: ſo werde ich ſie, ſo bald ich ſie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daß es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, ſie haben ja, ſo lange ich ſie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daß ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen ſie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man dem Andern mit ſeiner Liebe oft ſo beſchwerlich fallen kann, als mit ſeinem Haſſe. Und aus dieſem Grunde bin ich ſtets behutſam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Perſon, hub ich an, die ſie liebt, und ich glaube nicht, daß ſie ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige iſt, mit der ſie das genauſte Band der Liebe ſchließen wollen. Er ward beſtürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer ſie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich verſprach ich ihm, daß er ſie Nachmittage zu ſehen bekommen ſollte. Nachmittage ſchickte ich ihm mein Portrait, und ſchrieb ein Billet ungefähr dieſes Innhalts an ihn:

So hat die Perſon in ihrer Jugend ausgeſehn, die Sie liebt. Erſt hat ſie nur Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat dieſe Regungen in Liebe verwandelt. Der liebſte Freund meines Gemahls hat das erſte Recht auf mein Herz. Sie ſind ſo großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß.

Antworten Sie mir schriftlich. Entschu
mit Ihrem Stande. Sie haben die Ver
Vernünftigen die Ungleichheit des Stand
vernünftigen dürfte wir uns nicht bekümm
mand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und
sowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als
so gethan hatte, als ob er mir eine Liebk
wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer
einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn
gefangen haben, wenn ich ihn noch nicht
mehr, sagte er, haben sie mir das Recht
Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann
das gestehen, was mich die Ehrerbietung
heißen. Ich habe an das Glück, das sie m
der Himmel weis, kaum gedacht. Und wen
dacht hätte: so würde mich meine wenig
diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es
friedenheit nichts, als daß sie mich überzeuge
bin: so will ich mich für den glücklichste
Kurz, wir giengen zu unserer Wirthinn,
Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne
thete Nachricht ausnehmend erfreut. Uns
hatten sich binnen sechs Jahren in der Ha
einmal so viel vermehret, und wir hätten
davon leben können. Allein, unser freundsch
uns nicht aus seinem Hause lassen. Er bez
erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefä
Herr N.. mein Gemahl, oder wenn ich nich
reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte i
versichern kann, ganz ausnehmend, und so
ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war e

ihn nicht noch in gewiſſen Stücken übertraf. Aber an dem Aeuſſerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachſen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an ſich, das gleich auf das erſtemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal geſehen, man mußte ihn geſprochen haben, wenn man ihm recht gewogen ſeyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er ſich für alle Frauenzimmer geſchickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in ſeinem Umgange eine neue Urſache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte ſeit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernen, ſich gar nicht von Perſon geändert. Seine ordentliche und ſtille Lebensart erhielten ihn ſo geſund, als ob er erſt zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unſer Glück fiel niemanden in die Augen, und deſto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unſern Handlungen Rechenſchaft geben, als uns ſelbſt. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und alſo genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Geſellſchaft, die ſich zu unſern Neigungen ſchickte. Wir lebten an dem volkreichſten Orte in der größten Stille. Dieſes war unſer Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelſten Zeitvertreibe, mit Leſen und Denken, unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern ſollte. Wir ſtudirten zu unſerer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal ſage, wir wußten in unſrer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehlichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen unverehlichten, weil man ſieht, daß die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts.

Es ist wahr, eine beständige und sich st
in der Ehe nicht möglich. Doch wenn
eine gegründete Liebe vorhanden ist: so k
sten Jahre feurig und lebhaft bleiben.
können wohl etwas abnehmen, allein die
Derjenige hat allemal genug Vergnüge
hat, als das Maaß seiner Empfindungen
sind nach vielen Jahren noch so verlieb
als wenn wir uns erst zu lieben angefan
ja nicht, weil wir die Wissenschaften li
nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich
Büchern über die metaphysische Geisterl
Der Körper gehört so gut, als die S
Und wer uns beredet, daß er nichts al
des Geistes an einer Person liebt, der r
Gewissen, oder er weis gar nicht, was
Liebe, die blos auf den Körper geht, ist
ner und unfruchtbarer Seelen. Und die
nur mit den Eigenschaften der Seele gat
hochmüthiger Schulweisen, die sich schäm
mel einen Körper gegeben hat, den sie do
den zu der That käme, um zehn Seelen nic

Ich komme wieder zu meiner Geschi
ich gesagt habe, so vergnügt, als man
meldeten Carlsonen, so hieß Carolinens
unsere Heirath und baten ihn, daß er u
es möglich wäre; denn wir hatten ihn n
nicht gesehen. Er schrieb uns, daß er Lie
daß es ihm sehr wohl gienge, und daß e
mit einem Frauenzimmer, die ihm zu ge
lich verlassen, verheirathet hätte. Von i
uns nichts sagen, weil sie in dem sechste

gekommen, und darinnen bloß unter den Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen seyn: so wäre sie doch so liebenswürdig, daß er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen, und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreuete. Wir vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch, ihn so bald zu besuchen, als es die Jahreszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlson und seiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräther von einem sehr zärtlichen Herzen seyn sollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären; so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich weniger Einsicht gehabt hätte, als sie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloster an; allein selbst diese Schüchternheit schickte sich so wohl zu ihrer Unschuld, daß man sie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich sage noch

mehr, man liebte sogar an ihr die Schüd
Fehler unter gewissen Umständen zu einer

Ich suche die Worte vergebens, mit
keit gegen ihren Mann beschreiben will.
sehr einnehmenden, feurigen und blühend
war Carlson) und dann ein von Natur
vor, die von Jugend auf eine Nonne gen
die süßen Empfindungen nur desto mäch
weil sie an der strengen Lebensart und a
hen Keuschheit einen beständigen Wider
so wird man die innbrünstige und schma
gen Frau einigermaßen denken können.
unsers Carlsons Wahl zufrieden, als mei
gnügten uns an der Zufriedenheit dieses
nicht wieder von ihnen kommen konnten.
Amsterdam kommen, und blieben ein ga
bey diesen zärtlichen Eheleuten. Nichts f
redliche Mutter. Wir hatten Briefe von
ihrer Gesundheit gebessert hätte, und da
bald zu uns zu kommen. Wir schickten
mir ehemals die Post von meines Gemah
fort, daß er sie abholen und zu uns bring
bereits unterwegs angetroffen, und sie w
vermutheten. Sie zeigte sich recht vergnü
die Freude über ihres Sohnes Glück und
Tage belebter und munterer. Indessen ve
schaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar z
lange Bestand haben könnte. Mariane n
entbunden. Auch dieses diente uns zu ein
je mehr wir Ursache hatten, mit Maria
desto begieriger wurden wir, etwas gewi
zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere

gebens, um dieſes Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloſter heimlich verlaſſen, und wir mußten bey unſerer Nachforſchung ſehr behutſam gehen, damit wir ſie nicht in Gefahr ſetzten, entdeckt zu werden. Im Kloſter fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß ſie in ihrem ſechſten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloſter gebracht worden, der ein gewiſſes Geld zu ihrer Erziehung da gelaſſen, und nichts geſagt hätte, als daß ſie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der ſie nicht in der Reformirten Religion erziehen laſſen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtiſſin mehr vertraut haben, dieſe aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte ſeyn, daß man in dem Kloſter ſelbſt nichts gewiſſes von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöſter gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entſchließen, wieder nach Amſterdam zurück zu gehen. Unſere Umſtände forderten dieſe Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte ſich hier, ob ſie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein ſie erfuhr nichts weiter, als was wir ſchon wußten, nämlich, daß er nach ſeiner Frauen Tode unglücklich in ſeiner Handlung geworden, und weil er ſein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe nach Oſtindien gegangen wäre, ſein Glück von neuem zu verſuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unſere Reiſegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der ſie uns ausgezahlt hatte, ſagen, daß in Amſterdam vor etlichen Tagen ein Oſtindienfahrer, und auf dieſem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm geweſen wäre. Dieſe Zeitung war zu wichtig, als daß wir unſere

Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den
chen. Aber wollte der Himmel, daß w
nicht gesehen hätten! Er kam den ander
linens erste Frage war, warum er ihr
nach Ostindien nichts ausführliches von
geschrieben hätte? Ist denn Mariane tot
du denn mit der Mariane? versetzte se
Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. W
nicht todt? Ach, wenn doch dieses Gott w
Andreas, ich weis es wohl, sie hieß Ca
zu meiner Frau, und weil ich sie an K
hatte, nennte ich sie nach meiner Frau,
alles erzählen; aber versprich mir, daß
geben willst. Meine liebe Frau starb mi
Jahren gemeldet habe. Mariane war e
und ich hielt sie schon für verloren. All
ihr. Indessen nöthigte mich mein Bank
derwärts zu versuchen. Ich gieng nach
daß ich der Catholischen Religion zugethan
Tochter, oder vielmehr meine an Kindes
riane recht väterlich. Um sie nun theils
ziehen zu lassen, theils sie wohl zu v
was ich noch hatte, und that dieses lieb
reise, und ohne jemanden etwas zu sage
der Grenze der Oesterreichischen Niederla
Begriffe, dahin zu reisen, um zu sehen,
als ich hieher gerufen ward. Ich kann
muß wissen, ob sie noch lebt. Komm m
linen. Wir wollen den Augenblick in
drey Tagen sind wir wieder hier. Und o
sprechen, giengen sie beide fort. Mein
kaum das Herz, uns anzusehen, geschweig

licher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott! was ſoll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloſter — und nicht weit von der Grenze. Was ſind dieſes für entſetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlſon! Möchte doch dieſesmal unſere Muthmaßung falſch ſeyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigſte Geheimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben ſollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, ſie als Frau aus den Armen ihres eigenen Sohnes reißen müſſen? Mit dieſen grauſamen Vorſtellungen quälten wir uns, bis Andreas mit ſeiner Schweſter, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unſerm Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß faſt in Thränen. Sie that untröſtlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit ſpüren; allein er ſaß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloſter erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein,) in das Kloſter gebracht wäre, vor anderthalb Jahren daſſelbe heimlich verlaſſen, und, ſo viel man wüßte, ſich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anſtatt nach Amſterdam zu reiſen, wieder zurück nach Carlſons Quartiere. Wir ſahen alle viere nur mehr, als zu gewiß, daß dieſe Nonne niemand anders, als Carlſons Frau ſeyn würde. Doch man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unſerm Troſte keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erſchreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, als ſie will, ſo ſind wir doch ſinnreich genug, ſie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, ſagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind, nicht ken-

ur einen Edelmann ausgegeben, warum hatte er
daß er ein Officier wäre? Vielleicht iſt in eben d
in Kind in das Kloſter gekommen, das ebenfalls
Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philoſoph
nach Oſtindien gereiſet war, meynte, es läge ſch
, daß ein Paar ſo nahe Blutsfreunde einander
und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir
blicke auf dieſer Reiſe widerſprachen, ohne es zu
Zittern und Hoffnung kamen wir alſo bey unſerm
an. Wir hatten uns vorgenommen, recht beh
und die Urſache unſerer Zurückkunft weder ihm,
zu laſſen. Wir wollten ſagen, daß wir aus W
ie Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umge
Wenn auch, ſprachen wir alle, Mariane die re
ſeyn ſollte: ſo würden dieſe zärtlichen Eheleute d
zweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieſes trau
ß auf einmal entdeckten. Nein, fieng ich an, wi
nen auf dieſe Art um das Leben. Iſt ſie die w
: ſo will ich ſie bitten, daß ſie mir zu Liebe

Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld! Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bey der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte ſich von dem Andreas losmachen; allein er ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr losreißen konnte. Carlſon blieb auf einer Stelle ſtehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen was. Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie meiner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Dieſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, und wollte ſie aus meinen Armen nehmen. Nein, nein, ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane iſt ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am erſten wieder

bey uns ſelbſt. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen gegangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſie in dem Gartenhauſe auf den Knieen angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltſame unſers Affects hatte ſich gelegt, und ſich ſtatt deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung geſtern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir ſuchten unſern Troſt in Klagen und im Mitleiden. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzuſehen, wie ſich dieſe beiden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß ſie die Liebe der Ehe in Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt ohne Anſtand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete ſich genau, ſie nicht ſeine Schweſter

zu nennen. Er hieß ſie ſeine Mariane. Er war beredt und unerſchöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil ſie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in ſeinen Klagen an zu philoſophiren, und wie man leicht glauben kann, ſehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe vor Gott erlaubt wäre, wenn ſie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander ſagte, daß ſie öffentlich verbunden wären, und daß nichts, als der Tod, dieſes Bündniß trennen ſollte. Er wünſchte unzähligemal, in der Sprache des Affects, daß Andreas geſtorben ſeyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieſes Geheimniſſes hätte ſchöpfen können. Dieſer ſaß da, als ob er ſein Todesurtheil anhören ſollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von ſeinem Leben das zerſtörte Vergnügen dieſer Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlſonen weggehen. Meine Tochter, fieng ſie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieſer betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben ſeyn können! Vielleicht iſt es die Strafe, daß ich — doch Gott hat es verhänget. Ihr ſeyd beide keines Verbrechens ſchuldig. Eure Unwiſſenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut ſie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabſcheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war ſehr fromm; allein ſie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beiden von neuem auf. Mein Mann erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu beſänftigen. Er bediente ſich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affects eben ſo viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er ſagte, es wäre eine Gewiſſensſache, die wir nicht entſcheiden könnten. Wir wollten den Ausſpruch verſtändigen Gottesgelehrten überlaſſen. Er glaubte, daß die Ehe viel-

leicht noch ſtatt finden könnte. Dieſes wa
Wehmuth der beiden Leute verminderte,
Widerſtand that. Sie entſchloſſen ſich,
Geiſtlichen zu unterwerfen; aber gewiß
ſondern aus Verlangen, deſto ruhiger
können. Wir machten uns indeſſen ihre
und ermunterten Marianen, uns, ſo ba
ließen, nach Amſterdam zu folgen; vi
daß man von Rom Diſpenſation erlan
ſollte ſich Urlaub auf ein halb Jahr a
ihn erhielte, uns nachkommen. Alles die
Leute gefallen. Es ſtrichen einige Tag
war in den Umſtänden, die Reiſe mit
uns dazu anſchickten: ſo erhielt Carlſon
und bey Verluſt ſeiner Stelle, zu dem
weil es marſchiren ſollte. Dieſe Nachr
Wirkung. Carlſon war darüber erfreu
von neuem niedergeſchlagen. Kaum ſa
über dieſe Poſt: ſo machte ſie ihm die
Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihr
Sollte man wohl glauben, daß eine Fr
ihr Mann ihr Bruder war, noch auf
fallen könnte? Allein, was iſt in der Li
wohl unmöglich? Wir ſahen alſo leider
lich, wie heftig Mariane ihren Mann
in ihrem Herzen nichts weniger beſchloſſe
zu laſſen. Carlſon verſicherte ſie mit de
daß er ſie noch unendlich liebte, und d
zum Marſche nur deswegen vergnügt wä
Gelegenheit anſähe, die der Himmel beſ
den Ausſchlag zu geben. Vielleicht, ſpr
Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömn

glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen, als die Quaal, euch zu sehen, und nicht zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet seyn, als die Pein ausstehen, mich freywillig zu verlassen, und doch diese Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getrost, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsere Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann seyn sollte. Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen Umständen! und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug, Carlsons Irrthum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesem Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beistand an, nicht anders, als ob ihnen die Menschen Unrecht thäten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zu Wege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane that so gesetzt, als ob sie ihn von sich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, so folgte sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem seinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirth in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Marianen für Carlsons Frau aus, und Caroline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind, sondern an einer hitzigen Feldkrank-

heit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedauerten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten: so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten, als der Tod? Die Aussprüche der Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen seyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen, oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, sie errathen schon, was ich ihnen hinterbringen will? Erschrecken sie nur, denn sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager. Sagen sie mir nichts mehr, versetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist todt. Ich unglückselige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?

Wir erstaunten über diese unvermuthete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen that sie gelassen, und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ichs aufrichtig gestehen, so erschrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über seinen Tod

erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer sich. Der Brief war an sie, und sie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich zehnmal vorgestellet hat, wie viel darinnen seyn könnte. Da sie ihn endlich erbrach: so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

Liebste Mariane,

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen, und dem Tode so nahe gekommen bin, ohne beides zu wissen! wie viel würde ich eurentwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sey für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eigenen Seele umzusehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euern Mann, sondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der

entzogen, und zu der Schönheit ihr
zugesetzt. Sie war durch den Umga
geworden. Sie war erst achtzehn o
noch in ihrem völligen Frühlinge.
bey ihr gefällig zu machen. Viellei
ihres verstorbenen Mannes noch ih
wann ihr Herz. Sie kam einmal
vielbedeutenden Stimme an: Mada
gewesen, daß wir Herr Dormund
meinem Manne überbracht, zu ein
Ich würde es gewiß gethan haben
darinne gewesen wäre: allein so
verstand diese Sprache sehr gut.
machen sie sich für ein Bedenken, de
sie unstreitig ihr Herz schon überl
wollen Herr Dormunden gern eine
Ansehen einer Erkenntlichkeit haben
zum Grunde hat. Ich will ihnen
Geben sie mir die Uhr. Es wird
zeigen, die nicht studirt läßt, bey
Auf die Uebergabe der Uhr folgte
zens. Mariane ward Dormunden
beide einander zum Vergnügen geb
Mariane ihren Mann zuweilen beu
aus einem Grunde, den ein Ehen
kann. Ihr Fehler war die Eifersu
Geschlechts. Ich besinne mich, daß
nen auf meine Stube kam. Sie
reden, und ich befürchtete das gröss
Allein, was kam endlich heraus?
gültigkeit ihres Ehemannes, und h
gesprochen. Ich fragte nach der Ur

mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Ueber dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüther gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an und für sich nichts angenehmes ist; allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzeneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unsrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts

entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne gewesen wäre: allein so schickt sichs wohl nicht. Ich verstund diese Sprache sehr gut. Mariane, sagte ich, was machen sie sich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem sie unstreitig ihr Herz schon überlassen haben. Ich merke, sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt läßt, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beide einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: so geschahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende

Kleinigkeiten. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geſchrieben; ſie wäre zu ihm an den Tiſch getreten; ſie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküſſet, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkuſſe, noch mit einem Blicke geantwortet, ſondern immer fortgeſchrieben, nicht anders, als wenn er ſie nicht ſehen wollte. Ach Gott! fuhr ſie fort, wer weis, an wen der Untreue ſchreibt? Konnten ſie denn nichts in dem Briefe leſen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer ſollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine ſtärkere Urſache zur Eiferſucht nöthig hätte, als ſo eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft! Und wenn dieſer Schritt gethan iſt: ſo hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entſtehen wohl die meiſten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein ſie nehmen im Fortgange unſere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdann wichtige Urſachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eiferſucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er ſtund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte ſehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben ſo ſtark quälte, als die Krankheit. Er bat ſeine Frau oft mit Thränen, daß ſie ihn verlaſſen ſollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das ſie mit Carlſonen erzeugt hatte. Ich und mein Mann ſollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Troſt zuſprechen. Er wollte getröſtet ſeyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende ſchien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte ſelbſt kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu ſich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen

und erpreßten Worten an, ſich und die Liebe auf das abſcheulichſte zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte ſich den größten Miſſethäter, den die Welt geſehen hätte. Ich bin, ſchrie er, Carlſons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unſinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er ſollte ſich beſinnen, er würde in einer ſtarken Phantaſie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es iſt mehr als zu gewiß. Mein Gewiſſen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines beſten Freundes; ich Barbar! ich Böſewicht! Carlſon beſſerte ſich nach dem Abſchiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir ſchon Hoffnung auf ſeinen Tod und auf Marianen gemacht hatte: ſo brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle ſeine Vernunft und Religion zu Hülfe, und ſuchte dieſem Unglückſeligen damit beyzuſtehen. Seine Verzweiflung wollte ſich nicht ſtillen laſſen. Er verlangte Marianen noch einmal zu ſehen, und ihr ſeine Bosheit ſelbſt zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen dieſe That nicht offenbaren ſollte; er würde ſeinem Gewiſſen dadurch nichts helfen, und durch ſein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe ſie gerufen ward. Dormund redete ſie an; allein ſie hörte und ſah vor Wehmuth nicht. Er nahm ſie bey der Hand, und wollte das entſetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu ſingen. Doch er ſchrie nur deſto mehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieß die grau-

hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaſſner, als ich. Ich weis nicht, wem ſie ihren Beyſtand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniß an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen könnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiß, daß der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer beſſern Welt: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine große Veränderung in unſern Umſtänden. Wir mußten unſre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlaſſenſchaft ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine ſehr große Laſt für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daß wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt: ſo muß ich ſagen, daß wir oft nachläſſig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffner Mann war, der das Geld

nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort
ſo viel als ein Wechſel. Wir haben in
viel Geld eingebüßt; aber wir ſind niem
hm. Unſre Schuldner hatten ein gutes
Sie wollten gern wieder bezahlen, je n
hkeit ſahen. Und ſie machten uns durch
gbig, wenn wir es auch von Natur nich
glaubt es kaum, was es für ein Vergnü
dern Leuten dienen kann. Und es gehör
mehr Ueberwindung dazu, das Vermög
halten, als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verſchieder
und wandten uns mit unſerer Tochter, r
ſens Tochter, nach dem Haag zu dem
verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem
die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen
Vermögen blieb in Amſterdam in guten
zimmer, welches nunmehr etwan funfze
eben nicht ſchön aus: ſie hatte aber ſehr
Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbildete,
Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der
man die Wahl hat, ob man ein ſchönes
artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön
man ſich leicht für das letzte entſchließen
lerey ſagen, daß ich dieſes Kind, welche
ſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſte
lich viel Geſchicklichkeit beſaß: ſo will ich
ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur G
ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte Carol
mit meinem Manne ſehr vieles zu danke
Mannsperſonen, als unter ihrem Geſchle
ſes halte ich allemal für ein Glück be

hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaſſner, als ich. Ich weis nicht, wem ſie ihren Beyſtand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniß an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen könnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiß, daß der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer beſſern Welt: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine große Veränderung in unſern Umſtänden. Wir mußten unſre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlaſſenſchaft ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine ſehr große Laſt für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daß wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt: ſo muß ich ſagen, daß wir oft nachläſſig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffner Mann war, der das Geld

nöthiger brauchte, als wir. Ein M
ſo viel als ein Wechſel. Wir habe
viel Geld eingebüßt; aber wir ſind r
den. Unſre Schuldner hatten ein g
Sie wollten gern wieder bezahlen,
tigkeit ſahen. Und ſie machten uns
gebig, wenn wir es auch von Natur
glaubt es kaum, was es für ein Ve
dern Leuten dienen kann. Und es
mehr Ueberwindung dazu, das Ver
halten, als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verſch
und wandten uns mit unſerer Tocht
ſens Tochter, nach dem Haag zu
verſtorbener Wirth hatte uns bey ſei
die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahn
Vermögen blieb in Amſterdam in gu
zimmer, welches nunmehr etwan fu
eben nicht ſchön aus: ſie hatte aber
Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbilde
Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle
man die Wahl hat, ob man ein ſchön
artig iſt, oder ein artiges, das nicht
man ſich leicht für das letzte entſchli
lerey ſagen, daß ich dieſes Kind, w
ſtens erzogen hatte. Und wenn ich
lich viel Geſchicklichkeit beſaß: ſo will
ihr beygebracht, ſondern ihr nur zu
ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte C
mit meinem Manne ſehr vieles zu d
Mannsperſonen, als unter ihrem Ge
ſes halte ich allemal für ein Glück

Denn wenn es wahr iſt, daß die Mannsperſonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: ſo iſt es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Geſellſchaft klug und geſetzt werden. Ich meyne aber gar nicht ſolche Mannsperſonen, die insgemein für galant ausgeſchrieen werden, und die ſich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand, von nichts, als einer abgeſchmackten Liebe, ſagen. Solche Leute müſſen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrinn werden ſoll. Mir wäre es am wenigſten zu vergeben geweſen, wenn ich Florentinen nicht ſo wohl erzogen hätte, als es ſeyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und ſeit ihrem ſiebenten Jahre faſt beſtändig um ſie geweſen war. Ihre guten Eigenſchaften machten ſie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchſten Ehrenſtellen bekleidete, und an dem ſein Stand noch das wenigſte war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unſrer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag: ſo lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unſern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung anſehen möchten. Wir ließen uns dieſen Vorſchlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher geſagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beſchreibe; ſo ſehr weigert ſich mein Herz, die Vorſtellung einer Begebenheit in ſich zu erneuern, die ihm ſo viel gekoſtet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen iſt, wenn man ſo erzählt, daß die Leſer nicht die Sache zu leſen, ſondern ſelbſt zu

lücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörte
err davon war. Andreas, der die See stets in
. hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Ze
rat daher mit meinem Manne auf die Seite, un
r wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit
mmt einer von den Passagieren auf mich zugespru
mich, und ruft: Ja, ja, sie sind es, ich habe n
icht trauen wollen; aber sie sind meine liebe G
rückte mich einige Minuten so feste an sich, daß
konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das
darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ei
ebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel
idlich in meinen Armen! Meinen Grafen in ruff
. meinen ersten Mann, den ich zehen Jahre für t
atte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So
daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein G
veinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Fr
n itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von b
in Wort gehört, oder vor Bestürzung nichts ver

liche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet. Er ſagte mir wohl tauſendmal, daß ich noch eben ſo liebenswürdig wäre, als da er mich verlaſſen hätte. Sein Vergnügen war um deſto ſtärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben ſo wenig gewußt, als ich von ſeinem Leben. Herr R.. hatte uns verlaſſen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren alſo ganz allein. Mein Graf erzählte mir ſein gehabtes Schickſal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wiſſen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich ſprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen ſollte ich verlaſſen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wiſſen will, was es heißt, von zween Affecten zugleich beſtürmt zu werden, von denen einer ſo groß, als der andere iſt. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für ſich. Er hielt noch inſtändiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm ſein Glück oder Unglück wiſſen laſſen ſollte. Aber umſonſt. Was konnte ich ihm ſagen, wenn ich nicht ſagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich ſchwieg, ich ſeufzte; doch dieſes war genug geſagt. Sind ſie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als dieſe Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Beſtürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie ſah mich weinen; ſie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng ſie an, daß ſie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts

gethan. Mein Gott, sprach der Gra
thet! Ich unglückseliger Mann! E
finden müssen, damit meinem Herzen
bekannt bliebe? Wer ist denn ihr
mer. Ich will sie durch meine Gege
Ich will sie gleich verlassen. Sie sin
um. Sie haben mich für todt gehalt
Vorwürfe. Niemand ist an meinem
Verhängniß. Vielleicht ist dieses die
Carolinen. Ueberwinden sie sich und
fort. Ich kann es von niemanden, a
ihr Mann ist. Ich sprang von dem
in die Arme, aber ich sagte noch kein
erweisen sie mir keine Zärtlichkeiten.
mein Herz; aber ihr itziger Ehegem
fordern, und ich muß dem Schicksale
ner Liebe weichen. Durch dieses Gesi
mehr in Bewegung. Er fragte endli
Papa wäre, und warum er nicht he
ihnen in dem Wagen gekommen, hu
Stube und weint. Also, fieng der
liebster Freund ihr Gemahl? Dieses
erträglich. Darauf bat er meine kle
Papa rufen sollte. Allein er kam n
eben dieses Kind dem Grafen ein fra
Innhalte:

Mein lieber Graf,

Sie dauren mich unendlich. Ich
digste Liebe so sehr beleidigt, als
wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gen
Sie dieses wohl von mir glauben?

mehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Besitz Ihrer Gemahlinn gegönnt, Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmüthig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück, allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu bestrafen ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf, und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlust ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bey diesem Briefe zum letztenmale an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen.

Der Graf verließ mich, so bald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch, er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese Nachricht setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wieder gefunden. Ich wußte, daß ich sie beide nicht besitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten so wohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beiden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R.. war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sähe. Er schickte sogleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn R.. freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weis

genug, fieng der Graf an, weder ſi
mich beleidiget. Es iſt ein Schickſa
können. In wenig Stunden kam
ſchon im Begriffe geweſen, mit ein
dankte dem Grafen auf das zärtlichſ
zurück rufen laſſen. Ich will nichts
men, fieng er an, von ihnen und
ſie mir dieſe Zufriedenheit noch, es n
nem Leben ſeyn. So gleich nahm e
führte mich zu dem Grafen. Hier, ſ
meine Gemahlinn, und verwandle
genblicke an in Ehrerbietung. Hier
men; doch der Graf ließ ihn nicht
bleiben ſie bey mir. Ich fange auf
Gemahlinn die zärtlichſte Ehe wiede
koſtbar, als ehedem. Ihr Herz iſt
Sie hat nicht gewußt, daß ich noch
Freund, bleiben ſie bey uns. Wol
verlaſſen, daß ich nicht eiferſüchtig n
die Treue meiner Gemahlinn und
ihn doch, Madame, fieng er zu m
hatte kaum ſo viel Gewalt über mic
Warum wollen ſie uns verlaſſen?
ſie ja, daß ſie hier bleiben ſollen.
geliebt haben, wenn mir ihre Entfer
Bleiben ſie wenigſtens in Amſterdam
Hauſe bleiben wollen. Ich werde ſie
ter zu ſagen; und ob ich gleich auf
ſeyn: ſo unterſagt mir doch die Liebe
ihnen beſtändig Zeichen der Hochac
erkennen zu geben. Er blieb auf ur
Amſterdam. Er ſpeiſte oft mit uns,

ſo edel, als man nur denken kann. Wenn ich auch weniger tugendhaft geweſen wäre: ſo hätte mich doch ſein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müſſen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann geweſen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, ſo ging er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundſchaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des ſeinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich ſo viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein ſtummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe; ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſre Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schickſal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er führte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beiden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daß er weder ſie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit, noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geſchickt. Er hatte ſeinen Namen aus Furcht, daß man ihn deſto

eher an die Schweden ausliefern möchte, verſchwiegen, und ſich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittenen Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müſſen, damit will ich die Fortſetzung von meiner Geſchichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausſtehen müſſen. Er ſtarb. — Doch ich will itzt nichts mehr ſagen.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ichs nach seiner Länge erzählen, und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland adressiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieser Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie werden über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein größer Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls

ter Freuden der Liebe und des Lebens geno
sind Thränen hat mich dieser Gedanke scho
oft bin ich vor meiner unschuldigen Liebe
als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erste Brief ist aus der Stadt Mosk

* * *

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch.
daß ihr diese Nachricht schon wüßtet, oder
einen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueber
drey Tage vor meiner angesetzten Hinrichtun
tin, in welchem ich gefangen und krank lag,
errettet. Ja, liebste Gemahlinn, diese Vorse
euer Thränen und meiner Unschuld. Ich ho
dem geschehenen Ueberfall kaum mehr gew
Nachdem ich von meiner Krankheit wieder
und mich in den Händen der Russen sah:
meiner Sicherheit für einen Capitain aus, r
wenhoek. Unter allen denen Gefangenen,
in diese, bald in jene Festung, und endlich r
kau geschleppt worden bin, sind nicht mehr,
die mich kennen. Sie sind beide Engelländ
die treuesten und besten Gefährten meines Ele
wünschen kann. Der eine von ihnen, Stee
Tagen die Freyheit erhalten, einige von sei
hier handeln, zu sprechen, und durch dies
Brief nach Liefland zu bestellen, die sicherst
macht. Wenn er doch schon in euren Händ
doch nur eine von den Thränen der Freude
die Nachricht von meinem Leben auspressen
euch denn nach meinem letzten traurigen
Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen

mein Freund R.. mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Troſt, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuſchreiben darf. Nichts, als dieſe Urſache iſt vermögend, mir mein Elend zu verſüßen, und mir die Schande, und das ſchreckliche Andenken eines gewaltſamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abweſenheit gelaſſen, ich bitte euch bey unſerer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder ſehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederſchreiben kann! Nein, mein einziger Wunſch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz ſagt mirs, und es verſpricht mir die Wolluſt, euch noch einmal, ehe ich ſterbe, zu umarmen. Um dieſe Glückſeligkeit bitte ich die Vorſehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelaſſen haben, als daß ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen ſoll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir ſchmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tauſend Umarmungen ſprechen, ehe wir uns ſatt reden und unſer Herz und unſer Schickſal einander ausſchütten werden! Bekümmert euch nicht zu ſehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R... Erlauben es eure Umſtände: ſo überſchickt mir einen Wechſel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkſtelligen kann. Ich bin ſeit meinem Arreſte von allem entblößt geweſen. Ich habe alle Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der

Das Schrecklichſte, was wir, nachdem wir übe
n Grenzen waren, erfahren haben, iſt der Mar
Waſſer geweſen, weil wir oft, um die Moräſt
einen Umweg durch ſandichte Gegenden nehmen
Rein ganzes Vermögen ſeit meiner Gefangenſch
zig Thalern beſtanden, mit denen mich ein gemei
r Soldat unlängſt beſchenkt hat. Er ſtarb ei
:, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an ei
zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himm
nußten. Er hatte mir auf dem Marſche viele Die
und ich belohnte ſeine Treue dadurch, daß ich
t bey ihm blieb, und auf ſein Verlangen mit i
atte in ſeinem Brufttuche ein Goldſtück von zwa
ingenäht, womit ihn ſeine Braut in Stockholm
liebe beſchenkt. Dieſes gab er mir, und bat mich,
r nach Stockholm kommen ſollte, ſeiner Braut ſ
tlben, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen.
den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt wa

denswürdige, wie schön entsetztet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über diesem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey seinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurück ließen: so trugen sie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über sich, zu der sie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterschied gesehen, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens erweiset. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestoßen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangnen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unsrer wohl drey bis vierhundert seyn, die man in

einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Gebehrden unsrer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Verhältnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Stunde weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen, und versprochen, für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Frey-

heit zu erkaufen, denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daß ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſre Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſrer Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandnes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſrer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholten ſie einander, als ob wir ſie einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiſer Gott dieſe Schickſale über uns verhängt hätte, daß wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht

e, wo sein Camerad, ihr Sohn, ware. Der
icht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortet
ie Schweden todt geschlagen hätten. In dem
sie auf mich und schrie: was? hast du meinen
cht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich
aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Sol
hrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe
mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. I
t, in welcher mein Vater in seiner Jugend die
zlichen Abgesandten genossen, war ich ein nich
ede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er
gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey ein
esetzt.
Sodurch habe ich doch das traurige Schicksal verd
uch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn,
ltnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meine
entbehre, was das Leben angenehm macht, und
e weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erin
hm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat,

heit zu erkaufen, denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daß ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſre Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſrer Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandnes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſrer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholten ſie einander, als ob wir ſie einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiſer Gott dieſe Schickſale über uns verhängt hätte, daß wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht

h mein Freund mit einem Tone an, der doch
n verrieth: wie Gott will! Ich will durch me
t gar nicht einen Anspruch machen, daß er seine
ach meinem Wunsche einrichten soll. Nein, er s
Aber ist denn das Verlangen, unser Vaterland
und aus dieser Barbarey erlöset zu seyn, ein u
ch? Sollen wir denn in diesem kläglichen Zust
s Leben zubringen und nur den Tod hoffen? S
nserer Gelassenheit aus, und so ist es uns oft
wir uns bemüht haben, recht ruhig zu seyn, sin
iedensten geworden. Man sieht, wenn man den
n über die Vorsehung nachhängt, die Unmöglic
zu helfen, deutlicher, als wenn man sich seinen E
berläßt; man sieht die Nothwendigkeit, sich ihren
n überlassen, und man will doch zugleich nicht
seiner eignen Wünsche abgehen. Man will i
will ihn bald ausgeführet wissen, und man sieht
nstände dazu nicht in unserer Gewalt stehen.
ne Entdeckung will sich unser Herz gleichsam du

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ichs nach seiner Länge erzählen, und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland adressiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Folge dieser Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien gegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine Liebe gegen mich in ein größer Licht setzen. Wie groß nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern

der Freuden der Liebe und des Lebens genoſſen. Wie viel tauſend Thränen hat mich dieſer Gedanke ſchon gekoſtet, und wie oft bin ich vor meiner unſchuldigen Liebe zu dem Herrn R.. als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erſte Brief iſt aus der Stadt Moskau geſchrieben.

* * *

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß ihr dieſe Nachricht ſchon wüßtet, oder ſie wenigſtens durch einen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Ruſſen drey Tage vor meiner angeſetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebſte Gemahlinn, dieſe Vorſehung iſt eine Frucht eurer Thränen und meiner Unſchuld. Ich habe etliche Tage nach dem geſchehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir ſelber kam, und mich in den Händen der Ruſſen ſah: ſo gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in dieſe, bald in jene Feſtung, und endlich nach der Stadt Moskau geſchleppt worden bin, ſind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie ſind beide Engelländer von Geburt, und die treueſten und beſten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünſchen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von ſeinen Landsleuten, die hier handeln, zu ſprechen, und durch dieſe hat er mir, einen Brief nach Liefland zu beſtellen, die ſicherſte Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch ſchon in euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude ſehen ſollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspreſſen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Iſt

mein Freund R.. mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Troſt, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuſchreiben darf. Nichts, als dieſe Urſache iſt vermögend, mir mein Elend zu verſüßen, und mir die Schande, und das ſchreckliche Andenken eines gewaltſamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abweſenheit gelaſſen, ich bitte euch bey unſerer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder ſehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederſchreiben kann! Nein, mein einziger Wunſch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz ſagt mirs, und es verſpricht mir die Wolluſt, euch noch einmal, ehe ich ſterbe, zu umarmen. Um dieſe Glückſeligkeit bitte ich die Vorſehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelaſſen haben, als daß ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen ſoll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir ſchmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tauſend Umarmungen ſprechen, ehe wir uns ſatt reden und unſer Herz und unſer Schickſal einander ausſchütten werden! Bekümmert euch nicht zu ſehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R... Erlauben es eure Umſtände: ſo überſchickt mir einen Wechſel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkſtelligen kann. Ich bin ſeit meinem Arreſte von allem entblößt geweſen. Ich habe alle Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der

noch etliche hundert gemeine Mitgefangene geſättiget hat, iſt die ganze Zeit über gut genug für mich geweſen. Die Erbitterung der Ruſſen gegen die Schwediſche Nation hat uns das Elend, gefangen zu ſeyn, am beſchwerlichſten gemacht. Sie nennen ihre Sorgloſigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unſere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbariſche Bezeigen, womit unſer König, wie ſie ſagen, den gefangenen Ruſſen begegnen ließ. Das Schrecklichſte, was wir, nachdem wir über die Pohlniſchen Grenzen waren, erfahren haben, iſt der Mangel an friſchem Waſſer geweſen, weil wir oft, um die Moräſte zu umgehen, einen Umweg durch ſandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen ſeit meiner Gefangenſchaft hat in zwanzig Thalern beſtanden, mit denen mich ein gemeiner Schwediſcher Soldat unlängſt beſchenkt hat. Er ſtarb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marſche viele Dienſte erwieſen, und ich belohnte ſeine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf ſein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in ſeinem Bruſttuche ein Goldſtück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn ſeine Braut in Stockholm bey ſeinem Abſchiede beſchenkt. Dieſes gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen ſollte, ſeiner Braut ſeinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich ſchicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name ſteht. Wenn es möglich iſt: ſo laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und ſchickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley ſo viele Dienſte gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: ſo ſchlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Fluſſe entgegen. Wie erſchrackt ihr, meine Lie-

denswürdige, wie ſchön entſetztet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über dieſem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufſtund, für dieſen glücklichen Traum. Die Freundſchaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von ſechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey ſeinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden ſo wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn ſie etwan auf dem Marſche ſterben ſollten; ſie beeiferten ſich recht von dieſem Tage an, mir zu dienen, und darbten ſich oft das friſche Waſſer ab, damit ſie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, ſo hinfällig war ich. Allein ehe mich meine ſechs Landsleute zurück ließen: ſo trugen ſie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binſen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über ſich, zu der ſie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieſer Krankheit inſonderheit den großen Unterſchied geſehen, der unter den Dienſten iſt, die man uns aus Gehorſam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundſchaft und des Mitleidens erweiſet. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals ſinnreich in Anſchlägen, noch geübt in Gefälligkeiten geweſen waren, wurden ſorgfältig und ſinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil ſie es gern erhalten wiſſen wollten. Dieſes iſt die einzige Krankheit geweſen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugeſtoßen. Vor ſechs Wochen ſind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die erſten gefangnen Schweden in dieſem Kriege geweſen, an denen die wilden Einwohner dieſes Orts ihre rachſüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unſrer wohl drey bis vierhundert ſeyn, die man in

einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären.' Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Gebehrden unsrer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Behältnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen, und alles für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Frey-

heit zu erkaufen, denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daß ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſre Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſrer Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandnes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſrer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholten ſie einander, als ob wir ſie einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiſer Gott dieſe Schickſale über uns verhängt hätte, daß wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht

wollte, werden wir auch da gelaſſen bleiben? Wenn Gott dieſes nicht wollte — ſprach ich, und konnte nichts mehr ſprechen. Es ward finſter in meinem Verſtande. Ich ſah keine Gründe zur Gelaſſenheit mehr, aber Urſachen genug, mich zu beklagen und euern Verluſt zu beſeufzen. Wir ſchwiegen eine Zeit lang ſtill, als ob wir uns ſchämten, den Entſchluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: wie Gott will! Ich will durch meine Gelaſſenheit gar nicht einen Anſpruch machen, daß er ſeine Schickungen nach meinem Wunſche einrichten ſoll. Nein, er ſoll ſie ordnen. Aber iſt denn das Verlangen, unſer Vaterland wieder zu ſehen und aus dieſer Barbarey erlöſet zu ſeyn, ein ungerechter Wunſch? Sollen wir denn in dieſem kläglichen Zuſtande unſer ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So ſah es mit unſerer Gelaſſenheit aus, und ſo iſt es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu ſeyn, ſind wir am unzufriedenſten geworden. Man ſieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorſehung nachhängt, die Unmöglichkeit, ſich loſt zu helfen, deutlicher, als wenn man ſich ſeinen Empfindungen überläßt; man ſieht die Nothwendigkeit, ſich ihren Führungen zu überlaſſen, und man will doch zugleich nicht von dem ange ſeiner eignen Wünſche abgehen. Man will ihn gewiß, n will ihn bald ausgeführet wiſſen, und man ſieht doch, daß Umſtände dazu nicht in unſerer Gewalt ſtehen. Für dieſe rige Entdeckung will ſich unſer Herz gleichſam durch die Unliebenheit rächen, und es umnebelt den Verſtand, damit es ſeinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

ur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch gezwungen, und gleichwohl verſtattet man uns nicht die ſte Freyheit auszugehen. Mein erſtes Geſchäffte in meinem Gefängniſſe iſt dieſer Brief; und daß wir keine Geſchäffte

haben, über denen wir uns zuweilen vergeſſen könnten, dieſes macht unſer Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die ſich Steeley erkauft hatte, ſeine Landsleute einige Stunden zu ſehen, uns nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: ſo würde ſie uns doch ſchon koſtbar genug ſeyn; denn dieſes haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, iſt zu unſerm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und ſo elend wir beide daran ſind: ſo muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblößt iſt. Steeley grüßt euch tauſendmal, und iſt ſo ſehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: ſo würde mir die Gefangenſchaft eine Hölle ſeyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewiſſe Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil ſie oft unſere traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienſte ſeiner Nation auf Unkoſten der übrigen Völker. Dieſe Partheylichkeit, ein natürlicher Ungeſtüm, und der Fehler des Widerſprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich ſchätzbarer. Seine Widerſprüche kommen aus einer Fülle des Geiſtes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Haſſe gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluſſe der Aufrichtigkeit und leicht aufwallender Empfindungen her. In ſeinem Charakter und in ſeinem Munde verliert alſo das Widerſprechen das meiſte von ſeiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Geſprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenſchaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir ſind für einander gemacht. Seine Fehler ſind von den meinigen das Gegengewicht, und machen ſeine guten Eigenſchaften nur deſto ſichtbarer. Er iſt ſehr vortheilhaft gebildet, und ſeine Miene iſt ſo lebhaft, als ſein Herz. Er iſt noch jung. Das Unglück in der Liebe iſt Urſache, daß er

, der Hofmeister eines benachbarten Landedelmanne
ngt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jah
rbesiegten Hindernissen, und nach tausend Bewe
erhält er endlich von ihren Aeltern das Ja, und
hater die Einwilligung. Der Tag zur Vermäh
geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll m
Vaters Landgute vor sich gehen, und heute re
ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie
Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll
folgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der z
nlichkeit unter einer Laube, als man ihnen melde
angespannet würden. Verlaßt mich einen A
zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist
Er kömmt wieder und fordert sie zur Abr
ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reich
folgen. Es war mir so bange, und ich weis nich
denn nicht glücklich genug, da ich in euern A
enheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin di
t sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die üb

auf den andern. Der Donner erſchlägt eins von ihren Pferden. Antonia ſpringt darauf in der größten Angſt aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächſte Dorf zu eilen. Indem ſie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entſetzlichen Schlag, und er ſinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu ſich ſelbſt kömmt, ſieht er ſeine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, ſo wie ſie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück ſeyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthiget ihn ſein Vater, eine Reiſe vorzunehmen, um ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Engliſchen Geſandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm ſeinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieſer Stadt entſchließt er ſich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen ſein Leben, ohne Wiſſen des Geſandten, Kriegsdienſte anzunehmen, und muntert ſeinen Vetter zu eben dieſem Entſchluſſe auf. Er hat nunmehr an dieſen Geſandten geſchrieben, und ihm ſein Unglück und ſeine Gefangenſchaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieſer Mann etwas zu unſerer Befreyung. Adreſſirt eure Briefe nach der beygelegten Abſchrift an den Sekretair dieſes Geſandten; er iſt Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu ſchreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieſer Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröſte mich ſchon mit einer Antwort von euch. —

* * *

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geſchrieben. Zweymal aus Moskau, und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau iſt ganz verloren gegangen. Er iſt ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geſchrieben geweſen, in der es ihm in ſeiner Ge-

fangenschaft am erträglichsten gegange
durch seine Landsleute und durch ihr G
fangenen immer mehr gewonnen. Er
daß sein Vetter Sidne ihm und me
worden war. Durch den Beytritt diese
in dem folgenden Briefe eine traurig
war ihr Ungemach einige Zeit sehr
Gemahl hat mir von diesem Sidne r
kennen. Er war von Natur liebreich
und bloß Steeleyn zu Liebe ein Sol
nach seiner natürlichen Beschaffenheit
Gefangenschaft empfindlicher gefühlt, a
rig er selbst gewesen war: so war er
mein Gemahl ihren Muth verloren h
gelassen und ihr Beruhiger geworden
Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in G
ben, ist folgender:

Liebste Gemahlinn,

Ich hoffe, daß ihr noch lebet, w
und ich hoffe sogar, daß dieser Brief,
sten und schrecklichsten Theile der Welt
Hände kommen soll. Ein Pohlnischer
handelt, und im Begriffe steht, wiede
ist mein Freund und großer Wohlthäte
wird er gar mein Befreyer aus der G
ihm vor einem Jahre in einem nah
Gehölze, wo ich nach dem Willen me
andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen
ten, und ihn aus dem Schnee, in den
len und fast schon erfroren war, mit d
Dieser Mann ist auf die edelste Art d

mir bewieſen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das ſie am wenigſten zu haben ſcheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er ſeines Reichthums wegen in Anſehen ſteht. Herr, ſprach er, dieſer Schwediſche Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieſes nicht bey ihm ſtünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menſchen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beſchwerlichen Dienſte eines ins Elend Verwieſenen erlaſſen möchte. Der Gouverneur verſprach ihm dieſes, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copicken für mich erlegen ſollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat ſich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern beſuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umſtände weiter beſchreibe: ſo muß ich euch erſt ſagen, wie mirs ſeit drey Jahren in Siberien gegangen iſt, und wie ich in dieſes Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: ſo werdet ihr wiſſen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von ſeinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unſere äußerlichen Umſtände zu verbeſſern. Wir durften nicht blos von der elenden Koſt leben, die man den Gefangenen reichte. Wir konnten wenigſtens zu Mittage etwas beſſers haben. Wir hatten dem Aufſeher lange angelegen, uns einige Engliſche oder Franzöſiſche Bücher zum Leſen zu verſchaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche Ruſſiſche Chroniken, und einen Popen, oder Geiſtlichen, der uns dieſe Sprache lehren ſollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren ſehr mittelmäßige Bücher, und dennoch

[illegible] wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten
[illegible] wir lasen, nicht an unser Elend denken, u
[illegible] war groß genug für die Mühe, die wir ann
[illegible] wir die Geschichte der alten barbarischen F
[illegible] verstehen wollten. Unser Pope vertrieb un
[illegible]richt in der Sprache alle Tage etliche Stun
[illegible]ges Geld. Er brachte endlich einige kleine Büd
[illegible] der Griechischen Religion handelten. Er wa
[illegible], als man nur seyn kann. Steeley widers
[illegible] Gemüthsart sehr oft, und so wenig er noc
[illegible]chen konnte: so konnte er doch genug, um ihn
[illegible] und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun,
[illegible] nach viel Bosheit bey dem Popen merkten.
[illegible] Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt n
[illegible] zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlich
[illegible]droß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den arn
[illegible] das letzte Geld für seine Unterweisung auszal
[illegible], ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillsc
[illegible]ftigen; aber vergebens. Der Brandwein und ei
[illegible]ge Seele tobten aus ihm, und er lärmte und
[illegible]ache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und
[illegible]schuldigte uns, daß wir wider den Czaar und
[illegible]rochen hätten. Die Wache ward über diese B
[illegible]send, daß wir in der Gefahr waren, umgebra
[illegible] Oberaufseher kam und versprach dem Popen
[illegible]ir aber wurden gleich als die größten Missethä
[illegible]ch meine Gemahlinn, soll ich euch unsere dam
[illegible]reiben? soll ich euch alles sagen? Wir wurd
[illegible]ag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wo
[illegible]ar, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen S
[illegible]reund berief sich auf seine Unschuld; aber vor d
[illegible]chen Gerichte galt sie nicht. Man verfuhr nach

ſchen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen ſollte. Er ſtund dieſe Marter vor unſern Augen ſtandhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib ſchlugen, nicht die geringſte Klage hören. Als ſeine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geſtändniß hatte abzwingen können: ſo kam die Reihe an den unglückſeligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tauſend Thränen und Bitten dieſer Marter vergebens zu entgehen ſuchte, ward endlich niedergeriſſen. Ich wollte das Geſicht wegwenden, um ſeiner Quaal nicht mit zuzuſehen; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächſte Zeuge davon zu ſeyn. Er erduldete ſie, ohne ſie zu überleben. So bald man ihm die geſetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: ſo lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geſchirr mit Waſſer, und goß es ihm über das Geſicht, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieſes befremdete unſere Richter um deſto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieſer Marter das Leben einbüßen. Steeley war wegen ſeines Unvermögens bey Seite geſchafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu ſeyn, mein Schickſal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne ſeine Rachbegierde, oder er hielt ſich von mir am wenigſten beleidiget. Er beſchuldigte mich keiner Läſterungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich geſtehen ſollte, daß meine beiden Cameraden welche ausgeſtoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode beſtürmten mich entſetzlich. Dennoch beſchloß ich, eher zu ſterben, als durch ein falſches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob mein trauriger Anblick de
barmen bewegter genug, um bat für mich um
daß ich vielleicht die Lästerungen nicht könnte
weiß ich nicht so viel Russisch könnte, als
Man ließ mich also wieder aufstehen, und bra
Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn fi
warf mich zu ihm auf das harte Lager und
der einen Hälfte; denn mit der andern war i
Er sprach die ganze Nacht kein Wort, und la
losen Schlummer. Der Morgen brach an.
ein Freund, und er schlug endlich zu meiner
auf, und reichte mir die Hand. Unser Aufseh
digte sich, ob Steeley noch lebte. Er ließ m
nehmen und schien uns beide zu bedauern.
bey allem, was heilig ist, daß mein Freund s
als ich. Das hilft euch nichts, sprach er. Da
pen, als eines Geistlichen, gilt, und ihr seyd
nach Siberien geschickt zu werden. Gott hel
euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem
Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht
schnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwi
dieses widerfährt denen, die wider den Staa
gesprochen haben. Warum seyd ihr so unvorsi
habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tag
nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken
wohl nicht wieder sehen. Ich warf mich nebe
der immer noch in seiner Betäubung lag, u
glücklicher war als ich, weil er sich seiner nich
seyn schien. Anstatt, daß der Aufseher mir
zusprechen sollen: so forderte er für die grausa
für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohn
Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen

hatte ihm alles genommen. Da der Aufseher kein Geld mehr sah: so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er gieng mißvergnügt fort, und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen, und feindselig im Herzen wider beide, schlief ich schrecklicher Mensch ein, indem ich mir den Tod tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn sie wieder zu sich selbst komnen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden, ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. Ist er todt? ach wenn doch Gott das wollte! so wäre er glücklicher, als wir. So ist er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich sagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlte; denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfalls ausgestanden hätte. Also hat man euch verschonet? fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne ist todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beides müssen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unsrer Verweisung nach Siberien nicht länger verschweigen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseher gehöret hatte. Er schien durch das erlittene Unglück schon so unempfindlich geworden zu seyn, daß ihn Siberien nicht mehr schreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grausamer begegnen würde: so rang er die Hände. Nein, nein, schrie er, lieber den Tod, tausendmal lieber, als jenes. Wollt ihr noch leben, wenn man euch so mißhandelt? Wir

überließen uns der Wuth und der Verzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufseher in unser Gefängniß, und kündigte uns an, daß man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, sprach der Russe, nichts mehr, ihr seyd beide nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwiesen zu werden. Nun schien uns das größte Elend geringe zu seyn, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluste dieser Furcht eine Art des Trostes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufseher noch eine Belohnung geben, allein sein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange gesucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund vor Freuden zum erstenmale von seinem Lager auf, und sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieser war auch so menschlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal sehen könnte. Der Russe antwortete, daß man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo die Missethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungestüm an, er ist doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es ist ihm unrecht geschehen. — Ich rief ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu seinem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu Essen schaffen sollte; denn es war

wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten Auf einmal ward er großmüthig, und sagte, daß er uns zu Essen und auch ein Glas Brandwein auf unsere traurige Reise, und Steeleyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste thun würde. Er hielt sein Wort, und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts schrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangene Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man forderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien sollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte, und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm sprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild, als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie, als Russische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieser war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen sollten. Der Franzose, der Major gewesen war, und sich unglücklicher Weise seinem Obersten mit dem Degen widersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um desto glücklicher, weil die Russen kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und so unterschieden seine Ge-

müthsart von der meinigen war: ſo machte uns doch das Unglück ſchon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich Anfangs bey ihm merkte, verlor ſich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unſerm elenden und beſchwerlichen Wege ſo, wie ich ihn haben wollte, und wie er ſeyn mußte, wenn er mir Steeleys Verluſt einigermaßen erſetzen ſollte. Je näher wir Siberien kamen, deſto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortſchaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, ſo hieß der Franzoſe, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtſchaffne Leute, ſprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Ruſſen, wir waren einer ſo arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: ſo würde uns doch der Pöbel, oder unſere eigene Bedeckung nichts gelaſſen haben: ſo feindſelig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien beſtimmt zu ſeyn. Wir hatten nichts, als trocknes Brodt, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meiſten. Niemand empfand ſie mehr, als der arme Steeley an ſeinem mißhandelten Körper. Nach ungefähr ſechs oder ſieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwieſen waren. Wir fanden, daß ichs kurz ſage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwieſenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgeſtellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schickſal auf, nämlich die elende Beſchäfftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Ruſſiſchen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der ſich zu der niedrigſten Verrichtung verdammt ſieht, der mit

ſtumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder ſie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen ſolcher Menſchen ſtehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grauſamer, als Thiere ſind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Laſt verlöre; wenn nicht die größten Beſchwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich mehr ſage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich ſind, nicht ſelbſt ihr Schickſal durch ihre Unſchuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewiſſens in gewiſſen Stunden erleichterte: ſo würde mein Zuſtand in Siberien ein Stand der Verzweiflung geweſen ſeyn. So elend jeder Tag verſtrich; ſo fand ich doch wenigſtens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour ſehen und ſprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm ſchon hundertmal geſagt hatte, in ſeine Seele ausſchütten konnte. Ein Sklave zu ſeyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in dieſem Elende zum Gefährten zu haben, iſt zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles iſt ein Troſt, der ſich nicht ausdrücken läßt, alles iſt Mitleiden; und was ſucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu ſeyn, unterworfen iſt, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schickſal ſeyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeſte noch in ſeinen Umſtänden zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge ſcheint ſich, dem Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß geweſen ſeyn würde, war mir im Unglücke ein Troſt. Ich habe, ſeit dem ich ſo glücklich bin, weniger ein Sklave zu ſeyn, dieſen Spuren der Vorſehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächſten war, und in der Ferne einen andern Verwieſenen erblickte, in dieſem Augen-

gen erblicken konnte: so brachte mir die Relig
Freuden aus einer andern Welt herüber. Nac
ey Jahre in einer vollkommnen Knechtschaft zu
leich den andern Gefangnen, mir das Brodt aus
einer Gebieter durch eine gewisse bestimmte An
, die wir fiengen, erkaufen müssen: so ereignete
nheit mit dem Pohlnischen Juden. Dieser dankbar
: auch schon erzählt habe, hat mich durch seine
m Gouverneur und durch sein erlegtes Geld von
freyet. Er hat es nach und nach so weit gebra
ein lichter und geraumer Behältniß gekommen
h dieses nur hatte: so suchte er mir meine Gefan
ehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequem
triß mich dem groben und wilden Anzuge, in we
on so lange gegangen war. Schreckliches Kleid,
r meinen Augen hängt, und mich an das vorige
t! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzw
n, wiewohl mich diese Anfangs nur an dem Sch
Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hat

Tagereisen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hatte mir ein Geschenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in seiner Abwesenheit etwas zu meiner Versorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickung dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor seinem Tode, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und sagte mir, daß er bey dem Czaar in großen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlinn aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina gewesen sey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte; und wenn er mir die nöthigen Sachen schaffte: so würde ich wenigstens eine Beschäfftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte: so trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstund zu meinem Glücke etwas von der Baukunst, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlicher Mienen, und unterredete sich mit mir bald auf deutsch, bald im

gebrochnen Latein. Er erſchrack, daß ich ſo fe
konnte, und von dieſem Augenblicke an ſchien e
Wenn es bey mir ſtünde, ſprach er: ſo wollte
heit ſchenken; allein ihr ſeyd auf zeitlebens
bannet, und ich kann nichts thun, als euch
erträglicher machen. So lange ich lebe, ſoll
Gefangnen erlaſſen ſeyn, ohne daß der Jud
euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden?
ſehr ehrerbietig, und ſah ihn beweglich an.
denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich n
redtſamkeit zuſammen, um ihn zu bewegen, da
von mir, der mit mir zugleich nach Siberien
und Steeley hieße, eben die Großmuth erzeige
erwieſen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an
frey ſteht. Ich will mich entſchließen. Itzt k
mir den Riß von dem Gebäude machen, vo
geſprochen habe. Indem er dieſes noch ſagte,
nes Frauenzimmer mit einer vielverſprechend
gen Miene in das Zimmer. Wartet, rief
meine Gemahlinn, fuhr er fort, iſt der un
von dem ich euch neulich geſagt habe. Wenn
könnt ihr ſelbſt mit ihm reden, und ihm etn
laſſen. Ich will ein paar Stunden auf di
gieng fort, und ſeine Gemahlinn redte auf
Art mit mir, und ſagte, daß ſie Urſache hätt
glücke Theil zu nehmen, weil ich, wie ſie hört
mann von ihr wäre. Sie that tauſend Fra
belohnte meine Erzählungen mit einer mitle
keit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle F
und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte ſie
theilhaften Beſchreibungen, die ich ihr von eu
Wünſche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu

sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir
chen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein besser
anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist
lich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in ihr V
beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die sie wider
wohnheit ihres Geschlechts für ihre Gemahlinn haben,
Unglück, sind genug, mich zu ihrer Freundinn zu mach
ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wen
ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefäl
mein Mitleiden: so beruhigen sie sich damit in einem La
die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten schei
würde diesen Mittag mit ihnen speisen, wenn ich meine
len folgen dürfte. Darauf langte sie von der Tafel, d
gedeckt war, eine Flasche Wein, und trank mir eure Ge
zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen
und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Name
zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. A
sieng ich an, sie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien
Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichen schenken.
ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der
meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr,
ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. M
bin der Graf von G.. und ich bitte sie bey ihrer edl
und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu e
Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein
bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf vo
Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Mo
kannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts
So viel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen
frieden zu seyn: so hat er doch gegen Andere ein hitzig
gieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehen,
ihn wider ihren Willen beleidigten! Begegnen sie ihm

l dafür geben, als ſie werth ſind; allein ich wollt
daß ſie ihm ſagten, von wem ſie ſolche bekomm
rachte mir darauf zwo goldne Einfaſſungen, die
naßte, von ein Paar Portraits abgenommen wa
: mit koſtbaren Steinen beſetzt. Nehmen ſie, ſ
Geſchenk als einen Beweis an, daß es mir nich
s fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß
: die Gelegenheit erhalten werde, ſie allein zu
: wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine
und bitte ſie, auch alsdann in mir eine Freundi
ſt, wenn ich genöthigt ſeyn werde, die Perſon ein
anzunehmen. Begeben ſie ſich nunmehr wiede
en Aufenthalt. Ich will ſehen, ob ichs bey me
ſo weit bringen kann, daß ihr Freund, von de
: haben, zu ihrer Geſellſchaft hieher verlegt wird
ichs ihnen nicht verſprechen. Gehen ſie und leben
Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück,
nunmehr unter den Händen der Barbaren für g
ſie ſo ſehr erfüllte das Mitleiden dieſer ſo arc

ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mir hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfassungen mit Erstaunen, und schien mein Vorgeben zu glauben. Das sind fürstliche Kostbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich euch sage, daß sie fünf bis sechs tausend Thaler werth sind. Wollt ihr mir sie anvertrauen; so will ich sie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, sprach ich, der mir so viel Gutes erwiesen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, versetzte er, was wollt ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über kurz oder lang nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll euch nicht um einen Groschen betriegen. Ich will ihm, und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Pohlen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens so und so viel zu eurer Versorgung, und, wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelassen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Thaler, und brachte mir tausend baar und das übrige durch eine Anweisung mit. Ich bot ihm für seine treuen Dienste zweyhundert Thaler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bey seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir günstig bliebe. Dieß ist geschehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ihr von mir, und ich von euch eine

Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren
mirs auf die heiligſte Art verſprochen, wede
noch zu ruhen, bis er euren Aufenthalt i
gemacht. In dieſer letzten Abſicht hat er
Reiſekoſten von mir angenommen. Er k
Mann, und will Abſchied nehmen und ſeine
umarme euch, wo ihr auch ſeyd, mit der tr
ten doch meine Umſtände ſo bleiben, wie
ich noch, euch wieder zu ſehen und all mein
in euren Armen zu vergeſſen. Bittet de
Glückſeligkeit. Ja, meine liebſte Gemahlin
noch ſchenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch n
ſeinen Vater nach London, und auch an de
ten nach Stockholm geſchrieben, und unter
hoek beiden von meines Freundes neuem Unglü

* *

Dieſes ſind die beiden Briefe, die mei
Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Er ha
des letzten Briefes an, ungefähr noch ander
rien zugebracht. Ich will das übrige ſo er
mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreiſe,
zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm
den Riß, den er mir zu machen befohlen h
lich wohl damit zufrieden; allein er war
und ich ſein Gefangner. Kurz, er ſchämte
Hochachtung äußerlich ſehen zu laſſen, die
Herzen nicht ganz abſchlagen konnte. Er f
der Jude ſo und ſo viel Geld zurückgelaſſen
wortete es mit Ja. Darauf befahl er, da

eintreten ſollte; dieſes war mein lieber Steeley, den ich faſt ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur ſtund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er ſoll euer Geſellſchafter ſeyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht ſagen. Ich verſtund dieſe Sprache, und bat, ob er ſich nicht wollte gefallen laſſen, daß ich tauſend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er ſagte, daß er ſie zum Pfande, daß wir ſeine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweiſung bey mir hatte, ward gefordert, und bezahlte die tauſend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich anſtatt des abgereiſten Juden zu beſuchen und mich mit dem Nothwendigen zu verſehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochene Worte zu mir geſprochen hatte, nach meinem Behältniſſe eilen. Unſere erſte Beſchäfftigung, als wir allein waren, beſtund darinne, daß wir einander eine lange Zeit anſahen, ohne ein Wort zu ſprechen. Alsdann ſuchte ich ihm Wäſche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreiſe verſorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude ſich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er ſah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erſtaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergeſſen hätte. Da er endlich angekleidet war: ſo betrachtete er ſich mit unerſättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn ſchon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie es mir gegangen iſt, mein lieber Graf, wie es mir gegangen iſt? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet hätte, ſo beſtürmt war ich von den Trieben der Freundſchaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Mos-

emit tractirt hätte. Wir wurden nach und nach unſrer
ig. Wir hatten einander ſo viel zu erzählen, daß wir nicht
n, wo wir anfangen ſollten. Unter dieſen Unterredungen
ichen ganze Tage und Nächte, und eben ſo viel unter den
rholungen unſerer Begebenheiten. Steeley hatte in ſeinem
e weit mehr gelitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund,
r die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr iſt, ein
rte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, geweſen.
Ungeheuer hat ihm ſeine Hütte des Abends zur Hölle ge-
, wenn er den Tag über die Laſt der Sklaverey überſtan-
Von tauſend niederträchtigen Streichen, vor welchen die
r erſchrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank
n, und hatte ſich etliche Tage nicht von ſeinem Lager auf-
n können. Er hatte ſich alſo genöthigt geſehen, da Eskin
bends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu erſuchen,
r ihm das Gefäß mit Waſſer reichen möchte, weil ihn ſehr
te. Alſo durſtet euch recht ſehr? ſpricht Eskin. Das iſt
ieb. Es hat mich vielmal auch gedurſtet, und ihr ſeyd ge-
inen Fürſten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt
s Trinkgeſchirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn
ie Füße und lacht: da! ſo viel gehört euch! Braucht man
mehr zur Verzweiflung, als ſo einen Unmenſchen um ſich
ben? Nach einer Zeit von einem Jahre und nach unzäh-
Beleidigungen, wird dem Eskin, der ſich gegen einen von
Aufſehern in der Raſerei vergangen, ſo übel mitgefahren,
nan ihn halb todt in ſein Behältniß ſchleppen muß. Man
ht ihm zween Tage das Brodt; aber Steeley iſt ſo groß-
ig und theilet das ſeinige mit ihm. Er reicht ihm, ſo oft
nn, das Trinken. Er wäſcht ihm ſo gar die Wunden aus;
damals hat ihm der Ruſſe die Hand gedrückt, und zu ihm
t: vergebt mirs, daß ich nicht eben ſo an euch gehandelt,
hr an mir thut. Er hat ihm nach dieſem weniger Verdruß

angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein Cosakisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf seinem Reviere um Pohem so glücklich gewesen, die gesetzte Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er sich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt sie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley sagt, daß ers schon gethan hätte. Aber, spricht sie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Wasser aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, so oft ich euch gehen sehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, sondern um euch dieses zu sagen. Steeley erschrickt, und weis selbst nicht, was er sagen soll. Ach, fährt sie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daß ich eurentwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er sieht sie darauf traurig an, und sagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Diese drückt sie bald an den Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen schwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkosung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehen. O, spricht sie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht satt sehen. Ich wollte, daß alle Männer in diesem Lande so aussähen, wie ihr; alsdann würde es recht hübsch in Siberien seyn. Und wenn ihr ja gehen müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hierher setzen? Ich habe euch so viel zu sagen, und ich weis nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergessen. Indem sieht sie in die klare Quelle, und sieht

darinne. Aber ſagt mir nur, ſpricht ſie, ſehe ich denn
ſo, wie hier im Waſſer? Ich habe ja auch ſchwarze
die ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine
Sind meine Zähne auch ſo weiß, wie eure? Ja, ſpricht
yd ſchön, aber laßt mich gehen, ich bin ein unglücklicher
Darauf geht ſie mit thränenden Augen fort. Als Stee-
ndern Morgen wieder in ſein Revier geht: ſo ſitzt ſie
der Quelle und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß
iederſetzen und ein Stück Honig und Brodt aus ihrer
en muß. Seht ihr, ſpricht ſie, ich äße gern ſelbſt; aber
: es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch
)bel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beſchenkt
Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie
:r nun alle Tage welche ſchenken müſſen, und ich will
bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja,
ichs mit euch meyne. Sie ſpielt darauf wieder ganz
ı mit ſeinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt
Scheere, die ſie zu dieſer Abſicht mitgebracht. Steeley,
treuherzige und doch ehrbare Liebe dieſer wilden Coſa-
ıt mißfällt, erlaubt ihr dieſe Bitte. Sie belohnt ihn
iche freywillige Küſſe, und zeigt ihm von fern eine Hütte,
die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt ſie ein
ın einem Baume und bläſt. Nunmehr wird mein Bru-
nnen. Ich hatte ihn beſtellt. Wenn du mir die Locke
guten gegeben hätteſt: ſo hätten wir dich dazu gezwun-
irchte dich nicht, er iſt wie ich; er thut dir kein Leid.
u, ſpricht ſie, da der Bruder, ein Menſch mit einem ehr-
ilden Geſichte, näher kömmt, das iſt der Fremdling, dem
ıt bin. Betrachte ihn nur, und ſage es ihm, wie oft
ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er
ter Mühe die Zahl von Zobeln zuſammen bringen kann.
auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe

eine Höhle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fiſch, und Brodt hinein legen kann. Der Bruder verſpricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weiſt ihm verſchiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn ſeine Schweſter verlangt hatte. Dieſen hatte ſie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie iſt oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müſſen. Da Steeley das vortreffliche Herz ſeiner Schönen wahrgenommen: ſo hat er ſich alle Mühe gegeben, ſie zu bilden, und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen ſeine Meynungen und ſeine Sitten angenommen, und ſo viel Verſtand bekommen, daß er ſich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu ſeyn. Allein dieſes Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebſt etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werſte von Pohem verlegt worden. Von da iſt er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat alſo ſeine Freundinn nie wieder geſehen.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beyſammen waren, unſre Lebensart ſo gut ein, als es unſre Umſtände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, ſeine Gewogenheit zu behaupten ſuchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von dieſen Dingen wußte, und da er die Rechenkunſt, die ihm ſein eigener Vater beygebracht, noch ſehr gut verſtund: ſo war er in einem halben Jahre in allen dieſen Uebungen ſo geſchickt, als ich. Wir arbeiteten alſo um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine gröſſere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, dieſe Beſchäfftigung

nicht zu treiben und müßig zu seyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tausend alte Risse, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu sich kommen; allein er besuchte uns fast alle Wochen selbst einmal. Wir belohnten diese Gnade mit der möglichsten Demuth, und er belohnte sich für seine Herablassung dadurch, daß er alles besser wußte, als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwischt war, einmal gebieterisch anfuhr. Steeley, so sehr ihn sonst der Geist des Widerspruchs und der Stolz einer Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er schwieg, o bald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieser icht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in er unwahrsten Sache Recht geben. Dieses ward ihm sehr sauer, nd er that es mit einer so gezwungnen Art, daß ihm oft der chweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben laut lachen üssen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien gewe- wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach spielten. eeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie wa- freylich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur be- sie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund es gern zu, und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente bt hätte. Aber das half alles nicht. Wenn sie recht schön sollten, sprach der Gouverneur: so müßten sie seyn, als sie gedrechselt wären, und ihr seht doch wohl, daß sie nicht d, daß sie hier zu viel, dort zu wenig, mit Einem Worte, und schlecht geschnitten sind. Dergleichen Anmerkungen er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die r dem Besuche dieses gebietrischen Pedanten. Er setzte sich an wir zeichneten, neben uns, und stopfte sich eine Pfeife

von unſerm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: ſo warf er die Pfeife hin, und that einen großen Schwur, daß unſer Taback nicht das geringſte taugte. Zuweilen pries er uns ſeine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlaſſen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu ſagen, was geſchehen war, und wir mußten ſeine unſinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unſere verbeſſerten Umſtände zum Theil zu danken hatten: ſo war er doch bey allen unſern Vortheilen noch unſer beſtändiges Schrecken. Wir kannten ſeine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu ſtecken. Um dieſem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geſchenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir alſo leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieſer Zeit nach London und an den engliſchen Geſandten nach Schweden geſchrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich ſeit der Zeit, da ſie mir das großmüthige Geſchenk gemacht, mit einem Worte, ſeit dem erſtenmale nicht wieder geſehen. Alles dieſes machte uns niedergeſchlagen; und je erträglicher unſere Gefangenſchaft war, deſto mehr meldete ſich der Wunſch in uns, ihrer gar los zu ſeyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß hoffen, da der Krieg mit den Ruſſen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich ſtand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unſerm kleinen

Fenſter, als ich den Juden mit ſchneller
durch den tiefſten Schnee laufen ſah.
ke zu kommen, und ich ſchloß aus ſein
er mir einen Brief von ſeinem Correſpo
Juden, bringen würde. Er brachte mi
von der Gemahlinn des Gouverneurs.
bes. Der Graf las mir darauf einen
Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, d
lich ertheilen möchte, damit ich das
Freude mit anzuſehen und zu genieße
Befehl wegen Ihrer Befreyung iſt g
langten Gefangnen angekommen, und
vier andern Verwieſenen wieder auf
Stadt Moskau gebracht werden, wie
den ſind. Alsdann haben Sie die G
den, wo Sie hin wollen. Ich ha
durch eine von meinen Freundinn
Mein Gemahl weis es nicht, daß ich
genommen habe, und er ſoll es auch
die Welt. Ich bin zufrieden, daß
leicht wäre mein Dienſt viel großm
ſolchen nicht ſelbſt bekannt gemacht
lens; allein ich war zu ſchwach; und
iſt, eine gute That zu unternehmen
Vergeſſen Sie dieſe kleine Eitelkeit,
meine guten Abſichten ſelbſt belohnt
ich das Vergnügen haben werde, S
zu ſprechen, wenigſtens doch nicht a
alſo mit der größten Aufrichtigkeit d

bald wieder zu finden. Wie wird ſie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geſchafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklaſſen, will ich ſorgen. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünſche erfüllet werden: ſo hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechſeln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beſchließen müſſen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefſchweſter in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umſtände verlangen: ſo glaube ich, daß Sie ſehr gut bey ihr aufgehoben ſind. Sie iſt eine Wittwe; doch habe ich ſeit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L...

Dieſen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm ſagen, was darinne ſtünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf ſeine Achſel, um die Bewegungen nicht mit anzuſehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und ſeiner fortdauernden Gefangenſchaft verurſachen würde. Ihr ſeyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher als zuvor? Das iſt ſchrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir ſeyd. Ich weis, daß es euch unmöglich iſt, mich zu vergeſſen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillſchweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn ſo hitzig, als ob ich ſchon die gröſte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ ſeinen Affect ausreden, und nach einem kleinen Verweiſe, ſah ich ihn beſchämt und gelaſſen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überfüh-

grüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, b
ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so eh
dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem
Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra kr
ete mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyse
hlinn an. Er reichte mir die Hand und sagte:
euch wieder nach Moskau zu schicken, und es
Mittage geschehen. Ich verliere euch zwar ung
mit Gott und seyd glücklicher, als ihr bisher gew
ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, un
unere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, spr
ihm nicht schlechter ergehen, als zeither. Er
hen (eine Ehre, die er mir zum erstenmale erw
daß er noch viel mit mir zu reden hätte; al
rzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte
en. Ich that es, und wiederholte seiner Gema
gehen durch eine dankbare Miene die Größe me
keit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr
nd wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem

ſchützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nach unſern verſchiedenen Umſtänden empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben ſo der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu ſagen. Der Jude kam, und ſagte, daß die Schlitten, die mich nebſt den übrigen Befreyten fortführen ſollten, gleich zugegen ſeyn würden. Wir nahmen Abſchied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er ſtieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen: allein man verſchloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundſchaftlichſten Wünſche nach.

Ich ward nebſt drey Andern auf einen Schlitten geſetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht ſagen, was in den erſten Stunden, ja faſt in den ganzen erſten beiden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überſtrömte mein Herz wechſelsweiſe. Man begegnete uns an den Orten, wo wir friſche Rennthiere bekamen, nicht ſo verächtlich, als damals, wo wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Geſellſchafter waren drey Ruſſen. Sie hatten Geld und verſorgten ſich an allen Orten mit ſo vielem Brandweine, daß ſie auf der ganzen Reiſe faſt nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indeſſen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundſchaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt geſeſſen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelaſſen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich

Jahren verſchiedene Briefe an den Engliſchen
an erhalten hätte. Zu dieſem giengen wir
Der Agent war der liebreichſte Mann von der
mir die beweglichſten Briefe, die Steeleys Vat
ieben hatte. Er wies mir die Memoriale, du
em Senate um meines Freundes Befreyung angeb
erte mich, daß er ſie bey der Zurückkunft des
erfolgen ſollte, gewiß auszuwirken hoffte. Der
bte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geſchrieb
n, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen.
iefe, die er aus London an ihn erhalten hatte, u
ihete mich nunmehr zu den Juden, um meine
. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu
ſon doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und
, als einen Wechſel von hundert und funfzig
Jude, der mir ihn bezahlen ſollte, war in die
inde gerathen, und ſeine Mitbrüder verſicherten
men einem Jahre das Geld für ihn erlegen woll
icht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechſe

die Antwort beweiſen, ob ſie ihr Wort gehalten hätten. Ich ſchrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und ſagte mir, daß er endlich ſo glücklich geweſen wäre, ſich um ſeinen Landsmann verdient zu machen; ſeine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Verſprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und frey gelaſſen werden ſollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir dieſe Wohlthat ſelbſt erwieſen hätte, und eilte, meinem Freunde dieſe freudige Nachricht zu melden. Die Juden reiſten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe ſiegte über die Freundſchaft, und das Verlangen, euch zu ſuchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wiſſen, wohin. Der Handel in die Schwediſchen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompſon beredete mich, daß ich mit einem holländiſchen Schiffe, deſſen Ladung er in Commiſſion hatte, und das in Archangel ſegelfertig lag, nach Holland gehen ſollte. Er gab mir eine Addreſſe an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und verſprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einſchlagen wollte; ich aber ſollte bey dieſem Manne die Nachricht zurück laſſen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bei ſeiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng alſo in der ſechſten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich ſo unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: ſo gab ich Tompſon funfzig Thaler, um ſie nach meiner Abreiſe unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszutheilen.

Dies iſt das meiſte von dem, was mir mein Gemahl, über ſeine ſchriftlichen Nachrichten, von ſeinem Aufenthalte in Sibe-

rien erzählt hat. Ich habe es hi
gen, und das, was zur Geogr
Lands gehört, mit Fleiß überga
ſchreibung machen wollen. Es ha
ſem Reiche vieles verändert, beſond
Petersburg und den großen Anſ
ſo wohl in die Natur des Landes
Einwohner einen großen Einfluß

Ich eile nunmehr zu dem le
nämlich zu dem, was nach der
folgt iſt. Wir lebten in unſerer z
darf, vollkommen zufrieden, uni
ſein erlittenes Ungemach die Fre
gedoppelt. Er blühete in meinen
die erſte Lebhaftigkeit wieder, v
großen Theil entzogen hatte. Di
in der Geſellſchaft der Caroline
unter wechſelſeitigen Erzählungen
da ich ihm einsmals meine Heir
Ehe mit dem Herrn R.. und z
umſtändlich erzählen ſollte. Der
über bey der Hand, als wollte
Ich fieng die Erzählung mit vi
von der Liebe meines Grafen völl
ich ihm niemals untreu geworden
geringſte Nachricht von ſeinem Lel
dieſes langte nicht zu, mich in me
Ich wollte aufrichtig und doch au
mehr ich redte, deſto mehr fühlte i
Geſchichte für den Grafen in ſich
für mich und für den Herrn R.
Graf gab mir die theuerſten Verſi

beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich ſammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte ſich, mich fortfahren zu laſſen; ich ſchwieg. Nun, ſprach der Graf mit einer liebreichen Miene, dieſe kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das ſoll die Strafe für eure Untreue ſeyn, und umarmte mich. Und ihr, mein lieber R.., fuhr er fort, ſchlagt eure Augen immer wieder auf, und ſeht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, ſprach er, ſie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich ſterbe, ſo liebt ſie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, ſondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline, (ſie ſaß bey mir) ſeht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet. Kann ſie ſich wohl beſſer an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu erſetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam ſelten von ſeiner Seite, und ſann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweiſen konnte, ſchon auf eine neue. Wenn wir unſer Herz ausgeredet hatten: ſo las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr leſen konnte, ſo that ers. Dieſe glückliche Beſchäfftigung mit dem Geiſte der beſten Scribenten, die der Graf ſo lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unſere Geſpräche, über unſere Mahlzeiten und über alle unſere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Geſellſchaften, und fühlten doch nie die Beſchwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unſern Vergnügungen recht empfindlich gerührt ſeyn wollten: ſo dachten wir unſerm Schickſale nach. Diejenigen, die niemals unter großen Unglücksfällen geſeufzt haben, wiſſen gar nicht, was für eine Wolluſt in dieſen Betrachtungen zu finden iſt. Man entkleidet ſich in ſolchen Augenblicken von allem ſeinem natürlichen Stolze; man ſieht, indem

man ſein Schickſal durchſchaut,
glücklich zu machen, und überlä
Dankbarkeit, die uns nicht länge
Graf ſetzte zuweilen ganze Tage
wandte ſie zu Werken der Gutthä
nach elenden und unglücklichen
Arme, Kranke und Gefangne an
aufrichten zu laſſen, das war ſe
auch einige von denen, die ſchon
den waren, zu ſich rufen, und
ſpeiſen. Es war ihm freylich l
Leute waren, welche die Gutthat
wegen nicht die ſtrengſten Unterſu
er, laſſen ſie ſich durch die Wohlt
geweſen ſind; laßt ſie auch der W
doch Menſchen. Wenn er hörte,
fertig waren: ſo gieng er zu ihn
erzählen. Fand er eine Perſon
hatte: ſo nahm er ſich ihrer in
Gehülfe in dieſer Tugend, und
thäter dienen konnten, dem diente
geber. Wir fuhren gemeiniglich
den in die Felder, oder in die Gä
ten wir des Abends, indem wir
die Wieſen giengen, und den W
ein jämmerliches Gewinſel. Wir
tiefen Graſes dem Orte, wo de
eine junge Weibsperſon, welche d
überſtanden hatte, und in einem
R..., der bey uns war, fuhr den
haus, um ein Weib und andere
bey zu holen, und ich machte mi

so verdient, als es die Nothwendigkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schließen, daß sie keine der Vornehmsten und keine der Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R.. kam mit einigen Weibern zurück, und wir ließen die unbekannte Elende auf unserm Wagen in das nächste Dorf bringen, und kehrten zu Fuße in die Stadt. Nun, sprach der Graf, indem wir zurückgiengen, dieser Spatziergang ist viel werth. Wie schön wird sichs in den Gedanken einschlafen lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen ist vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weis, welcher Betrüger sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebst Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfließen. Sie war nicht allein wohl gebildet, sie war ausnehmend schön, und eine gewisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, sprach sie, oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu seyn verdiene. Ich habe mich mit ihm seit zwey Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe und der mir sein eigen Herz aufbringen wollte, hat unsere Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir versprochen, sich im Haag mit mir nieder zu lassen und die Handlung zu treiben. Als wir gestern Morgens in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthiget, vom Wagen abzusteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und sobald er

ſah, was mir für ein Schickſal bevorſtund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe alſo den ganzen Tag auf ſeine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entſetzen über ſeine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den ſinnloſen Zuſtand gekommen, in dem ihr euch geſtern meiner ſo großmüthig angenommen. Man kann keine größere Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geſchmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch haſſe ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlaſſen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute. — Ich ſuchte ſie zu beruhigen und verſprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, ſie zu mir zu nehmen und ſie und ihr Kind zu verſorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringſte Verlangen, in ſein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieſes wußte er, daß der Prinz, dem er ſein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Anſehen ſtund; und was brauchte er mehr, als dieſes zu wiſſen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle ſeine Briefe an ihn, noch nicht die geringſte Antwort erhalten, dieſes beunruhigte ihn deſto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London ſchon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß ſein Sohn durch die Bemühungen des Engliſchen Geſandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tauſend Thalern, ſeiner Verweiſung nach Siberien entlaſſen worden wäre, von ihm ſelbſt aber hätten er und ſeine Landsleute in Moskau keine Briefe.

Indeſſen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R.. auf das Kaffeehaus gegangen, wo die meiſten Fremden einzuſprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir ſagen, er würde mir einen Gaſt mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen laſſen ſollte. Er kam, und der Gaſt war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien ſo viele Menſchenliebe erwieſen, und den ſein Geſchäffte nach Holland zu gehen genöthigt hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er dieſem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er ſelbſt war eben ſo froh, daß er meinen Gemahl ſo unvermuthet und ſo glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich ſchon eingerückt habe, und verſicherte mich, daß er ſich in Liefland und Dännemark ſehr ſorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringſte von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich ſeiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und ſeine Sitten gefielen durch ſein Herz. Er war ſchon bey Jahren, und ſein grauer Bart und ſein langer pohlniſcher Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Anſehen. Die freundſchaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unſere Erkenntlichkeit zu bezeugen ſuchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erſtemal von der Tafel aufſtunden: ſo ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Urſache. Ach, ſprach der Alte, wenn ich nur ſo glücklich ſeyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein ſolch Vergnügen gehabt, und niemand iſt noch ſo großmüthig mit mir umgegangen, als ſie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, dar für ihn zubereitet war. Seht ihr, ſprach er, meine Gemahlinn giebt euch ihr beſtes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daß ihr uns angenehm ſeyd? Ihr dürft nicht daran den-

ken, uns unter acht Tagen zu verlaſſen. Ni
hier beſſer, als in Siberien? Dort habt ih
hier wollen ich und meine Gemahlinn euch
ten es; und wir alle, Caroline ſowohl als
recht, dieſe acht Tage unſerm Gaſte zu Ta
zu machen. Wenn die Sonne untergieng,
Zimmer, und blieb meiſtens eine halbe Stu
ten ihn, als dieſes etlichemal geſchah, um
wandte allerhand kleine Verrichtungen vor,
R.. einmal überraſchte, und auf den Knie
dieſe acht Tage unter tauſend kleinen Vergn
ren: ſo bat er uns, unſere Wohlthaten ein
wieder fortreiſen zu laſſen. Er verließ uns
Geſchäffte zu beſorgen, und kam den ande
ſchied von uns zu nehmen. Nun, ſprach er
den fortreiſen, Herr Graf, und Gott auf
daß ich ſie angetroffen habe. Ich bin alt,
alle in dieſer Welt wohl nicht wiederſehen.
der, und wenn ich nicht bey meinem Weib
würde ich mich auf meine alten Tage hier
nahmen alle als von einem Vater Abſchied
Graf, fieng er endlich ganz furchtſam an,
meine Dienſte reichlich belohnet; aber ich bin
dankbar genug geweſen, daß ſie mir das Le
Gefahr erhalten haben. Sie wiſſen, daß
habe, als ich und meine Frau bedürfen.
Bank ein Capital von zehntauſend Thalern
ſie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen T
und nehmen ſie den Schein von mir an.
daß unſere Umſtände ſo beſchaffen wären, d
hätten, ihm einen Theil von ſeinem Vern
allein er beklagte ſich, daß wir ſeine Gu

wollten, und zwang uns, das Geſchenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unſerer Tochter, und knüpfte ihr noch ein ſehr koſtbares Halsband um den Hals. Er beſchenkte auch das unglückliche Mädchen, was ich zu mir genommen hatte, ſehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um ſich ſeinen Abſchied nicht noch ſaurer zu machen. Der rechtſchaffne Mann! Vielleicht würden viele von dieſem Volke beßre Herzen haben, wenn wir ſie nicht durch Verachtung und liſtige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügeriſch in ihren Handlungen machten, und ſie nicht oft durch unſere Aufführung nöthigten, unſere Religion zu haſſen. R.. begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, ſeinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundſchaft, die wir ihm erwieſen, rührte ihn nichts ſo ſehr, als dieſes, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in ſeine Studirſtube ſetzen ließ.

Auf dieſe Freude folgte in einigen Wochen eine noch größere und eben ſo unvermuthete. Andreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre ſeinen Geburtstag zu feyern. Er kam einſtens ſehr frühe zu uns, und ſagte, weil er genöthiget wäre, auf etliche Wochen zu verreiſen, und weil ſein Geburtstag morgen einfiele: ſo wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns zugleich mit ihm auf eine Gondel zu ſetzen, und einmal einen ganzen Tag in ſeinem Hauſe zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beſchäfftigt geweſen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geſchickt, ſo baten wir den Andreas, uns nur ſo lange Zeit zu laſſen, bis ich dieſen Brief vollends laut hergeleſen, und der Graf uns das, was wir noch umſtändlicher wiſſen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R.. ſaßen bey uns. Ach, ſchrie er ganz ängſtlich, das könnt ihr in meinem Hauſe auch thun; nehmet den Brief mit, und verderbet mir meine

Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieses treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine großen Anstalten gar nicht finden. Ich weis nicht, sprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken soll. Wenn nur nicht etwan aus diesem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir scherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern sähe, daß wir seine kleine List erriethen. Leset nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indessen meine Braut holen, oder wenigstens meinen Flaschenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tausend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefschwester nach Curland mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil sie todt war. R.. wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wissen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn stehen. Andreas trat aus der Nebenstube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beschrieben? sagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freilich sah er vortheilhaft aus, sonst würde ihm das Cosakische Mädchen nicht so gut gewesen seyn. Er hatte große schwarze Augen, wie ihr, und — Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre stund, das Nebenzimmer und rief, nach seinen Gedanken, ganz sinnreich: sah er etwan wie dieser Herr aus? und in dem Augenblicke stund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Sessel aufstehen konnte, und wir sahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, schrie endlich Steeley, nun sind wir für alle unser Elend belohnet, und riß sich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit

offenen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich — ich — ja, ja sie sind es — und das war sein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was ist das Vergnügen der Freundschaft für eine Wollust, und wie wallen empfindliche Herzen einander in so glücklichen Augenblicken entgegegen! Man sieht einander schweigend an, und die Seele ist doch nie beredter, als bey einem solchen Stillschweigen. Sie sagt in einem Blicke, in einem Kusse, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne sie zu verwirren. Caroline und der Herr R.. theilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle Ein Freund. Dem Andreas mochte unsere Bewillkommnung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seyd und — Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den ganzen Tag euren Umarmungen zusehen. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit mußten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht listig gemacht? Wir merkten, daß er für seine Erfindung belohnt seyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehen Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, sprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt seyn und recht laut werden sollt. Wir wünschten unstreitig alle, von unserm gebieterischen und uns so unähnlichen Wirthe bald entfernt zu seyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu

haben, uns ſeine Begebenheiten zu
Tod des Gouverneurs etlichemal erw
mahlinn, fuhr er zum Grafen fort
euch. Die großmüthige Seele! Ich
meinem Coffer langen. Er gieng u
waren es zufrieden, daß uns Steeley
nur damit wir das Verlangen befr
unſre Lobſprüche von ihm mitzuthei
werth, ſprach der Graf zu mir, und
ließ mich nicht zum Worte kommen.
Gemahlinn kann nicht urtheilen, ſie
nommen. Fragen ſie doch mich, ich n
ich und das Mädchen in Siberien,
mit einem Frauenzimmer an der Har
ſichte Anmuth und Freude lachten.
Kleidern, und jeder Zug in ihrer Bil
Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott
ich? Iſt es möglich, Madame? ode
gen? das iſt zu viel Glück auf Eine
mich Steeley an, indem ich noch vor
Stelle ſtund: Hier bringe ich ihnen n
und bitte für ſie um ihre Freundſcha
wen ich umarmte, oder wollte es doch
mein Vergnügen zu verlängern. Sie
der Urſache in der Ungewißheit zu laſ
mir endlich mein Gemahl zu, ſie i
freyung zu danken habe; ſie hat mich
Madame, fieng ſie an, für dieſen
lohnung bey ihnen, und ich bitte n
ſondern ich fordere ſie von ihnen. Iſ
daß ſie mich ſehen? Ja, ich ſehe es
als ich, daß ich ſie nunmehr kenne.

wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den ſie mir hinterlaſſen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier ſah ſie Steeleyn mit den zärtlichſten Blicken an) — und er mag es ihnen ſelber ſagen. Aber, fieng ſie ganz ſachte zu meinem Gemahle an, wer iſt das Frauenzimmer und der Herr? (ſie meynte Carolinen und R..). Der Graf erſchrack und wußte nicht, was er in der Eil ſagen ſollte. Sie ſind — ſie ſind unſere Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führte ſie zu ihr, und der Graf thät mit R.. eben das. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unſrer Zuſammenkunft ſchon verrathen hätte: denn die Verſchwiegenheit war ſeine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu ſchonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geſchwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unſere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unſrer Verwirrung. Das iſt, fieng er zu der Fremden an, das iſt meine liebe Schweſter. In dem Augenblicke ging R.. mit niedergeſchlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieſer nach, ich will nichts ſagen. Der Herr Graf wird es ſchon ſelbſt erzählen. Ach, mein lieber Graf, ſprach Steeley, was iſt das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madame nicht wiſſen? Wer iſt der Herr R..? Er iſt einer von meinen älteſten Freunden, und wenn ich ihnen alles ſagen ſoll — hier ſah er mich an und ſchwieg. Er war mein Gemahl, ſprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie haſſen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden, und mein Graf — dieſer liebt euch, fuhr er fort, eben ſo zärtlich, als jemals. Sie ſah mich beſchämt und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung dieſe traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley ſchien wirklich bey dieſer Nachricht etwas von ſeiner Hoch-

achtung gegen mich zu verlieren. Er ſah bald mich, bald den Grafen, an. Iſt ſie denn nicht mehr eure Gemahlinn? ſprach er ganz heftig. Sie iſt meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weis, daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unſre Freude, wie vom neuen, an.

Unſer ſtürmiſcher Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkoſung, und anſtatt zu eſſen, ſahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden ſie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reiſegefährtinn? Oder wollen ſie wiſſen, warum ſie nach Holland gegangen iſt? Sie will die Juwelen wieder holen, die ſie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und ſie wird ſo lange bey ihnen bleiben, bis ſie erſetzt ſind. Ja, ſprach ich, wir ſind dazu verbunden; aber warum nehmen ſie ſich der Madame ſo eifrig an? Erfordert dieſes die Pflicht der Reiſegeſellſchaft? Sie hören wohl, verſetzte ſie, daß er das Geheimniß meiner Reiſe gern entdeckt wiſſen will, ich ſoll ihnen ſagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und beſitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich bloß auf ihre Gegenwart verſparet. Steeley ſtund auf und umarmte ſie. Alſo ſind ſie meine Braut? rief er. Ja, ſagte ſie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreiſen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück ſchuldig, denn ohne ſie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem erſten Geſpräche mit mir ſo edel beſchrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn ſah. Die Vorſehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das ſeinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und ſie, Madame, ſollen das Recht haben, unſere Verbindung zu vollziehen,

und einen Tag zu unſerer Vermählung anzuſetzen, welchen ſie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen: und ich, ſprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir ſie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen laſſen, und dieſes ſoll an dem Tage geſchehen, da ſie ihre Verbindung vollziehen. Amalie, ſo hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaſchenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen ſie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien die Geſundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus dieſem Glaſe und von dem Weine, der nicht weit von dieſem Lande gewachſen iſt, wollen wir ſie zum andern male in Holland trinken. O wie gut wird mirs ſchmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich ſah das Glas und den Wein an, und ſah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichſten Umſtänden von einer großmüthigen Seele bedauert und geſchützt; ich ſah ſie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben ſo gut geſchmeckt, als dieſer. Wir ſchwiegen vor Vergnügen alle ſtill, bis Andreas endlich unſer Stillſchweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie ſah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen ſtund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Miene, ſprach ſie, richtete ſich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundſchaftlich bedauerte: ſo ſah er mich zur Dankbarkeit ſehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen ſein Elend ſchien: ſo warf er mir mein kaltes Herz mit einer ſtolzen Miene vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unſchuld unglücklich und im Elende auch noch groß geſinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünſchte. Ein deutſches Unterkleid, ſehr abgenutzt, und ein ſchwarzer ruſſiſcher Pelz und ein paar Halbſtiefeln waren ſein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indeſſen

seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehen. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von seiner Gemahlinn sprach; und ich that von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verstorbner Gemahl und der Herr Graf, sprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die besten Freunde? Was dieser gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben sie ihm die Fehler seiner Gemüthsart und seines Volks, die ich, ungeachtet seiner Neigung gegen mich, mehr als sie, empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündniß, das der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe.

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäffte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung still, und wir waren zufrieden, daß wir diesesmal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umständlicher auf folgende Art erzählt hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise, fieng sie auf unser Bitten an, starb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verschiedene harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Ansehung der Gefangenen ergehen lassen. Ihrem zurückgelassenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit verschaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu versorgen, was er nöthig hätte,

und ließ ihn muthmaßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohlthaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigſten Umſtänden geſehen, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude ſeine Dankſagung für meine Fürſorge überbrachte; und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unterauſſehern zu bewerkſtelligen ſuchen. Er war in ein beſſer Behältniß gebracht, und ich hatte ſchon allerhand Mittel ausgeſonnen, wie ich ihm bey meiner Rückreiſe nach Moskau dieſe erträglichen Umſtände dauerhaft machen wollte. Ungefähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verſtorbenen Gemahl, daß Steeley frey ſeyn, und bey der erſten Gelegenheit, die man ihm verſchaffen könnte, mit einem Paſſe verſehen, und für ſein Geld fortgebracht werden ſollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und ſagte ihm, daß er Steeleyn eiligſt zu mir bringen ſollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieſes meldete, die Wache nachſchicken wollte, ihn abzuholen. Er kam und ich ließ ihn nebſt dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er ſtattete mir die Dankſagung für meine bisherige Fürſorge auf eine ſehr ehrerbietige und gefällige Weiſe ab, und blieb an der Thüre des Zimmers ſtehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit ſeinen Umſtänden zufrieden wäre? Er beantwortete das erſte mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaſſenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von ſeinem Schickſale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, deſto mehr nöthigte er mir, durch ſeine Worte und durch ſeine Mienen, Aufmerkſamkeit und Hochachtung ab. Er ſah weit beſſer aus, als vor zwey Jahren, und ich weis nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Sibiriſche Pelz recht

ſchön ließ. Ich hörte aus ſeiner A
wohl, daß er ein edelmüthiges Herz h
einige Augenblicke daran gezweifelt h
deswegen geſchehen, weil ich bey mei
ſeyn wollte. Der Graf, dachte ich, ha
liebt, und ſo ſehr für ihn gebeten hat
und Mitleiden; und es iſt deine Pflic
und unglücklichen Manne zu dienen.
wäre, daß etwas in meinem Herzen
Luſt, es zu unterſuchen, und ich
Herz nicht zu ſtören. Ich nannte mei
Wirkungen ſeiner Unglücksfälle, und f
der, und ließ ihn lange fortreden, ohn
er mir die Grauſamkeit erzählte, die
an ihn und dem Sidne begangen: ſo
da ſie mir der Graf erzählt hatte. C
Thränen zurück zu halten, und ich
er meine Wehmuth ſehen ſollte. Ic
wie alt ſein Vater wäre, und wie l
geſehen hätte, nur damit ich das W
mir mein Herz für ihn abnöthigte,
ſeinem Vater anbringen konnte. Ich
neugierige Fragen in die Umſtände
Jugend zurück. Er fieng endlich an
benheit mit ſeiner Braut in Engelland
ſo gerührt, daß ich recht gewaltſam v
und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht
gewünſcht. Er ward bei dieſer Erzäh
endigte ſie mit einem Ach Gott! das
Er ſchlug die Augen nieder, und es
ob ich ſie ihm wieder öffnen ſollte. E
mal mit einer klagenden Miene an,

mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen seiner Befreyung zu holen. Ich suchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich schämte mich vor meiner Unruhe, und glaubte zu meinem Troste, daß sie von den traurigen Erzählungen herstammte, und daß sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, sich bald verlieren sollte. Ich sah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich sah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indessen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbessern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn seine Befreiung anzukündigen, überlegte ich noch, wie seine unglückliche Braut ausgesehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichsam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtnisse gesammelt hatte. Ich that also an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht seyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die sie vielleicht schon lange zu hören gewünscht haben. Verstehen sie Russisch? Er antwortete mir ängstlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich setzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun sollte. Er weigerte sich, und ich hielt mich für verbunden, ihm selbst einen Sessel zu reichen, und mich dadurch an dem mir schon beschwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und sagte endlich zu ihm: von dieser Stunde an haben sie ihre Freyheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe seyn sollen, die sie ihnen ertheilen muß. Sehen sie mich nicht als ihre Gebieterinn, sondern als ihre gute Freundinn

an. Er ſprang vom Stule auf, und küßte mir mit einer unbeſchreiblichen Freude die Hand; ich ließ ihn dieſe Dankbarkeit ſehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurücke zöge. Er ſtammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch dieſe Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufſeher der Gefangenen Steeleys Befreiung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehen. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis ſie mit einer ſichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umſtände ſcheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen ſchon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert ſeyn, ſo lange ich noch hier bin. Er nahm Abſchied, und ich ſah in ſeinen Augen, daß er mir weit mehr zu ſagen hatte, als er ſagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Dieſem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen ſollte. Alſo war dieſer erſte Beſuch geendiget. Ich trat an das Fenſter, und wollte ihm nachſehen, und ich fragte mich in dieſem Augenblicke, warum ich dieſes thäte; aber ich that es doch. Ich ſetzte mich zur Tafel und es reuete mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir ſchon zu lange, und ich hätte es ſicher genug wiſſen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich ſtellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken ſchon, und wünſchte, daß er in meiner Geſellſchaft möchte zurück reiſen können. Der Jude kam und verſicherte mich, daß er ſeinen Gaſt ſehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verſtorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, als ob ſie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit ſeiner Anſtalt zufrieden. Ich rief den

alten deutſchen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen, und ſehen ſollte, was der Herr, der heute aus dem Arreſte gekommen, in ſeiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu ſeiner Abreiſe als eine Standesperſon verſorgt werden ſollte. Er kam wieder und ſagte mir, daß er bis auf das weiße Geräthe und eine Madratze zum Schlafen, mit den nöthigſten Möbeln verſehen wäre. Ich reichte ihm alles ſelbſt, was er forderte, und zwar von jeder Art das Koſtbarſte, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich ſagte ihm, daß er die Stücke genau zählen ſollte, damit keines verloren gienge, und mein Herz wußte doch nicht das Geringſte von dieſer wirthſchaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaſchenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: ſo könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er ſo lange geblieben wäre. Ach, hub er in ſeiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder los kommen. Es iſt ein rechter lieber Herr; alles, was er ſagt, nimmt einem das Herz. O wenn ſies nur hätten hören ſollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenſchaft errettet hat! Er mag recht fromm ſeyn, und ich weis nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, ſprach er, mein lieber Chriſtian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien ſelber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Anſehen. Wer weis, wie vornehm er von Geburt iſt, und hat doch in dieſem verwünſchten Lande ſo viel ausſtehen müſſen! Wenn ſie mirs erlauben, ſo will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er ſich für alle Gnade,

die ſie ihm anzeigen, ganz unterthär
als ein Buch, bitten. Es wird a
ſer Zettel war ein franzöſiſch Bille

Mein Glück ſcheint mir nur
überhäufen mich mit ſo vieler G
wie ich dankbar genug ſein ſoll.
und allen meinen Freunden, u
ſchon in Gedanken, daß ich das
rin angetroffen habe. Ach, M
Ihre Sorgfalt! und wodurch k
nes unglücklichen Lebens verdie
Ehrerbietung —

Dieſer kurze Brief gefiel mir ſ
großen Theil der Nacht mit eine
Briefs zu. „Wodurch ſoll ich ihre
„nes unglücklichen Lebens verdienen
gab dieſem Worte eine Bedeutung,
Ich freute mich, da ich erwachte,
Ich eilte, und beſchloß, Steeleyn
zu laſſen. Ich konnte den Bedient
thete, daß er bei ſeinem neuen Her
Recht. In kurzem kam er. Ich
bald über ſeinem neuem Herrn ver
mit zwei franzöſiſchen Büchern wi
ihn bitten, zu Mittage mit mir zu
nige Gerichte nach deutſcher Art zu
in einem Schlitten abholen. Ich
kleidet, um ihm deſto ähnlicher zu
genug geweſen, eine gute Wahl i
Bey dieſer Mahlzeit wollte ich, ſo
Herz kommen, und erfahren, ob n
Freundſchaft wären. Mein Gaſt

heitrer, als die geſtrige, und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war beſſer, obgleich noch Ruſſiſch, gekleidet, als geſtern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich that, als ob meine Fürſorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und ſetzte mich ganz allein mit ihm zu Tiſche. Wir brachten über unſrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es ſchien mir, daß ſie ihm eben ſo kurz ward, als mir. Er konnte ſich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu ſpeiſen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erſchrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanſtändigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiſte überlegen war. Er mußte mir ſeine Begebenheiten noch einmal erzählen, und ſie rührten mich, als ob ich ſie noch nicht gehört hätte. Wir ſprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein ſo großes Verlangen, ihn wieder zu ſehen, daß ich lieber eiferſüchtig geworden wäre. Mit einem Worte, mein Gaſt gefiel mir nach wenig Stunden ſo ſehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verſtellen. Ich wünſchte in denen Augenblicken, da uns unſer Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches ſagen möchte, nur um zu wiſſen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und ſeine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tiſche aufſtunden, Abſchied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben ſollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn alſo wieder in ſein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich ſchon verlaſſen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs ſeyn wollte. Ich ſtellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über dieſe Vorſtellung kleinmüthig, und rächte mich

durch Geringschätzung an mir selber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beschloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieser Zeit, daß sein Herr in seiner Einsamkeit ganz tiefsinnig würde. Wie lieb war mir diese Nachricht! Ich war schwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir gesprochen hätte? Er lobt sie über die maßen, sprach er, und fragt mich, so oft ich komme, wie sie sich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gast. Er kam, und die Unruhe hatte sich in alle seine Blicke vertheilet. Er hatte sich durch den Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen, und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dachte ich, er ist schön, er ist liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Gesichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Ursache fragte, warum er mich nicht so zufrieden sähe, als das letztemal. Ich erschrack über mein verrätherisches Gesicht, und über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrscht nicht mehr in ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das sie beunruhiget? Ja, Madame, sprach er mit niedergeschlagnen Augen. O! wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers aussprach, zu einem Nein machte. Haben sie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die sie erwartet? Warum entziehen sie sich und mir das Vergnügen, von ihr zu sprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reise zu beschleunigen, und sie von meiner Freundschaft zu überzeugen.

Er antwortete mir mit einem verschämten Blicke, und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit einem male wissen. Sie schweigen? Also haben sie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weis es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne Liebe gewesen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verschweigen? Ach wie könnte ich dieses? Ich bitte sie, vermindern sie ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dieses ist die wahre Ursache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhiger war. Ich redte fast allein, und ich studierte seine Augen und sein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir selbst an, und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen sollst, dir seine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das größte kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hiengen: so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von seiner Arbeit hier fände. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich Acht gab, und belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, sprach ich. Mein Gemahl hat mirs gesagt, daß die, unter welchen ein S. stünde, von ihnen wären. Er mag sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, sprach er, Madame, sie könnten mich für alle meine Mühe auf einmal belohnen. Aber nein —. Ich

wußte in der That nicht, was er
recht aufrichtig, daß er mirs sagen
geben, rief er, wenn ichs ihnen g
wegenheit. Ja, sagte ich. Er b
dem vorhergehenden Zimmer, und
dame, dieses Geschenk wollte ich m
rien verlasse. Diese Bitte war mi
von ihm gehöret hätte. Ich gab i
ich sie anhörte, das Recht, sie zu n
das Herz, mich bey der Hand zu f
die seine; ich weis nicht was für
Ich begab mich geschwind mit ihn
um gleichsam der Gewalt zu entfli
anthat. Er merkte seinen Sieg n
mich beleidigt zu haben. Er war
acht Tage hindurch nichts als ein
strenge Ehrerbietung gefallen, oder
bare Schamhaftigkeit meine Höflich
tage erwies, bezahlen wollte. Ich
niß unsrer Herzen nicht finden. W
Tage mit einander umzugehen. W
den scheuen, als vor uns selbst. I
fehlen, und ich war denen, die ur
daß ich, von ihnen bemerkt zu w
Dem ungeachtet schienen wir beide
bey unserm täglichen Umgange, an
ten werden sollen, einander nur
hütete sich, mir die geringste Liebkos
mich viel mehr, als im Anfange, i
zu geben. Wir sahen beide nicht,
in unsern Reden und in unsern Ha
als die stärkste Liebe war; oder be

ſehr, daß wir genöthiget wurden, uns ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Beſcheidenheit mir nach; und was war dieſer Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieſes einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehen oder zwölf Tagen ſo ausgeredet, daß wir faſt nichts mehr wußten, und wir wurden deſto ärmer an Geſprächen, je weniger wir unſer Herz wollten reden laſſen. Wir ſpielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen iſt, und das uns ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als außerdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ ſie doch nur für ſeine Augen da. Unſere Spiele wurden alle bald aus. Ich verſtund es wirklich beſſer als er; allein ein Blick in ſeine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verſchämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigſten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten dieſen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns ſo gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unſer Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieſer Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht geſehen, und dennoch waren wir, ſo ſehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unſtreitig dieſen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unſre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude beſuchte uns nämlich unvermuthet bey Tiſche, und kündigte Steeleyn an,

[illegible], Madame, ich ſoll ſchon fort? Morgen ſchon
machte ihnen denn die Abreiſe ſo ſauer? Er er
dieſe Frage und gerieth in eine kleine Hitze. O
noch, was mir meinen Abſchied ſauer macht? O
auf einmal ward er ſtill und ſuchte ſeine Wehmu
Mit welcher Entzückung ſah ich mich von ih
ſchwieg ſtill, oder konnte vielmehr nicht reden.
ihn, und ich nahm ihn in der Angſt bey der H
naſſie hin? Ich will mich, ſprach er, für meine
beſtrafen, die ich itzt begangen habe, und Ab
nehmen und —. Aber wenn ich ſie nun erſuc
fortzureiſen, wollten ſie nicht bey mir bleiben?
ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit ſpä
Madame, rief er, ich will alles, ich will mein
verlaſſen, für ſie vergeſſen. Sagen ſie mir nu
ob ſie mich haſſen? Ich liebe ſie, fieng ich
mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn ſie m
leben ſie hier, und reiſen ſie in meiner Geſellſcha
wagte er die erſte Umarmung, und o Himmel!

gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreise zu beschleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beysammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidne Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich, die ich acht Jahr vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf diese Zeit, sprach ich, bin ich ihre Braut, und so bald wir uns an einem Orte niederlassen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorstellungen von unserm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Passeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus diesem traurigen Lande zu kommen! Der Commendant von einem nah gelegenen Schlosse war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er sah sie nicht an. Ihr Gemahl, sprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird schon gut haushgehalten haben; und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreise geben, und die Möbeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abschiede annehmen sollte. Ich nehme es an, sprach er; sie aber haben die

Freyheit, was ihnen gefällt, mit ſich
gemäße Bedeckung iſt alle Stunden
Ich reiſte alſo mit zween Wag
dung in der Mitte des Junius ſo
über hundert tauſend Rubeln mei
hinterlaſſen. Die eine Hälfte nahr
und die andre auf den, wo unſer
ten Gefangnen ſaß. Steeley ließ,
fangne, in und um Tobolskoy herur
ſen, und jedem etliche Rubeln geb
funfzig ſeyn.

Wir kamen nach einer beſchwerl
die wir Tag und Nacht fortſetzten
men Monaten faſt ſo hell wie der T
kau an. Ich wollte nicht öffentlich
ſuchte nichts, als der Geliebten des
geweſen war, insgeheim aufzuwarte
rina empfing mich auf dem Luſtſch
Ich mußte acht Tage bey ihr bleibe
ſie mir unter dieſer Zeit erwies, wa
eine unerträgliche Laſt. Sie hörte,
das Glück, nach Curland zurück z
mirs, weil ſie nur befehlen durfte
zurück, und ließ meinen lieben Reiſe
liſchen Kaufmann abgetreten war,
brachte mir die betrübte Nachricht,
Stande wäre, zu mir zu kommen.
blick zu ihm fahren. Seine Krankh
mer um mich. Ach, rief er mir ent
loren? Sind ſie noch meine beſtänd
es ihm, und blieb den ganzen Ta
Briefe aus London, und inſonderhei

an ihn zurückgelassen hatte. Es war wirklich mein Vorsatz, nach Curland zu gehen, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten hinderte die Abreise. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, sprach er zu mir, er hat seine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? wie glücklich würden wir bey ihm seyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beschlossen, wir gingen nach Holland. Ich setzte mich mit ihm zu Ende des Augusts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgestanden, die uns nichts gethan, als daß sie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir sind schon vor vier Tagen ans Land gestiegen und gestern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geschichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden ersten Tage verstrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Carolina kleideten unsere Braut an, und verliebten uns recht in sie, so reizend war sie; allein der, für den sie so reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten sie in sein Zimmer. Itzt, sprach sie, ist es noch Zeit, wenn sie Lust haben, eine Andere zu wählen, und umarmte ihn. R.. kam bald darauf mit seinem guten Freunde, einem Prediger bey der französischen Gemeine, der sie vermählen sollte. Er hatte ihm die Umstände von beiden gesagt. Wir setzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unser Geistlicher eine Rede halten würde. Er that es mit so vieler Beredsamkeit und mit so vielem Geiste, daß wir alle außer uns kamen, und uns keine größere Wollust auf diesen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorsehung bey dem Schicksale der Menschen. Man stelle sich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man

Vergnügen, das wir aus dieſer Rede ſchöpften, als
es Räthſel vorkommen. Sie werden ſich nicht
n, wie ſich ſolche ernſthafte Betrachtungen zu ei
reude und der Liebe ſchicken; allein ſie werden
zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweiſen ſol
mpfindung ankömmt.
o vergieng der Vormittag, und Steeley und Ama
ben, und unſer Bündniß war auch wieder erneu
eiſtlicher, der uns ein recht lieber Gaſt geweſen ſe
nicht bey uns bleiben, ſo ſehr wir ihn auch b
daß er den Nachmittag bey einem jungen Me
n würde, der ſich aus Schwermuth das Leben
wollen, aber noch an dem Selbſtmorde gehinder
Er bat uns, ob wir nicht zur Verbeſſerung ſein
nde etwas beytragen und ihn mit einigen Arzne
ſſen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemü
nborbnes Blut noch mehr unterhalten würde.
daß er die beſondern Umſtände dieſes Menſchen
vieg: ſo wollten wir nicht zur Unzeit neugierig

weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unſerm Vermögen zu dienen. Wir ſchickten ihm, ſobald der Geiſtliche weg war, Betten und andere Sachen. Unſer Doctor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufſeherinn in meinem Hauſe war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anſtalten wegen der Speiſen und des Getränks machen würde, damit ſie alles nach ſeiner Vorſchrift einrichten könnte.

Wir ſetzten uns zur Tafel, und wir wären eines ſolchen Tages nicht werth geweſen, wenn wir ihn nicht zu genießen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des andern ſinnreich; und Kleinigkeiten, die Andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geſchmacks, vorüber gehen, dienten uns in unſrer Geſellſchaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigſten Mittel der Freude am wenigſten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Coſackiſchen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erſchreckten, beſeelten unſere Vertraulichkeit, und jeder unſchuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufſeherinn, die wir zu dem Kranken geſchickt hatten, kam mit offnen Armen zurück, und erzählte uns, daß ſie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende ſelbſt wäre, für den wir geſorgt hätten. Er, rief ſie, hat mir alles mit tauſend Thränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewiſſen hat ihn mehr als zu ſehr beſtraft. Er ſagte mir, daß er ſich, da er mich ſo boshaft verlaſſen, nach Harlem gewendet, und ſich allen Ausſchweifungen überlaſſen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate ſey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er ſich der entſetzlichen Vorſtellungen, daß er mich und die Frucht unſrer Liebe durch ſeine Untreue vielleicht

ums Leben gebracht, nicht länger erwehren k
ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren
lassen, und da er weder das Herz gehabt, si
zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er
hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eb
er von mir gewichen, und auf der er schon
bracht, in der größten Verzweifelung angetro
sich in ihre Hütte genommen. Hier hätte e
nichts mehr zu leben gehabt, sein Elend dur
endigen und sich zugleich für seine Bosheit be
steht bey ihnen, fuhr sie fort, ob sie ihm dur
das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich
er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sah
verlassen, das kann ich nicht —. Sie verdient
heit und unser Vergnügen über ihr Glück.
Liebhaber in das Haus neben uns bringen un
Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährli
seine Geliebte wieder gefunden zu haben, hat
haftigkeit ertheilt, daß er mit uns sprechen u
ler abbitten konnte. Er wollte uns alles er
waren mit seiner Reue zufrieden, und erließe
sein eigner Ankläger zu werden. Wir sahen
ten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren ge
genehmen Bildung und einem zärtlichen Her
nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen
Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit ei
wir uns selber machten. Ich spielte den Flüg
ich selbst, bald Amalie, oder Caroline, dazu.
ter, die in das sechste Jahr gieng, war so ver
einem Tanze aufzufordern, und sie hätte un

Luſt verführt. Wir führten endlich unſre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer, und überließen ſie den Wünſchen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathſchlagte, was wir unſerm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat ein Bediente herein und ſagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl ſprechen wollte. So bald er die Thüre öffnete, ſo ſagte uns ſein Geſicht, daß es Steeleys Vater wäre, Er hatte ein eisgraues Haupt; aber ſeine muntern Augen, ſein rothes Geſicht, und trotziger Gang, widerlegten ſeine Haare. Ich ſuche, fieng er auf franzöſiſch an, meinen Sohn bey ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht ſo glücklich ſeyn werde, ihn wieder zu ſehen: ſo will ich wenigſtens hören, ob ſie nicht wiſſen, wo er iſt. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weis, daß er aus ſeinem Elende in Siberien hat ſollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen ſo theuern Freund von meinem Sohne zu ſprechen, bin ich in meinem neun und ſiebenzigſten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reiſe, fieng mein Gemahl an, ſoll ſie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können ſie ſich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, ſprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte ſeine väterliche Neubegierde mit einigen beſondern Nachrichten, und ich eilte zu unſerm zärtlichen Paare, um zu ſehen, ob ſie angekleidet wären. Sie giengen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich ſagen, daß ſie aufgeſtanden wären. Mein Gemahl, ſprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und ſie zu einer Spatzierfahrt einladen. Indem öffnete er ſchon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß ſich Steeley von ſeiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und

nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau
ſie verdienet? Kommen ſie mit nach Londo
Haus, und es iſt in der ganzen Welt nic
don. Was, fieng ſie an, als in London?
fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, e
etliche Tage bey mir behalten, und mir ſ
nicht nach der Welt wäre, gefallen laſſen
lich bey allen ſeinen kleinen Fehlern ein
Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der e
ſie angenehm. Er war dreiſt, ohne die Hö
und ſeine Vorurtheile waren entweder unſc
Umgange nicht beſchwerlich. Wir begieng
genden Tag das Hochzeitfeſt nach ſeinem
die anſtändigſte Art munter, und weckte u
ſpiel auf. Sein Leibſpruch war: man k
vergnügt ſeyn. Mein Sohn, ſprach er,
merte Stunden gemacht, nun ſoll er mir
Er tanzte denſelben Abend bis um eilf Uhr,
und den Grafen, und gegen ſeinen Sohn
Das heißt, fieng er an, recht ausgeſchw
ſelt vierzig Jahren nicht zu Bette gegange
Ganzen keine Sünde. Wenn ich nun auc
ſo würde mir meine Freude doch nichts ſcha
bey dieſer Gelegenheit, wie er ſich denn bi
ſo munter erhalten, und wodurch er die
beſiegt hätte, da er ihm nach ſeinen Jahre
ich noch ſo munter bin, ſprach er, das iſt
und eine Wirkung eines ordentlichen Lebe
den erſten Jahren an gewöhnet worden bi
ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin
habe meine Pflicht in Acht genommen; un
Niemand mit Willen um einen Pfennig be

gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich seyn. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser seyn. — Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinne umgegangen war, und doch ein so edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalie besaß, keine besondere Freude. Mein Sohn, sprach er, du hast ein Glück mehr, als andere Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willst.

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte; so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vaterland abzuhalten. Ich will in London sterben, sprach er, und bey meiner Frau begraben werden; lassen sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück lassen und zufrieden seyn, wenn er nur künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen, und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit einem Worte, wir entschlossen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, stifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, so hieß der junge Mensch, der seine Geliebte ehemals verlassen hatte, war völlig von seiner Krankheit wieder hergestellt. Er wünschte nichts, als seine Braut zu besitzen, und mit seinem Vater wieder ausgesöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geschrieben; aber er wollte nichts von seinem Sohne mehr wissen, und versicherte uns, daß er ihn, so geringe sein Vermögen wäre, doch schon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir sahen, daß er die Thorheit seiner Jugend in seinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in

nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er ſie verdienet? Kommen ſie mit nach London, ich habe ein groſſes Haus, und es iſt in der ganzen Welt nicht beſſer, als in London. Was, fieng ſie an, als in London? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir ſeine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen laſſen wollte. Er war wirklich bey allen ſeinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er ſie begieng, machte ſie angenehm. Er war dreiſt, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und ſeine Vorurtheile waren entweder unſchuldig, oder doch dem Umgange nicht beſchwerlich. Wir begiengen dieſen und den folgenden Tag das Hochzeitfeſt nach ſeinem Plane. Er war auf die anſtändigſte Art munter, und weckte uns alle durch ſein Beyſpiel auf. Sein Leibſpruch war: man kann fromm und auch vergnügt ſeyn. Mein Sohn, ſprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun ſoll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denſelben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen R.. und den Grafen, und gegen ſeinen Sohn ſelbſt, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeſchweift. So ſpät bin ich ſeit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber iſt doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch dieſe Nacht ſtürbe: ſo würde mir meine Freude doch nichts ſchaden. R.. fragte ihn bey dieſer Gelegenheit, wie er ſich denn bis in ſein hohes Alter ſo munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode beſiegt hätte, da er ihm nach ſeinen Jahren ſo nahe wäre. Daß ich noch ſo munter bin, ſprach er, das iſt eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den erſten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum ſollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in Acht genommen; und Gott weis, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin

Kummer mit einander werden leben können. Den armen Chriſtian koſtete dieſe Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und ſtarb bald nach unſrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für dieſen Menſchen, und ſie ließen ihn den verurſachten Verluſt ſo wenig entgelten, daß ſie ihn vielmehr für ſeine Treue auf die großmüthigſte Art noch auf ſeinem Sterbebette belohnten. So bald ſie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig wäre: ſo ließen ſie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht ſichtbar zu überführen, daß ſie nicht auf ihn zürnten; denn dieſes war ſein Kummer. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und ſetzte ſich vor das Bette des Kranken, um ihn ſterben zu ſehen. Er hat ein ſanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es ſeyn müßte, ich wollte gleich mit ihm ſterben. Der Sterbende ſchien ſich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem ſchoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Chriſtian war todt. Bin ich nicht erſchrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte ſich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen laſſen. Laßt mir meinen Großvaterſtuhl bringen, fieng er an, in dieſem will ich ſterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenſter, das nach dem Garten gieng, ſetzen, damit er den Himmel anſehen könnte. Er hub ſeine Hände auf und bat uns (wir waren alle zugegen), daß wir ihn nicht ſtören ſollten. Nachdem er ſein Gebet verrichtet, rief er ſeinen Sohn. Ich fühle es, ſprach er, daß ich bald ſterben werde. Der gute Chriſtian hat mich recht erſchreckt: aber wer kann dafür! Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche. Gott ſegne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlaſſe; es iſt kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geſchickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader,

Leyden bis in sein siebenzehntes Jahr studirt, und nachdem auf seines Vaters Willen in ein Comtoir gehen müssen. Andreas war auf das erste Wort willig, in in seine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie stattete die Braut sehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tausend Thaler. Wir streckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieses seinem Vater, um ihn desto eher zu gewinnen. Wir überließen also Carolinen unsre Tochter und unser Haus zur Aufsicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeleys Ankunft zur See. Der Wind war uns so günstig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu seyn, setzten wir uns in dieses; allein zu unserm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Christian der Amalie. Dieser wollte seinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld gewesen seyn, ließ vor unsern Augen die Chatoulle in die See fallen, und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzig tausend Thalern war in einem Augenblicke verloren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch so lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, so wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn sie getrost, sprach er, ich habe, Gottlob! so viel, daß sie beide nach meinem Tode ohne

Kummer mit einander werden leben können. Den armen Chriſtian koſtete dieſe Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und ſtarb bald nach unſrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für dieſen Menſchen, und ſie ließen ihn den verurſachten Verluſt ſo wenig entgelten, daß ſie ihn vielmehr für ſeine Treue auf die großmüthigſte Art noch auf ſeinem Sterbebette belohnten. So bald ſie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig wäre: ſo ließen ſie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht ſichtbar zu überführen, daß ſie nicht auf ihn zürnten; denn dieſes war ſein Kummer. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und ſetzte ſich vor das Bette des Kranken, um ihn ſterben zu ſehen. Er hat ein ſanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es ſeyn müßte, ich wollte gleich mit ihm ſterben. Der Sterbende ſchien ſich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem ſchoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Chriſtian war todt. Bin ich nicht erſchrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte ſich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen laſſen. Laßt mir meinen Großvaterſtuhl bringen, fieng er an, in dieſem will ich ſterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenſter, das nach dem Garten gieng, ſetzen, damit er den Himmel anſehen könnte. Er hub ſeine Hände auf und bat uns (wir waren alle zugegen), daß wir ihn nicht ſtören ſollten. Nachdem er ſein Gebet verrichtet, rief er ſeinen Sohn. Ich fühle es, ſprach er, daß ich bald ſterben werde. Der gute Chriſtian hat mich recht erſchreckt: aber wer kann dafür! Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche. Gott ſegne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlaſſe; es iſt kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geſchickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader,

wozu der Alte Anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, sprach der Alte, daß seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, sprach der Medicus. So gefällt es mir, war seine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen sie sich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn sie noch einige Anstalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder, und meine lieben Gäste? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. Ach, fieng er darauf an, wie schön wirds in jener Welt seyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am ersten da umarmen? — Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber sonst ist mir recht wohl, recht — Bey diesen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in London war also traurig, und das Geräusche der Stadt und der Besuch war uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts, und den Winter selbst, auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, außer daß wir zuweilen die Schwester von der ehemaligen Braut unsers Steeleys besuchten, und wieder von ihr besuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entschlossen, niemals zu heirathen. Niemand, als sie, wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loe-

wenhoeck. Dieſes Frauenzimmer, die nichts weniger, als ſchön war, beſaß doch die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Amalie, ſie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schweſter zu, und ehrten ihr Andenken mit unſern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London beſuchten nunmehr das Land. Das nächſte Gut an dem unſrigen gehörte dem Staatsſecretair Robert. Dieſer hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford ſtudirt, und Steeley war ſehr begierig, ihn nach ſo vielen Jahren einmal wieder zu ſehen. Er ſchrieb an ihn, ſo bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebſt ſeiner Frau und noch ein paar guten Freunden beſuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, ſchickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnſucht und Freundſchaft, und zugleich ſeinen eigenen Wagen. R.. war unpaß, und wir fuhren alſo ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präſentirte ihm meinen Gemahl unter ſeinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unſer Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungeſtört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergeſetzt, und außer den Complimenten noch nichts geſprochen, als der Bediente des Staatsſecretairs herein trat, und jemanden anmeldete, aber ſo ſachte, daß wir nichts als das Wort, Abgeſandter, verſtehen konnten. Müſſen wir denn geſtört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebſt dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben ſitzen, und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gaſt; aber o Himmel, was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S.. herein geführt brachte! Wir ſprangen beide von

der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in
den sollten. Der Prinz trat auf mich zu, al
gen nicht trauen wollte; indem sah er den Gr
daß er blaß wurde. Robert merkte nichts vo
nisse, und nöthigte den Prinzen und uns, di
nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte si
er schon gefrühstücket hätte, und nur gekomme
Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Rober
er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er
Geben sie mir ihren Jäger mit, sprach er g
den Abend will ich gewiß ihr Gast seyn. In
allen ein Compliment, und Robert begleitete
mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben si
Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehe
Prinz von S... Er wird in den Verrichtun
hier seyn, und ich, ich — Robert kam mi
Miene wieder. Ich weis nicht, sprach er, wo
bestürzt war. Er muß jemanden von ihnen
kennen sich einbilden. Er fragte insonderhei
meynte den Grafen); allein ich sagte ihm, d
Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er i
genheiten des Königs von Schweden seit kur
wird vermuthlich bald wieder von hier zur Ar
ser Wirth schloß aus unsrer Bestürzung auf e
bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten,
Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles sage
an, und zum voraus um ihren Schutz bitten,
diene. Ich bin der Graf von S... Mein
durch mein Unglück vielleicht schon bekannt s
zehen Jahren als ein schwedischer Obrister so u
daß mir das Leben durch das Kriegsrecht ab
ist. Darauf erzählte er ihm das Uebrige, un

Sicherheit, als ein Gefangner der Ruſſen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, iſt mein Feind, und meine Verurtheilung iſt vielleicht eine Wirkung ſeiner Rache geweſen. Ich will ihnen die Urſache nicht ſagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu ſuchen. Sie iſt ihm vielleicht nachtheiliger, als ſeine Rache ſelbſt. Ich ſchließe aus ſeiner Beſtürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit ſeinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, ſchloß er endlich, nicht ſo unſchuldig, als ich ihnen geſagt habe: ſo laſſe mich Gott noch durch die Verfolgung dieſes Prinzen ſterben. Unſer Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Geſicht trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben ſie bey mir, ſprach er. Ich will alle mein Anſehen bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlaſſen ſie ſich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen ſagen, was ſie thun ſollen. Erzählen ſie mir indeſſen alles, was zu ihrem Schickſale gehöret; denn ich ſehe doch, daß wir itzt nicht eſſen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht ſagen; ich will es ihnen aber beweiſen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu ſeiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten ſollten. Wir erwarteten ihn daſelbſt zwiſchen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entſchloſſen, ohne ſeine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich ſahen wir ihn nebſt dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte ſich über dieſen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederſchlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, ſprach er, wenn ichs auch nicht immer geweſen bin, und ich wünſchte, daß ſie der meinige werden möchten.

Wir haben ſie alle für todt gehalten. Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geſchehen iſt, und es kömmt auf ſie an, was ſie für eine Genugthuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf als diejenige, die ſie mir ſchon ertheilt haben, nämlich, daß ich unſchuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie ſind ihrer ſo werth, verſetzte der Prinz, daß ich ihnen in ſeinem Namen zweyerley zum voraus verſpreche. Wollen ſie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: ſo biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beſte Ehrenerklärung für das ſeyn, was ihnen als Obriſten Schuld gegeben worden iſt. Wollen ſie dieß nicht: ſo bleiben ſie hier. Ich will es bey dem Könige ſo weit bringen, daß ſie als Schwediſcher Envoye bey meiner Abreiſe zurück bleiben ſollen. Sagen ſie Ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, ſie zu überzeugen, daß ich ſie hoch ſchätze, und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf ſchlug beides aus. Ich bin zufrieden, ſprach er, daß ſie mein Freund ſind, und mich in die Gnade des Königs von neuem ſetzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich ſeyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geſchäffte beſchließen. Robert mengte ſich endlich in das Geſpräch, und unſre Furcht vor dem Prinzen verminderte ſich. Es ſey nun, daß ſeine Rache geſättigt war, oder daß ihn ſein Gewiſſen gequält hatte; ſo bezeigte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er ſo viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that ſo großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidiget worden. Der Prinz nahm noch denſelben Abend von uns Abſchied, weil er ſehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn ſie mein Freund ſind, ſprach er zum Grafen: ſo beſuchen ſie mich noch dieſe Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf verſprach es ihm, allein er konnte ſein Wort nicht

halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andernmale verlieren ſollte. Denn in eben dieſer Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unſerm großmüthigen Wirthe auf unſer Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen ſo entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite, und ſuchte mir ihn recht wider den Willen des Schickſals zu erhalten; ſo vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor ſeinem Ende wünſchte er, daß ihn der Prinz beſuchen möchte. Wir ließens ihm eiligſt melden, und er war den Tag darauf ſchon zugegen. Sehen ſie, ſprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abſchied von ihnen nehmen, und ſie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund ſterbe. Der Prinz war ſo gerührt, und zugleich ſo beſchämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette ſitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit ſeinem Mitleiden. Der Graf ward ſo ſchwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen ihn zu verlaſſen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abſchied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu ſich ſelber. Amalie, Steeley und R.., der doch ſelbſt noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, ſprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder geſehen. Ach, meine Gemahlinn, der Tod iſt nicht ſchwer; aber euch und meine Freunde zu verlaſſen, das iſt bitter. Ich ſterbe; und ihnen, mein lieber R.., überlaſſe ich meine Gemahlinn. Er ſtarb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über ſeinen Tod nicht beſchreiben. Er war ein Beweis der zärtlichſten Liebe, und bis zur Ausſchweifung groß. Ich fand eine Wolluſt in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine

Beruhigung denken ließ, und Amalie kl
daß sie mich trösten sollte. R.. mußte
hätten, und auch dieses vermehrte meinen
sann auf meine Ruhe, und nöthigte mich
Jahres verstrichen war, mit ihm nach L

Das erste, was mir da wieder begeg
mit dem Prinzen. Er war im Begriffe v
und wagte es in Roberts Gesellschaft b
die Condolenz abzustatten. Er wiederhol
zween Tagen etliche mal, und begehrte,
schrift an den König mitgeben und um
zogenen Güter meines Gemahls anhalte
eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. 9
erhielt ich einen Besuch von dem Staatss
fieng er nach etlichen Complimenten an,
suchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeor
ich weis nicht, ob sie mich ohne Unwillen
sen sie, daß ihm seine Gemahlinn vor et
ist? Er wünscht, sie als Gemahlinn n
men zu können, und es ist nichts gewiss
das äußerste liebt. Mit einem Worte, er
ren, ob er hoffen darf, oder nicht. N
alles gesagt, und sie dürfen sich bey ihrer
ringsten Zwang anthun. Steeley und A
zugegen, als er mir den Antrag that; i
ob er mich schon verloren hätte. Ich e
die Verwegenheit des Prinzen, und ant
bert nichts als dieses: Hier ist mein Gem
Herrn R.. In der That war er mir
ich ihn allen Andern vorgezogen haben
hätte entschließen können, mich wieder zu

leicht wäre ich, ſoll ich ſagen zärtlich, oder ſchwach genug dazu geweſen, wenn er länger gelebt hätte. Er ſtarb bald darauf an ſeiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübniß über ſeinen Verluſt überführte mich, wie ſehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

ıandlungen und Reden.

arum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen.*)

Nichts ſcheint leichter zu ſeyn, als ſich zu überführen, daß icht gut ſeyn würde, wenn wir unſer Schickſal in der Welt er wüßten; und dennoch bleibt der Wunſch, ſein Schickſal ennen, den meiſten Menſchen ein angenehmer Wunſch. Eben igen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, es eine Wohlthat des Himmels ſey, ſein Glück und Unglück voraus zu ſehen, wünſchen oft am Abend, daß der Vor- , durch welchen die Zukunft ſich unſern Augen verborgen wegfallen, und ihr Schickſal ſich ihnen auf einmal dar-

*) (Zuerſt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 1745, S. 200 ff., dann in der Sammlung vermiſchter Schriften, zweyter Theil 1756. — „Da ich ... die proſaiſchen Aufſätze aus den Beluſtigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen und einer Rede beſtehen, verbeſſern wollte, und fand daß ich ſie mit gutem Gewiſſen nicht zum zweytenmale drucken laſſen könnte: ſo beſchloß ich, nur die einzige Abhandlung: warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen, beyzubehalten und auszubeſſern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu erſetzen.“ Vorrede, V)

ſtellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieſes Verl
gen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich ſehe nicht, war
nicht auch viele gute Triebe dieſen unzeitigen Wunſch in
hervorbringen können. Die Begierde, glücklich zu werden,
ein unentbehrlicher Theil unſrer Natur, und die Begierde, An
glücklich zu machen, die edelſte Wolluſt eines rechtſchaffe
Manns; beide aber können uns oft zu dem Wunſche verleit
unſer Schickſal zum voraus zu wiſſen.

Ich verſtehe unter dem Schickſale eines jeden die guten
widrigen Begebenheiten ſeines Lebens. Wenn wir dieſe vor
ſehen ſollen, ſo können wir ſie entweder ſtückweiſe und u
ſtimmt, oder im Zuſammenhange ſehen. Stückweiſe nenne
wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in mei
Leben mehr krank, als geſund ſeyn würde; daß ich einen gro
Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren wü
ohne daß ich zugleich die Urſachen dieſer Zufälle wüßte.
Zuſammenhange ſein Schickſal vorherſehen, heißt alle Umſtä
und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen
Leben zuſammengeſetzet iſt, der unglücklichen ſo wohl, als
glücklichen. Alſo müßte ich, in Anſehung der Liebe und der
nicht bloß wiſſen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen wü
ſondern ich müßte zum voraus ſehen, durch was für Umſtä
und zu welcher Zeit dieſes geſchehen, und ob meine Gattinn ſ
oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böſer Gemüths
und wenig oder viel Jahre mein ſeyn würde. Dieſe vollſtän
Wiſſenſchaft von ſeinem Schickſale würde, wenn ſie möglich w
ſchreckliche Uebel nach ſich ziehen, wie ſich in der Folge zei
wird. Die erſte Art hingegen ſcheint die leichteſte und bequem
zu ſeyn; doch ſie würde uns wenig nützen, und unſre Ne
gierde mehr erwecken, als ſtillen. Denn etwas wiſſen, und
alles wiſſen, iſt eben ſo viel, als durſtig ſeyn und zu einem
ſchloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem

den reich und groß werden. Gut! Dieß iſt mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir ſelber, oder die Bosheit der Menſchen? Werden dieſe aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider ſeyn? Werden ſie es mit Fleiß, oder aus Unvorſichtigkeit thun? Tauſend ſolche Fragen werden entſtehen, wenn ich mein Schickſal nur ſtückweiſe kenne, und wie ſehr werden ſie mich beunruhigen, da ich mir dieſelben beantworten zu können wünſchte, und doch nicht beantworten kann! Anſtatt, daß eine ſolche Wiſſenſchaft mein Verlangen befriedigen ſollte: ſo wird es durch ſie nur deſto ſtärker gereizet werden, denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zuſammenfluß der Reichthümer, die Ehrſucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, ſondern ſteigt; ſo wird auch das Verlangen, ſein Schickſal zu kennen, durch eine ſummariſche Nachricht nicht ſo wohl geſtillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in ſeinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerkſamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geſchickt iſt, dieſe Wahrheit in ſich zu fühlen, der wird weit weniger geſchickt ſeyn, ſie in einem Beweiſe zu verſtehen. Ja, ſagt man vielleicht, es iſt wahr, ich weis auf ſolche Art nicht genug; aber ich weis doch etwas! Ich weis, ich werde groß, gelehrt, reich, alt werden. Dieſes ſind angenehme Erwartungen; und iſt eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht beſſer, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, ſondern nur mein Glück vorher zu wiſſen. Dieſer Vorſchlag läßt ſich denken, aber vielleicht ſchwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, ſein gutes Schickſal, ohne ſein böſes, kennen zu lernen: ſo fürchte ich doch, daß der meiſte Theil der Menſchen, wenn er ſein zukünf-

tiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach seiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten: so sind die Meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten: so würden wir, wenn wir es gegen unsre Wünsche hielten, entweder etwas sehr geringschätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünschen, und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meisten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen sollten: so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geizigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, anstatt ihr Glück zu wissen, nichts, als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und sage ihm, daß er bestimmt sey, ein großer General zu werden, und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken, und über die Nachricht mehr Angst ausstehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch die Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, außer seinem Zusammenhange mit unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wenn soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündiget werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen

nachzudenken, in den Jahren einer nicht
Aber man vergeſſe nicht, daß die Jahre
ſtuß in unſre Neigungen haben, daß wir
laufe unſers Lebens unſre Wünſche ändern,
gen, was wir erſt hoch geachtet haben, u
wir verachtet haben. Wie wird es nun n
werden? Dieſen jungen Menſchen quälet
ihm angekündiget, daß er ein Amtspacht
darinne beſteht ſein Glück. Hilf Himmel,
ſehen! Er hoffte, wenigſtens ein vorneh
ſeinem Vaterlande zu werden; und die E
das ganze Glück, mit welchem er ſich na
men ſoll begnügen laſſen? Er ſieht ir
Wünſche nicht; und dieſe wollen wir doch
wenn wir unſer Glück voraus zu wiſſen b
ſelbſt, ob dieſer Jüngling ſich über ſein
nicht vielmehr beklagen werde. Würde es
ihn ſeyn, es wäre ihm bis auf die Zeit v
es ihn hat treffen ſollen? Denn vielleic
der Zeit und der Welt in zehn Jahren
ſo ermüdet, daß ihm dieſe Bedienung ſ
junge und feurige Clelia, die nichts ſo
zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen
habers zu ſehen, verlangt ihr Zukünftige
zu ihrem Entſetzen, daß ſie ihrem Damo
den, ſondern an der Seite eines finſter
Mannes ihr Leben beſchließen wird. O
unglücklich würde ihre Ehe geweſen ſeyn,
Damon ſeine Abſichten auf ſie erreicht
itzigen Verfaſſung wird ſie wegen dieſe
ringen, und ſich für die unglückſeligſte
halten.

Wenn es alſo auch möglich wäre, unſer Glück ſo vorher zu ſehen, daß uns unſer Unglück unbekannt bliebe: ſo würden doch die meiſten Menſchen ſich nicht wohl dabey befinden, weil die Wenigſten, wenn wir die Sprache der Welt, und nicht der Philoſophen, reden wollen, Glück haben. Denn bei den Meiſten iſt das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wolluſt, hohe Ehrenſtellen, ausgeſuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenigſten dieſe ſo genannten Glückſeligkeiten in der Art, wie ſie ſolche wünſchen; und alſo würden die Wenigſten ihr Glück, die Meiſten in ihrem Glücke ihr Elend vorausſehen. Folglich wird dieſes Verlangen, ſeine Zukunft zu wiſſen, auch wenn es ſich nur auf die angenehmen Begebenheiten einſchränkt, dadurch nichts weiſer werden.

Ferner beſteht das Glück der Meiſten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten: ſondern unſre vergnügten Zufälle ſind mit mißvergnügten durchflochten, und unſere heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trübe. Und wenn der Menſch dieſe nicht weis (dieſe will aber der nicht wiſſen, der nur ſein gutes Schickſal zu ſehen verlangt): ſo wird er, was in dem Zuſammenhange ein großes Glück war, außer dem Zuſammenhange für ein kleines, oder für gar keins halten. Doch wir wollen dieſe Art, ſein Glück in einem Auszuge vorher zu wiſſen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fließen würde, insbeſondere reden. Er wird ſich leicht aus dem ſchließen laſſen, was wir von der andern Art, *ſein Schickſal ausführlich*, und nach allen *Begebenheiten zu wiſſen*, ſagen werden.

Dieſe Art kann man ſich ungefähr ſo vorſtellen, wie die Nativitätsſtellungen ſind, in welchen man dem Leichtgläubigen zu zeigen verſpricht, was ihm von Tag zu Tage begegnen wird, und zwar mit ſeinen Urſachen. Die Urſachen unſrer Begeben-

heiten sind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menschen gegründet; und sein Schicksal mit seinen Ursachen vorhersehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Verderben beytragen werden. Würde eine solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches seyn? Auf diese Art wären wir von der Furcht, die unser Herz so ängstiget, auf einmal befreyt, und könnten tausend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern, getrost und ohne Unruhe wagen. Unsre Hoffnung würde stärker und süßer werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, wozu er zeitlebens bestimmt wäre, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart besser anschicken. Diese drey Vortheile mögen wohl bey den Meisten die süße Nahrung des Verlangens seyn, ihr Zukünftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheile gegründet wären: so würde nichts gerechter seyn, als eben dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsre Furcht fällt, wenn ich weis, was mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche eine beständige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser Furcht sind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß; werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umstän-

den, in seiner Ordnung weis. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich, durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit daran schuld bin; oder, daß andre Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt seyn, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen! Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin: mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verursachen! Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus gesehen? Werden sie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das sich mir zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der schlimmen Seite ansieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehrt wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorstehende Glück, um eben so viel verstärket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht entscheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und, so zu sagen, gegen einander aufheben will: so müssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verlust meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Besitz großer Reichthümer seyn. Diese beyden Dinge lassen sich nicht gegen einander abwägen, in so fern man auf die Menschen und ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn die Kraft, mit der sie mich beide, das eine durch

die Furcht, das andre durch die Hoffnun
werden, liegt nicht sowohl in ihnen selb
müthscharaker, und in dem mir eignen u
oder kleinern Verlangen nach Ehre oder
von Natur ehrgeizig bin, und ich sehe z
zwey Jahren mit allem meinen Ruhme e
auch darauf, oder zuvor, zehntausend
wird diese Hoffnung gegen den Eindruck,
künftigen Schande in mir verursachen n
Und wenn ich Gutes und Böses, und ihr
und Hoffnung, vergleichen will: so müs
mir zum Grunde haben. So ist der Tr
Trieb, keine Schande zu haben, an und
durch unsre Art zu denken getrennet.
und Schande, Reichthum und Armuth,
nehmen, wenn wir eine Vergleichung
Furcht und der Hoffnung anstellen wol
unser Schicksal nicht. Wer Schande zu
süchtig ist, der hat nicht allemal wiede
wer geizig ist, und sein Vermögen verl
wieder Vermögen zu hoffen. Also wird e
das Vergnügen durch die Hoffnung eine
ich zum voraus sehe, um eben so viel
Furcht auf der Seite des Uebels gewachs

Und wo weis ich denn, wie viel von
für Vergnügen hält, meinem Leben zufa
es wenig Glückseligkeit und desto mehr
Und solch ein Leben voraus zu sehen, m
so bald ich mein Schicksal weis. Wie g
daß mirs der Schöpfer verborgen hat! A
ein ausnehmendes Vergnügen seyn, w
Nachricht von einem in zehn Jahren m

in meinem Gedächtniſſe mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir dieſe Jahre verſtreichen! Ich zweifle ſehr daran. Meine Hoffnung würde mir zur Laſt werden, weil ich ſie nicht gleich ſtillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt, ſo kömmt uns das Glück, ſo zeitig es auch kömmt, doch allemal zu ſpät.

Ich glaube ſogar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umſtändliche Vorherwiſſen unſers irdiſchen Glücks geſchwächt werden würde, wenigſtens bey den Meiſten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünſchen und hoffen, iſt gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann ſagen, daß die Grenzen unſerer Hoffnung unſre Wünſche ſind. Wie weitläuftig, wie unbeſtimmt ſind dieſe nicht! Wenn wir nun unſer künftiges Glück wiſſen, ſo ſteht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, ſondern unſre Hoffnung wird alsdann von unſerm Glücke regieret. Iſt dieſes klein, oder wenigſtens nach unſerm Wunſche gerechnet, klein: ſo wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unſer Schickſal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorſchmack unſers Glücks, nicht weiter unterſuchen. Wir wollen vielmehr ſehen, ob wir nicht ſelbſt an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wiſſen. Mir ſcheint es ſo. Es giebt eine gewiſſe Furcht, die eben das bey unſerm Vergnügen ausrichtet, was eine ſcharfe Würze bey gewiſſen Speiſen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen deſto lebhafter ſchmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs genieße, ſo ſehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtſamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr be-

siegt habe. Ich würde aber nicht so viel
Furcht meine Empfindungen gleichsam in
hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein
ist ferner wahr, daß ein unverhofftes Gu
als ein vorhergesehenes, wenn die Umstä
sind. Endlich würden wir, wenn wir u
sähen, auch wahrnehmen, daß wir es die n
nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern
oft dem Zufalle, und andern Menschen zu
auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein
gehen, mit dem wir in unsern itzigen Um
gebenheiten unsers Lebens gemeiniglich u
schreiben, obgleich nicht mit Grunde. A
thum seyn; dennoch kann uns auch ein I
lange wir ihn für eine Wahrheit halten.
mer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich n
denken, mich desto mehr zu meiner Lebens
ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich
Betrug; und wie viel läßt sich nicht da
will aber nur eines berühren. Wenn ich
Lebensart, die mein Glück in sich hält, nic
ich mich nur um desto weniger zu derselben
Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich
lichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Be
dem Stande, der mir einmal beschieden ist
Bin ich aber aus Neigung für diesen Sta
werde ich mich zu demselben vorbereiten,
witz sein künftiges Schicksal nicht erfahren h
also meine Einsicht in dieses mein Schicksal

Bis hierher haben wir nur untersucht,
besondere entgehen könnte, wenn er sein S

Aber wir müssen uns nicht bloß von Andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen seyn, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler tausend Menschen. Die Triebfedern unserer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert, oder wegnimmt: so werden auch unsere Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders seyn, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freyen Willen ankommen, anders beschaffen seyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein anderes Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt seyn würden, wenn ein jeder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn

wir auch dieſes oder jenes Böſe unterließen: ſ
für ein anderes begehen. Ich will annehmen,
ter, die ſich ſelbſt beſtrafen, unterließen; wi
übrigen fliehen? Was würde aber aus der Fr
im erſten Falle werden? Die Völlerey iſt ei
bey Vielen ſelber beſtrafet. Wenn nun Strepl
Trunk ſich zehen Jahre früher ins Grab gebr
hätte, daß dieſes geſchehen würde: ſo hätte e
laſſen Und alſo wäre ein Uebel weniger in
wahr. Allein, wäre dieſes Freyheit und Tug
der Eindruck der Vorſtellung, du wirſt nothw
wenn du viel trinkſt, eben ſo ſtark ſeyn, als n
bloßen Schwerdte vor mir ſteht, und mich t
ohne dieſen Zwang ausgeführt haben würde,
Wäre dieſer nun Zwang, oder Freyheit?
daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größte
in der Wolluſt begehen, doch das höchſte Ziel
Alters erreichen, und äußerlich immer glücklich
durch ſollten alſo dieſe von ihren Laſtern al
Was würde nicht die einzige Gewißheit der A
unſers Todes für Unheil ſtiften! Was würden
was die böſen, welche unwidertreiblich wären,
es allezeit in der Erſte der Begebenheiten un
für Folgen nach ſich ziehen! Hier würden ge
des bevorſtehenden Unglücks wehklagen. Dort
vor Freuden und Vergnügen wegen des nah
taumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner
befördern wollen. Wie oft würde man aus
ſelbſt, oder Andern das Leben nehmen! Der A
Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn in
auf dem Rabenſteine ſterben ſähe. Den Freun
unſer Glück rauben ſollte, würden wir heu

räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue uns schon selbst, umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüthe ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkene, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlafen. Jetzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben wir immer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden. Wie würden die Menschen ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demselben für Unheil erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhause umbringen würde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben? Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl jemals Consul geworden seyn, wenn er zum voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod seyn würde? Würde mancher nach einem Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beschwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es selbst wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine große, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wissenschaft seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertrauen und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, daß ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und liebreich gegen die Menschen seyn? Würde nicht durch ein umständliches Vorherwissen Tugend und Religion beynahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder die andre Art etwas widersprechendes, wenn er sein zukünftiges Schicksal nach allen

inen Umſtänden vorher zu wiſſen verlanget. Er wünſcht ent-
eder, Begebenheiten vorher zu wiſſen, die nie Begebenheiten
yn werden, ſo bald er ſie weis, und ſo lange er bey ſeinem
orherwiſſen noch eben die Neigungen, Begierden und Leiden-
aften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinne itzt
ine Natur beſteht; das heißt, er wünſcht zu wiſſen, daß etwas
folgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Wider-
ruch! Oder ſollen die Begebenheiten erfolgen können, ſo wünſcht
entweder, die gegenwärtige Einrichtung ſeiner Natur, oder
ine Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünſcht, ein Menſch,
b auch kein Menſch zu ſeyn. So widerſprechend und thöricht
: der neugierige Wunſch, ſein künftiges Schickſal umſtändlich
rher zu wiſſen. Und geſetzt, er wäre dieß nicht: ſo wird er
ch ſtets einer der feindſeligſten Wünſche ſeyn, die der Menſch
iber ſich ſelbſt thun kann. Geſetzt, die Welt und die menſch-
he Natur könnten dabey beſtehen, welche Hölle würde die Welt
yn, und welch ſchreckliches Glück das Glück, ein Menſch zu
yn! Ja ſollte es Menſchen geben, welche die Gabe hätten,
r mein Schickſal voraus zu ſagen: ſo bitte und beſchwöre ich
, mir ihre unſelige Weisheit zu verſchweigen. Peſt, Hunger
b Schwerdt ſind große Landplagen, aber Nativitätſteller, wo-
n es welche gäbe, Nativitätſteller für das ganze menſchliche
eſchlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle dieſe Ue-
l, ſeyn.

Von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben.*)

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Leſern zu ſagen, ehe ich mit ihnen von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben rede, daß ich ſelber mit dieſem Uebel ſeit verſchiedenen Jahren beſchweret bin. Es iſt wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von dieſen Gründen handeln werde, als ein Anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache ſprechen, wenn man ſie ſelber empfunden hat. Es giebt eine gewiſſe Beredſamkeit des Herzens, die nicht ſo wohl durch den Verſtand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterſtützet wird. Sie erwecket die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der ſeine Leſer in dieſe Gemüthsverfaſſung ſetzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal ſo begierig annehmen, als ſie nicht thun würden, wenn er ſie gleich durch die beredteſte und tiefſinnigſte Abhandlung in Erſtaunen und Bewunderung geſetzet hätte. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber ſeyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der dieſen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich meinen ſiechen Mitgeſellen die Laſt, unter der

*) (Zuerſt Leipzig 1747.)

ſie ſeufzen, durch dieſe Schrift in etwas erleichtere! Dieſe Abſicht hoffe ich um deſto eher zu erreichen, je weniger ich durch dieſe Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrſamkeit ſtrebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unſerm Unterrichte zu ſorgen. Ich ſelber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen ſuche, und eben dieſe Bemühung ſoll mir zu einem neuen Troſtgrunde bey ſiechen Stunden dienen.

Wir ſagen meiſtentheils, daß derjenige ein ſieches Leben führe, der mit gewiſſen Plagen des Körpers beläſtiget iſt, die ihn nie ganz verlaſſen, oder doch ſelten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit ſeines Lebens mehr krank, als geſund iſt. Da eine Krankheit an und für ſich ſchmerzhafter iſt, als die andere; da ſie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geſchwinder weicht; bei dieſem mehr Theile angreift, als bey dem Andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths ſchwächt; dem Einen faſt alles Vergnügen des menſchlichen Lebens raubt, dem Andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da ſich ſo wohl bey den Krankheiten, als bey den äußerlichen Umſtänden derſelben eine große Ungleichheit findet: ſo ſcheint es, daß man ſo viele beſondere Troſtgründe aufſuchen müßte, als ſieche Menſchen ſind. Allein wenn auch dieſe Mühe nicht unmöglich wäre: ſo iſt ſie doch nicht nöthig. Alle, die ein ſieches Leben führen, laſſen ſich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinne mit einander vereinen, daß ſie ihren Zuſtand für ein Uebel halten, und ſich die Befreyung von demſelben wünſchen. In ſo weit kann man einerley Mittel für ſie alle brauchen. Alles, was daraus folget, iſt, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geſchwinder oder langſamer, wirken wird. Nachdem der Troſt mehr oder weniger Widerſtand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey Allen muß er doch die Kraft haben, ſie größten Theils zu be-

ruhigen, die Hinderniſſe mögen ſo ſtark ſeyn, wie ſie wollen, wenn er anders ein vollſtändiges Mittel ſeyn ſoll.

Es giebt einen andern Unterſchied bey den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen größern Einfluß in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur: oder ein beſonderes Verhängniß von Gott ſeyn; oder es kann von unſern, oder von den freyen Handlungen Anderer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daß vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſchied herrſcht nicht bloß unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Verwüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geſchäfften, bald durch einen plötzlich erregten Affect, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorſichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungeſtüme Rachſucht um die Geſundheit gebracht! Wird ſich nicht von dieſen immer einer leichter, oder ſchwerer, tröſten können, als der Andere?

Wer ſich alſo bey einem ſiechen Leben mit Nachdruck tröſten will, der muß genau unterſuchen, wem er dieſes Uebel zuzuſchreiben habe. Ein Menſch, der durch allerhand Ausſchweifungen ſein eigner Peiniger geworden iſt, bei dem die Laſter ein quälendes Gift in ſeinen Säften zurück gelaſſen haben, und der aus Betrug des Herzens ſein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch dieſe Vorſtellung niemals recht ruhig werden.

Es wird ſich ſtets ein heimlicher Widerſpruch in ihm regen, der dem Troſtgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Urſachen die Laſt aufgeleget habe, ſeine Kraft rauben wird. Er wird zu gewiſſen Stunden glauben, daß er getroſt ſey, und wird in kurzer Zeit, wenn ſein Gewiſſen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geiſtes fühlen, die gar nicht weichen will, ſo ſehr er ſie ſich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniſſe zu vertreiben ſucht. So viel als ein balſamiſches Pflaſter auf einer gereinigten Wunde nützen wird: ſo wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch ſcharfe Mittel noch nicht gehoben iſt. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtſamkeit die Leiden ſeines Körpers für ſelbſtgemachte Plagen und für den Lohn ſeiner Thorheit anſieht, da es doch Folgen der Beſchaffenheit ſeiner ſchwachen Natur, oder göttliche Schickungen ſind, der wird die Bangigkeit ſeiner Seele eben ſo wenig beſtreiten, als ein Menſch, der durch ſein wallendes Blut in eine furchtſame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von böſen Geiſtern beunruhiget werde.

Indeſſen muß ich geſtehen, daß der Rath, die Quellen ſeines ſiechen Lebens wohl zu unterſuchen, gar nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint. Oft ſteht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unſerer ſiechen Tage zurücke gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einſehen können, ob unſere Schmerzen Früchte unſerer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilſame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menſchen ſind; eben dieſe Ungewißheit ſchlägt uns oft am meiſten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der ſich kaum zu laſſen weis, dahin gebracht werden, ſein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man es ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld ſey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und ſeine harten Plagen

des Leibes nicht mit einander vereinigen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht so wohl die göttliche Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwer auszumachen, ob unsere Siechheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe? Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen ist, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn; aber wo weis ichs? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf siech gewesen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm sein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Elendes. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehret habe, oder noch vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsere Schuld eine

eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf
er ſeine eigene Thorheiten. Auch dieſe kö
tragen haben.

Wäre es nicht ſtets unmöglich, hinte
zu kommen: ſo macht doch unſere Eigenli
ſend Blendwerke vor, durch welche er n
Keiner will gern die ganze Urſache ſeines
ſehr billig, ſo will er nur einen Theil der
Andern fällt dieſes ſchon ſchwer. Und ſo
lich ſeyn wollen, eben ſo gern wollen wi
den, unſchuldig leiden. Dieſes Verlangen
reich, durch allerhand Ausflüchte die Schul
und zugleich macht es uns blind, die Ur
nicht gern ſehen wollen. Kurz, wir bleibe
Prüfung entweder noch ungewiß, und di
nug. Oder wir verſehen uns, und halte
für ſolche, die wir uns verurſachet haben;
Noth unſere Traurigkeit. Oder wir klage
an, wo wir uns beſchuldigen ſollten, u
Klagen unſern Unmuth. Oder wir richt
chen Schickung auf, und fühlen doch,
ſind, nie eine wahre Beruhigung. So
iſt, um deſto mehr müſſen wir ſorgfälti
luſts unſrer Geſundheit unterſuchen. So
doch nichts daraus, als daß wir deſto
Prüfung verfahren müſſen. So wenig
zu einer völligen Gewißheit kommen werd
wir doch, wenn wir wiſſen, daß wir
haben, ſie zu erlangen. In dieſem Falle
ein Glück für uns werden. Vielleicht ſin
ſache unſers ungeſunden Lebens. Sähen
ſo würden wir aus natürlicher Gemüth

nicht getröstet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil Viele den Anblick derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden. Ob nun gleich die meisten siechen Menschen nicht mit vollkommener Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken werden: so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Ausspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebet, und seiner Natur schon in ihrer Blüthe alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Krampf in den Gefäßen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergeht! Damon hat nicht Ursache länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siechste Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigner Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selber verwüstet hätte? Gesetzt, er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachse der Jahre eben so siech geworden: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern,

einer [illegible]scheinlichkeit Gehör zu geben.
in den Augen Gottes seyn möchte, daß se
ihn sich gemacht: so wird er doch in
werden können, wenn er nicht glaubt,
schweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlec
Hauptlinien theilen. In der einen stehe
wiß, oder doch wahrscheinlich wissen, t
leiden sind oder nicht. In der andern
gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthun
Arten trennen sich im Anfange auf dem
und beide kommen doch endlich wieder z
durch diese Erinnerungen uns die Ba
Trostgründe geöffnet zu haben. Man
die sich sind, aus einem gewissen Gesich
gen, daß es nur Einen Trostgrund für
redt sehr wahr. Man kann aber auch s
tungen der Trostgründe, ja, daß es so vi
als Personen sind; und man redet nicht

Allein was heißt trösten? Was ist
Vielen wird diese Frage unnöthig schein
man gewisse Wörter sehr wohl verstehe,
Munde hat. Und es sind doch oft in ih
gewisser, als diejenigen, deren sich Alle
würden die Beschreibungen aussehen, w
sagen ließe, was trösten hieße? was T
viel ist gewiß, keiner von denen, welch
will eigentlich die Schmerzen des Leibes
Geistes, die aus jenen entstehen. Will
hieße, die Schmerzen der Seele vertreibe
dem Leiden des Leibes bey einem siechen
so fragt sichs nur, wie man diese verr

wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft? Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heißen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so ließe sichs leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden? Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der Andere, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seele lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Guten nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht,

t. Dieſer Verluſt kränkt ſeine Begierde, glücklich
erurſacht ihm unangenehme Empfindungen, die
Vorſtellungen, ſondern aus einem wirklichen Ver
t. Wie kann nun die Betrachtung von der Eit
den Mangel des Vergnügens und der Bequeml
worinnen Philemon ſein Glück ſucht? Man n
ſen Hoffnung, daß er die verlornen tauſend Tha
aber, daß er wenigſtens eben ſo viel bald wieder
, ſo wird er ſich leicht zufrieden geben. Und woh
hat Empfindungen mit Empfindungen beſtritten.
g, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im
ung in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm
elle ſo lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnu
nußte. Auf dieſe Art beſtritt ein wirkliches Verg
ches Mißvergnügen. Der Kranke, dem die Natur
r Geſundheit nicht gegönnet hat, weis heute die
ines Geiſtes nicht länger zu unterdrücken. Sei
hn mit dem Troſtgrunde der unumgänglichen No
ufrichten. Sie, ſpricht er, helfen ſich nichts d

ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird, so wird er die größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel zu Hülfe: so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung, glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig, und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles ver-

ächtlich und zuwider iſt, was aus de
dieſen Satz für unrichtig, und mich fü
halten. Andere, welche die Religion
zugleich die Vernunft nicht ſowohl
ſondern weil ſie unſerm Stolze zu
vorwerfen, daß ich die Religion auf
Andere, welche die Religion aus gut
ſeinen Ehrfurcht, die oft mehr von
Überzeugung herkömmt, gern bey i
mir ſagen, daß ſie die Kraft derſelb
leugneten, aber, daß ſie ſo unglücklich

Ich will dieſen dreyen ſo gut ant
würfe verdienen. Derjenige, der die
Mangel der Einſicht oder aus Begier
für nichts göttliches hält, kann unmög
frieden ſeyn, daß ihre Wahrheiten a
ſtechen Menſchen aufzurichten. Er la
und heißt uns blödſinnig, wenn er
Wahrheit der Religion geführet wird
nicht, daß ich ſolche ſtarke Geiſter üb
ſie nur, mir zu ſagen, was in der A
zu tröſten, unvernünftiges enthalten i

Mentor mag ſein Elend erzählen,
ſätzen der Religion tröſten. Sie ſoll
wider welch Geſetz der Vernunft er ve

Ich bin, fängt Mentor an, ſeit ze
beſten Geſchöpfe, wenn ich auf meinen
genwärtige Welt ſehe. Mein Leben
ſtändiger Schmerz zu ſeyn, der nur
nige Vergnügen unterbrochen wird, da
fühlen ſoll. Dieſe Stunde bin ich geſ
nung zu meiner Geneſung. Kaum h

Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens? Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genusse derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der Andre vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedanken vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht genießen, oder ich genieße sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines

nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für
gel meiner Geſundheit macht ſie für mich unbra
s man mir dieſe nicht wiedergeben kann: ſo ſehe
ige als ein Gut an, das mich von meinem U
mehr überzeugen ſoll. Und was habe ich denn
Jahren für Hoffnung zur Geneſung übrig? W
erſtorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt
Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine
meinen letzten Troſt, das Denken und Nachſi
nicht der unglücklichſte Menſch? Man biete mi
an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das
nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht alle
gen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größt
und ſehe keine Hülfe. Womit ſoll ich mich aufri
daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres U
che Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir v
und der ganzen Welt ihr Schickſal etwas un
wendiges iſt? Wird mein Elend leichter, weil
ſt? Warum müßte denn ich unglücklich ſeyn,

eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch größ
Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Gedu
und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie
lange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer m
streitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und w
hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlang
kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein Anderer hören. D
Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als a
dere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröste d
damit, daß du größer, als Andere, bist. Welche Ehre, die
mein Herz gar nicht wünschet! Soll ich deswegen mein Leid
hochachten, weil es Andere nicht würden ertragen können? S
frage nach der Quelle meines Unglücks, und man zeigt mir
unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürcht
liche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweiflung
stürzen! Ich suche Linderung, und man weist mir Person
die noch elender, als ich, sind. Welch ein grausamer Tro
Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre; und man ze
mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennet mir
Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich suche es, und ka
seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin
nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorhanden wä
Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jen
Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich versch
sen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein w
ser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm geh
wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die G
sundheit ist ein Gut außer dir. Die wahren Güter bestehen
deiner Seele. Diese können dir durch ein siechs Leben von t
send Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl ist die
Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß di
alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Be

nicht aufheben. Iſt es denn für mein
mein Körper geſund iſt? Wünſcht unl
Und wie kann ich ein Verlangen ausr
tur gehört? Aber du würdeſt die V
ſtes nicht ſo hoch bringen, wenn du
wäreſt. Du würdeſt nicht die edle St
Hoheit der Seele erlangen, wenn nich
in dir erwecken hülfen. Nehmet dieſe
jene Hoheit des Geiſtes nicht. Will r
geſund machen, daß man ihn lehren
dafür ausfinden könnte? Ich will ge
mir meine Feindinn. Deine Einbildu
dein Unglück. Sie ſtellt dir dein Uebe
gen iſt, und quält dich mit der Furch
glück größer vor, als es iſt, und bri
Gelaſſenheit. Was nützt mir dieſer
meines Uebels ſoll in meiner Einbildun
dieſes glauben, da ich das Uebel wirk
mirs vorſtelle? Und gut, ich will es
bildung die Schmerzen vergrößert.
aber ich kann es nicht. Sie wächſt m
eine Frucht meiner Krankheit. Bin ic
meinen Feind kenne, ohne das Vermö
zu erwehren?

Mentor hat uns ſein Elend beſchri
wir können es nicht leugnen, daß es
ten giebt. Er hat Recht, ſich zu bekla
Menſch, und doch zugleich ruhig ſeyn
liebſte Gut entbehrt, und dafür das
Gefährten hat? Er ſucht Troſt bey d
ſen, und findet immer Einwendungen
braucht ihre Troſtgründe lange Zeit, u

Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er ſtellt ſich verſchiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewiſſe Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieſes Geſchäffte einige Zeit, und führet ſich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den böſen guten Beyſtand leiſten ſoll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und ſchmeckt endlich eine gewiſſe Beruhigung, die, wie er ſagt, ihm ſein Leiden verſüßen hülfe. Er geſteht, daß er ſie nicht immer gleich ſtark fühle, aber daß ſie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er ſie durch Vorſtellungen wieder erwecken könne, wenn ſie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelaſſenheit als ſonſt, und ſagt, daß er dieſes der Religion zu danken habe. Was habe ich für Urſache, ein Mißtrauen in ſeine Aufrichtigkeit zu ſetzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er ſich tröſtete? Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in ſeinem Verſtande ausſähe, wenn er ſich durch die Religion aufrichtete. Ich ſollte nicht glauben, daß er ſich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zuſammenhange vorhielte, wie er mir ſie ſagte. Nein, er dürfe ſich oft nur eines Stücks von ſeinem Lehrgebäude erinnern: ſo fühle er ſchon die Kraft des ganzen Beweiſes.

Ich habe, fährt er fort, etwa ſo angefangen zu urtheilen: Gott, du biſt das gütigſte, das liebreichſte Weſen, das ſich nur denken läßt. Die Vernunft und Offenbarung ſagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geſchöpfe nichts gedienet ſeyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth ſelbſt biſt. Dich hält nichts auf, die Schlüſſe deiner Liebe zu vollziehen. Du biſt der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und

mein Leben iſt ſeit vielen Jahren eine
Elend. Du ſiehſt mein Leiden und hilf
ſuche mein Herz und finde den Vorwurf
durch Laſter zugezogen hätte. Daß ic
Herr, das weißt du. Ich ſchließe, da
daß ich ſo viel dulde. Ich bin zu blöd
ſichten in ihrem Umfange einzuſehen. A
daß du nichts wollen und zulaſſen kan
meiner vernünftigen Geſchöpfe befördert.
entweder zu meiner, oder zur Wohlfa
beides befördern ſollen. Du haſt meinen
haften Leibe verbunden, und haſt mir d
gen eingeprägt, von Schmerzen frey zu
gegenwärtige Welt ſähe, ſo ſtreitet das
fahrt. Wie kann ich ohne Geſundheit
iſt dieſes Leben, iſt dieſer mein Körper,
zige, wozu ich geſchaffen bin? Mein u
ewigen Glückſeligkeit fähig. Ich lebe hi
horſam gegen dich eines ewigen und unv
haftig zu machen. Auf dieſes Glück n
deine Abſichten erreichen will. Du kan
zen, nicht als Schmerzen, ſondern al
wahren Wohlfahrt, auflegen. Dieß we
ſen alſo, wenn ich mich allein, ohne m
ſehe, zu meinem ewigen Heile dienen.
heit, durch Glauben, durch Tugend u
glücklich. Würde mir nicht vielleicht d
Geſundheit hinderlich an der Tugend ge
nicht vielleicht in ganz andern Umſtänden
ter Körper mich nicht daran verhindert
vielleicht nach meiner natürlichen Beſch
empfindlich gegen die äußerlichen Dinge

rechten Erkenntniß der Wahrheit gelanget seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äußerlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du kannteſt den Bau meines Körpers, und die Beſchaffenheit meiner Seele. Du ſaheſt, daß die Geſundheit, die andern ein nützliches Gut iſt, mich an der Tugend hindern würde. Du beſchloſſeſt daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt ſtritt. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beſchweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbeſondere die Beſchaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Beſitze der Geſundheit die Tugend leichter aus den Augen geſetzet hätte? Oder warum ließeſt du mich nicht den Andern werden, der hier geſund, und doch auch ewig glücklich iſt? Ich Wurm, ich will mit dir rechten? Biſt du nicht der Herr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Biſt du nicht weiſe und gerecht in allen deinen Wegen? Hätteſt du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geſchöpfe aufheben müſſen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit hätte ſiech werden ſollen? Genug, wenn du uns allemal in die äußerlichen Umſtände geſetzet haſt, die für das Glück unſerer Seele die beſten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort ſaget, befiehlt mir dieſes zu glauben. Wenn ich alſo ſicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: ſo iſt es keine Strafe, ſondern ein weiſes, obgleich bitteres Mit-

n mich vollkommen glücklich zu ma
n Güte verehren, die ſo groß iſt
lieben zu ſeyn, wenn du alles ſo m
eſt, warum ich geſchaffen bin, deſt
nen Geiſt unendlich glücklich mac
nget unſere meiſte Unzufriedenheit
und das künftige Leben in Gedar
l. Und wenn wir wiſſen wollen, n
n ſo ſehen wir nur auf das gegen
das immerwährende ewige Leben.
e Art die ungerechteſten Klagen wi
uns hier ſo nicht geht, wie es unſe
lt uns dieſe beiden Dinge trennen?
en, die tugendhaft ſind, die dich li
ben, deinen Willen zu thun, alle
an dieſes etwas anders heißen, als
erfahren laſſen, was nicht zu ihr
r, ich verehre deine weiſe Vorſehu
ter. Du züchtigeſt uns zu Nutze,
ngen. Deine Züchtigung dünket un
n Traurigkeit zu ſeyn, aber darn
icht der Gerechtigkeit denen, die d
ts, zwanzig, dreyßig Jahre ein f
n man dabey gewiß ſeyn kann, da
merz in dem Beſitze der reinſten
in Leiden iſt groß, aber wie gerin
r Herrlichkeit, die nach deiner Güt
ts weniger, als verdienet habe, die
ch durch den Erlöſer der Welt ſcher
, daß ich ewig glückſelig bin? I
mit einer lebendigen Ueberzeugung
angenehmſte Hoffnung. Ich ſchme

tigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißung. Ist der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn? Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkst, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich, zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte, so frage ich ihn, ob er es versucht hat? Spricht er nein; wie kann er es leugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weines in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe? Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: so entsteht die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Göttlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich so gar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun

frage ich ihn, wenn dieſer Irrthum
über unſer Herz hat, daß er uns beruh
thum nicht viel koſtbarer iſt, als ſeine
ſich mit der Religion aufgerichtet. De
man durch einen Irrthum, den man
genehm iſt, zu einer größern Beruhig
durch die ausgemachteſte Wahrheit, die
uns hat. Wäre alſo die Religion nicht
ſo ſehe ich doch nichts unvernünftiges
tröſten kann. Er ſchadet ſich durch die
ligion mag wahr oder nicht wahr ſeyn
Leben eine Ruhe des Herzens durch ſie
Er gewinnt mehr durch dieſen Irrthun
Wahrheit. Iſt Mentor nun wohl unv
müßte die Religion nicht ſchon einer
ſeyn, wenn ſie auch eine menſchliche Er
ſolche vortreffliche Dienſte thut? Höre
ſo habe ich mich hier doch beruhiget.
bin, ſo kann mir meine vergebliche Ho
Eben ſo wie einer, der in einem a
wenn er nie wieder erwachen ſollte, n
können, daß ſein Vergnügen ein Betru
lich der Spötter mir nicht darthun, d
mir die Religion verſpricht: (und wie
ich klüger, als er, daß ich mir eine M
die mir den größten Vortheil bringt,
und doch auch einen großen Nutzen ſch
wahr iſt. Will er leugnen, daß wir
zu ſo einer Ueberzeugung, zu ſo eine
zu ſo einer Freudigkeit gelangen, als
ich ihn, wie er mir eine Erfahrung a
pfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden laſſen, und doch glauben, daß die Troſtgründe der Vernunft ſchon geſchickt ſind, einen recht ſiechen Menſchen in ſeinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung ſind, und weis ſie ſolche mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erſte oder das andere, ſo macht man die Religion zu einer überflüſſigen Sache. Da ſie aber ihre Göttlichkeit zugeben: ſo können ſie dieſes nicht annehmen, und alſo müſſen ſie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für ſich die ſtarken Troſtgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigſten von denen, die der Vernunft ſo viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie ſetzen immer die Vernunft voraus, wie ſie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf iſt gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in dieſem oder in jenem Falle einzuſehen? ſo trennt man die Wahrheiten ſeiner chriſtlichen Vernunft auf eine unbehutſame Weiſe von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir ſchließen dieſe meiſtens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimniſſe ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir, ſo wohl ſeinem Umfange als ſeiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein ſo müſſen wir die Kräfte der Vernunft nicht unterſuchen. Wir müſſen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneca, und andere groſſe Vernunftweiſen, eben ſo hohe und eben ſo gewiſſe Troſtgründe darſtellen, als ein heiliger Paulus oder Johannis: ſo hat es mit der Stärke der Vernunft ſeine Richtigkeit. Aber wer kann dieſes behaupten, wenn man beider Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn ſie

von der Unſterblichkeit der Seele einer
viele Uneinigkeit trifft man in den Beſ
dem Tode an! Jeder macht es zu de
türlichen Gemüthsbeſchaffenheit am
größten Weiſen haben immer die Unſt
gewünſchet, als erwieſen. Und ſahe
ſolchen Troſtgründen in den Köpfen
nicht beſſer aus, was wird die Ver
richten, die ihren Verſtand wenig ob
wiſſen? Kann niemand leugnen, da
Güter verheißt, als die Vernunft; t
ſtärkern Ueberzeugung bringt, als da
er dieſes nicht leugnen: ſo iſt es erwi
einzigen und wahren Troſtgründe an
wie wir oben erinnert haben, die ſt
nung in uns erwecket, die wir als ei
der unangenehmen in unſern Leiden er
ſolche Art tröſten. Wenn ich den Se
mand von ſeinem Poſten ohne den
habers gehen, daß ſich niemand das
und wenn ich an einem andern Orte
ein Unglücklicher, wenn es gar nicht
den Troſt übrig hätte, ſich das ſchme
kürzen: ſo kann ich mir von ſeiner U
berzeugung, die er von ſeinen Wahr
Begriff machen. Iſt die Glückſeligke
lohnung der Tugendhaften; wie kan
ungehorſam iſt, der wider den Befehl
ſes giebt Seneca ſelbſt zu. Und hat
daß er tugendhaft iſt, wie kann er
Iſt die Glückſeligkeit keine Belohnung
der, der ſich das Leben nimmt, und

letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend? Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es leugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft, so gut er will: so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneca genossen. Sie wußten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anderes, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch und überflüssig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrießliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könnte. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für größer und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung kämen, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verſt
die ſie hoffen? Meynen ſie eine
eine beſtändige Freudigkeit, die
ihre trüben und heitern Stunden
und niemals durch die Ankunft ne
Wollen ſie dieſe von der Religion
ſo viel, als wenn ſie begehrten,
Geſchöpfen machen ſollte. Der
und für ſich die Schmerzen des
ben, wird uns allemal, ſo lange
ſeyn. Dieſe bleiben wir auch,
und wir werden alſo bey aller
immer noch Unluſt des Gemüths
Körpers ihren Urſprung und ihr
nur, daß dieſe Unruhe nicht ſo
die freudige Empfindung des Ge
der Schrift erwecket wird, und
gung von der göttlichen Liebe un
Kraft und Nahrung raubt. Wi
unſers Gemüths, wenn ſie einm
men wird. Wir behaupten nur,
gründe wieder beſiegen werden.
langen, geſund zu ſeyn, in uns
ein natürlicher Trieb, den die R
nur mäßigen will. Erlaubt uns
der Arzneykunſt für unſere Erha
auch die Begierde, geſund zu ſe
nicht auslöſchen wollen. Wir ſa
dem Leben, zu den Gütern der
gen werde, weil wir die Unſte
hoffen. Wir ſagen nicht, daß
und das Schrecken des Todes ga

der Annäherung deſſelben nicht mehr zittern werden. Dieſe
des Gemüths iſt unſtreitig nur ein Antheil ſehr weniger
ſchen, die mit einem hohen Maaße des Geiſtes ausgerüſte
Wer alſo eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie un
chene Freudigkeit des Geiſtes, eine beſtändige Stille unſer
türlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der G
heit und anderer zeitlichen Güter gehen, verſtehet, der
mehr von der Religion, als ſie ihm verſpricht.

Die Beruhigung in unſerm Leiden kömmt aus der E
lung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger
Wiſſenſchaft und Ueberzeugung wird, deſto mehr wächſt
ruhigung. Allein unſere Vorſtellungen des Geiſtes bleiben
immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollſtändig. Si
den durch tauſend Dinge in und außer uns geſchwächt.
kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkun
jenen iſt, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die ſich alſo beſchweren, daß ſie die Kraft des Religio
ſtes nicht genug fühlen, müſſen auf dieſe Anmerkung wo
haben. Ja, werden ſie einwenden, wir verlangen keine
dige Zufriedenheit unſers Herzens in unſerm Elende. Si
unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine leb
eine wahre Beruhigung? Und da wir dieſe nie merken,
hilft uns die Religion zu unſerm Troſte? Wir antworter
Maaß unſerer Beruhigung richtet ſich nach unſerem Er
niſſe. Iſt es ein Wunder, daß, wo dieſes ſchwach und u
chend iſt, auch jene ſchwach und unzureichend bleibt? Wi
ben ein geringes, ein ſeichtes Erkenntniß der Religion.
verſtehen die wenigen Wahrheiten, die ſie aus derſelben
auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben,
rer mittelmäßigen Einſicht in die göttlichen Wahrheiten,
Zuſatz von Irrthümern und falſchen Meynungen liegen,
ner ihre Kraft hemmt oder ganz erſtickt. Man darf nich

wenden, daß gleichwohl der Geiſt Gottes
lebe, und daß wir, bey unſerer unvollkomm
der Religion, dennoch zu einer lebendigen U
ſtandes kommen müßten. Es iſt wahr, ei
nes Erkenntniß kann von Gott mit einer
gung verknüpft werden. Aber es muß doch
nes Erkenntniß ſeyn. Wie kann Gott unſe
ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, v
einer vollkommenen Ueberzeugung beleben,
ſich unrichtig ſind? Müßte er nicht auf
thümer ſtärken? Die Wahrheiten der R
müſſen eben ſo wohl mit dem Verſtande ge
Lehren menſchlicher Künſte und Wiſſenſchaft
die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein.
nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft
ihm erworben haben, und er gehet mit un
gen Geſchöpfen um, die noch den Gebrauch
den behalten. Er ſchließt unſere Mühe, u
Erkenntniſſe der Wahrheit nicht aus, ob er
Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung e
Schrift für die wahre Wiſſenſchaft der Re
wir den geringen Vorrath von göttlichen W
in der Jugend nur mit dem Gedächtniſſe ge
Jahren nie erweitert, noch mit dem Verſt
für das Erkenntniß der Religion halten;
Wörter und Namen der Religion wiſſen,
griffe, die mit denſelben verbunden ſind; r
der Schrift ſagen können, daß Gott barmh
gerecht ſey, daß Glaube und Liebe uns ſein
machen, und doch nicht ſagen können, was
Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube u
wir dieſes alles nur dunkel, nur unzulängl

Vorſtellungen verknüpft, oder in keinem Zuſammenhange wiſſen, wie wird unſere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird dieſe Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachſen und uns in unſern Leiden beruhigen können? Alles dieſes ſagt uns ſo viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Troſt aus der Religion ſchöpfen, nicht an den Gründen, ſondern meiſtens an uns liege. Unſere Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, unſer unordentliches Erkenntniß, unſere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, ſind die Urſachen, daß wir ihre Kräfte nicht ſchmecken. Man bemühe ſich alſo um ein richtiges und vollſtändiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man ſuche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorſtellungen irdiſcher Dinge, welche verhindern, daß ſich die Gedanken von geiſtlichen Dingen nie in unſerm Verſtande recht feſt ſetzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift ſorgfältig aus: ſo werden ihre Troſtgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unſer ſieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht ſowohl in unſerm Verſtande als in unſerm Herzen liegen, warum uns die Religion in ſiechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, wie Andere, beruhigt. Viele haben ſich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derſelben erworben; aber es iſt unfruchtbar geblieben, es iſt nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerſtanden, und ſich niemals, oder ſehr ſelten, nach dieſem Erkenntniſſe gerichtet haben. Hier müſſen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Urſachen eines ſiechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon ſich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der Andere aber ſich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt iſt, werden nicht einerley Beruhigung

von den Troſtgründen der Schrift zu gewar
dem ſein Gewiſſen Vorwürfe macht, wird nie
digkeit des Geiſtes gelangen können, welche
Er wird zwar ruhig werden, er wird ſich di
Religion von ſeinem ewigen Glücke zueignen
mit dem Andern ſich durch den Troſt aufrichte
zur Wohlfahrt ſeines Geiſtes abziele, weil er
ſelbe nie zu einer Kenntniß ſein ſelbſt gelanget
wird er wohl den Gedanken aus ſeiner Seele
daß er ſich ſeine Schmerzen ſelbſt zugezogen h
immer mit einem geheimen Widerwillen gege
nommen bleiben? Und wird er alſo ſo ruh
als der Andere, der nichts von dieſer Unluſt
ſeine Schmerzen, als eine weiſe Schickung
als eine Strafe anſieht? Unſere böſen Begi
ſiechen Tagen noch in uns ernähren, ſtehen de
ſers Herzens oft ſo ſehr im Wege, als die Sc
Ein Menſch, der lange Jahre den Laſtern
durch die Zeit die ſchlimmſten Gewohnheiten
gebracht hat, wird zwar von ſeinem kranken
in der Ausübung nicht mehr laſterhaft zu ſeyn
ſind ſeine Begierden noch nicht aufgehoben.
Weine und ſtarkem Getränke zu überladen, l
jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon a
Menſch, der bey einem zwar richtigen Erkenn
doch ein unartiges Herz in ſeine ſiechen Tage h
nichts als unerlaubten und ſinnlichen Dingen
hat, wird ungeachtet ſeiner Wiſſenſchaft lange
er an den Gütern des künftigen Lebens einen
Der ſchlimmſte Peiniger ſolcher ſiechen Leute
Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehm
zehn Jahren noch nicht ſterben würden: ſo w

Schmerzen ſehr gelaſſen werden. Wie ſollen ſie aber dieſe Furcht beſiegen? Vielleicht dadurch, daß ſie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch ſollen ſie dieſe, die uns ſo natürlich iſt, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß ſie in dem künftigen Leben unendlich glücklich ſind? Und eben dieſe Gewißheit iſt dasjenige, was ſie noch nicht haben, was ſie ſchwer, was ſie nicht auf einmal, was ſie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können ſie alſo in ihrem ſiechen Zuſtande eine ſchleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern? So lange ſie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewiſſen nicht ausmachen; ſo lange ſie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen, und darinnen fortfahren: ſo lange werden ſie, ungeachtet ihres guten Unterrichts, den ſie ſich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihrem Leiden die wahre Gelaſſenheit des Geiſtes nicht erlangen. Wie glücklich ſind diejenigen, die den Unfällen dieſes Lebens eines gutes Gewiſſen entgegen ſetzen können! Allein wie geringe iſt nicht vielleicht die Anzahl ſolcher Menſchen! Und wird alſo die Anzahl der Standhaften und Getroſten unter den Siechen wohl groß ſeyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in ſeiner finſtern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptſtücke der Religion, wenn wir ihn, ſage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armſeligen Unterhalte gelaſſen, und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen großen Gelehrten bey ſeiner Gründlichkeit in der Religion, deſſen Schmerzen noch lange nicht ſo groß, als jenes ſeine ſind, verzagt und troſtlos unter ſeinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen ſtillen und unſchuldigen Wandel geführt; dieſer hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterſchiede des Erkenntniſſes in der Religion und eines guten Herzens und Gewiſſens, giebt es noch andere Urſa-

chen, die da machen, daß die T
einen das nicht ausrichten, was
meyne die besondere Gemüths-
schen, die Verschiedenheit der Kr
werden, und den Unterschied der
den hier bloß mit solchen Person
Plagen des Körpers für Strafen

Criton und Semnon, beide
tige Christen, tragen sich fast se
Art mit beschwerlichen Leibeszu
mittel gehoben werden können.
so ungleich sind sie einander i
Criton preiset den Herrn unter
wartet mit unerschrockenem Mut
des. Er braucht wenig Trost.
zu seyn, aber nur in so weit,
alles weise und heilig ordnet.
richtig fürchtet, zeigt weniger
weinet, wenn seine elenden Stu
zittert in seinen Nöthen. Er w
mehr aufleget, als ein barmherzi
daß eine unendliche Herrlichkeit
Natur empfindlicher und von
Er liebet das Leben, weil er di
sieht den Tod als seine Erlösun
erzittert vor den Vorboten desse
benden setzet sein ganzes Herz
dem Todbette seines Freundes n
hen. Semnon verliert Sprach
möglich seyn, da beide von Natu
die Religionsgründe in beiden
sollten? Hat Semnon deswegen

er Critons Standhaftigkeit nicht an ſich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winſelt? Er iſt bereit, ſein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieſes iſt die Kraft der Religion. Er zittert, indem er dieſe Bereitſchaft fühlt. Dieſes iſt ein Antheil ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen ſich beide in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere ſieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er ſich waget. Er fühlet einen beſchwerlichen Widerſtand. Allein er ſtreitet bey ſeinem blaſſen Geſichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde, ſeine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verſchiedenheit der Gemüthsarten noch die Verſchiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieſer oder jener empfindet: ſo muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewiſſe Leibesbeſchwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere. Ein elender Hypochondriſt, der bey einem bangen Gefühle in ſeinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit ſeines Geiſtes gelangen kann; der ſich wider ſeinen Willen mit traurigen Vorſtellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein Anderer kömmt, der nur an dieſem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unſere Lebensgeiſter wirken, gewaltſam leiden. Es giebt ferner in ſiechen Stunden ſo heftige Schmerzen, welche unſere Seele zu gar keiner deutlichen Vorſtellung kommen laſſen. Wer in dieſen Stunden, gegen einen andern ſiechen Menſchen gehalten, troſtlos ſcheint, kann deswegen noch ſehr ſtandhaft heißen. Eben ſo wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die

ordentlichen Zeichen deſſelben nicht mehr
ſich ſolche Fälle leicht ſelber erdenken.

Auch die äußerlichen Umſtände könn
Troſtgründe hier mehr, dort weniger Ru
daß die Schuld an ihrer innerlichen
allein mit den Schmerzen des Leibes, ſ
und Dürftigkeit zu ſtreiten hat; wer,
die Seinen dürftig und kummervoll ſieh
Freunden, wenig Wartung, wenig Beq
ſtärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen
mit einem Andern nicht verglichen werd
Dinge nicht ſind. Wer durch die Ban
lichkeit mit edlen Freunden, mit einer
mit wohlgerathnen Kindern verknüpft i
der Liebe zum Leben losmachen, und al
ſehr beruhiget werden können, als einer
gebunden iſt.

Indeſſen kommen doch alle ſieche P
daß ſie die Liebe zum Leben verringern
werden wollen. Sie ſehen alle auf ge
ſich, und ſie fürchten ihn ſo lange, a
Ihre Leibesſchmerzen werden durch dieſe
mehret, oft unterhalten. Und bey Viel
terkeit des Geiſtes eine Wirkung in den
vorbringen, welche alle Arzeneyen nich
dem Leben läßt ſich durch nichts anders
eines viel größern und dauerhaftern G
Leben, beſiegen. Die Vernunft kann
ſinnen, als dieſes iſt, das uns die Offer
man entſchließe ſich kurz, entweder nie
zu werden, oder ſich dieſes Mittels zu b
derer Weg, dieſe Hoffnung entweder z

man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weis nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann unserer Liebe, unserer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anweisung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieße, bloß um uns unempfindlich zu machen: so wäre sie etwas grausames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben; dieses ist eben so gewiß. Beides steht einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andere, das Verlangen zum Leben, gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehen wollen. Dieses ist die Absicht der Religion. Wie weise führt sie solche aus? Sie zeigt uns, daß dieses flüchtige Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsre Liebe zu diesem Leben, und also auch unsre Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnt uns für diese Einbuße mit dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert die Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner an-

genehmen Seite zeigt, und uns ihn, al
Beförderer, und nicht als einen Störer un
Der muß die Natur des menſchlichen Her
der Religion gar nicht kennen, wer ſich
Troſt in den Plagen des menſchlichen Lebe

Es iſt alles gut, werden viele von den
wir nur auch dieſe Hoffnung, dieſe lebend
künftigen Glückſeligkeit recht in unſer Herz
dieſe Hoffnung nicht eben das, was die
nennt, und iſt der Glaube nicht ein Geſche
ſes der ganze Einwurf: ſo iſt er bald ge
Gott belebt dieſe Hoffnung in unſerm Herz
Wunder, nicht durch eine unmittelbare Ei
unſern Willen. So viel iſt gewiß, je me
ſie zu bekommen, deſtomehr werden wir ſie
ger wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ſie
bringen, deſto weniger wird ſie uns Gott g
wir einen richtigen Begriff von der Güte G
nicht zweifeln, daß er bereit ſey, uns die
ſchenken, als er kann. Er kann aber nic
die natürlichen Kräfte des Verſtandes und
alles aus dem Wege zu räumen, was u
dieſer Hoffnung hindert, und alles das z
uns zu Theil werden kann. Was darf u
, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein
Haben wir nicht mit dem liebreichſten, mit
ſen zu thun, das von keinen menſchlichen
theilung dieſes Geſchenks aufgehalten wird,
keit darinne ſucht, ſeine Geſchöpfe glücklich
nur ihr Glück von ſeinen Händen nehmen w
Mühe koſtet, uns dieſes Geſchenk zu überli
alles, ſpricht Theokles, was ein Vernünf

darung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäfftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse: so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag, sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stufenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelanget ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht, ungeachtet aller meiner Bemühung, aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber bloß deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, je länger und stärker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie itzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit seinen Unterthanen übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verlust seines Lebens mißbrauchen würde? Aber, wo weis ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die

Religion gebeut: ſo iſt ſie keine Wirkung
bes, glücklich zu ſeyn, der uns auch ohn
zu äußerlichen guten Thaten antreiben kann
der Religion, und alſo ein Pfand deiner Ho
eher, doch gewiß mit der Annäherung des
gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich den
Leben das thun, was die Religion gebeut?
übung ſolcher heiligen Pflichten nicht ein heil
ter Geiſt, und ein geſunder und brauch
kann ich alſo durch meine Tugend meine
ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr h
Andern nützlich ſeyn, Andern dienen, da ich
mehr zur Laſt bin? Iſt deine verdorbene G
deiner Vergehungen: ſo iſt dieſer Einwurf
ſo viel, als wenn dir Gott nicht mehr
Folglich wird er auch keinen höhern Gebra
als dieſe Kräfte verlangen. Man wende
ſo kann man ſo tugendhaft ſeyn, als ein
iſt ſo ſiech, daß er nicht gewiſſe Stunden
ſeiner Plage wäre. Man gebrauche dieſe
und Anderer Beſten: ſo wird man die hei
ausüben können. Das ſind nicht allemal di
die groß in die Augen fallen, und die Mü
gekoſtet haben. Man kann großen Bedienu
falt vorſtehen; man kann den Freunden, de
publik große Dienſte, und doch in der Th
ſeiner Ehrbegierde, ſeiner Geldſucht und ſe
den dienen. Hingegen kann man in einem
ter wenig Menſchen, die nützlichſten Geſchä
die edelſte Tugend ausüben, ob man gleic
der Welt, unnütze und müßig zu ſeyn ſchein

mag auf ſich oder Andere ſehen: ſo wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er ſeinen Verſtand, will er ſeinen Willen verbeſſern: ſo wird er ſich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Leſen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, ſich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns ſo vielen unnöthigen Schweiß auspreſſen, ſo viel ſchlafloſe Nächte koſten, ſo viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn ſie eine befriedigt haben? Und wer kann ſein wahres Glück beſſer befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man ſeinen Geiſt nicht über die ſichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen geſund iſt? Kann man ſich keine hohen Bilder von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlöſers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in ſeinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unverſöhnlichkeit, kein mürriſches und unfreundliches Weſen zu beſtreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelaſſenheit? Kann er nicht noch keuſch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig ſeyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in ſich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in ſich verſtärken? Und wenn er alles dieſes kann, wird er wohl vergebens auch in Anſehung anderer Menſchen leben? Wird er ſie nicht ſchon durch ſein Beyſpiel unterrichten und verbeſſern? Würden Viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernſthaften Betrachtung kommen, wenn ſie nicht ſeine Geduld ſähen, und nicht bey ſeinem Elende an die Ankunft ihres eignen dächten? Kann ich, wenn ich ſiech bin, nicht Andern noch guten Rath geben, wie ſie ihre innerliche und äußerliche Wohlfahrt beſ-

ſigen ſollen? Kann ich mir die Auferziehun
verwandten nicht angelegen ſeyn laſſen? Un
publik keinen wichtigen Dienſt, wenn ich i
und Tugend zu einem nützlichen Mitglied
Muß man denn allemal ein öffentliches Amt
wenn man nützliche Thaten verrichten will?
ten giebt es in unſern Häuſern, die wir, al
rer, als Anverwandte, als Menſchenfreunde
wenn gleich unſre Geſundheit nicht die beſte i
mehr Eifer zu dieſen Pflichten fühlen können,
der durch die Vorboten des Todes oft erin
gutes nicht aufzuſchieben? Kann ich, wenn
be, nicht liebreiche Anſtalten machen, die N
halt der Andern zu erleichtern? Kann ich ni
nes habe, doch Andern mit meinem Anſehen,
bitten dienen, und mich in meinen begüterte
unbekannten Wohlthäter manches Elenden m
man ſich alſo beklagen, daß man bey dem
ſundheit nicht mehr im Stande wäre, etwa
oder Tugenden auszuüben? Man ſorge n
Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis
genblick nicht mangeln. Und ſelbſt durch un
freudigen Tod werden wir uns die Umſtehenden
und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren
an dieſes wichtige Geſchäffte zu denken. Wer
ſunden Tagen nachläſſig und unordentlich ge
Gelegenheit das Verſäumte auf andere Weiſ
Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er ſiech g
nicht verhindert, es ſo gut zu ſeyn, als ei
kann. Will man nun ſeine Hoffnung, ſeine
Gelaſſenheit ſtärken: ſo iſt keine beſſere Nahr
Ausübung der Tugend, die, wenn ſie mit r

füllet wird, etwas süßes in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache sich Rechnung auf diese Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollen.

Von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,*)

bey dem Antritte der Profeſſion.**)

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Ich würde höchſt undankbar, und eben ſo unfähig ſeyn, den rth einer Wohlthat zu empfinden, als ſie zu verdienen, wenn den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigſten ufts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der ſchön- und glücklichſten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen

*) Dieſe Rede iſt von Herr Magiſter Heyern, einem meiner Freunde, dem Ueberſetzer der Sauriniſchen Paſſionspredigten, aus dem Lateiniſchen überſetzt worden.

**) (1751. Deutſch zuerſt in der Sammlung vermiſchter Schriften, zweyter Theil, 1756. — „Da dieſe Sammlung kein Werk für Gelehrte iſt: ſo würde die Rede in der lateiniſchen Sprache am unrechten Orte geſtanden haben. Sie hat das lateiniſche Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daß dieſe Kleinigkeit jemanden im Leſen beunruhigen wird.“ Vorrede, VI.)

Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieſes Amts ſelbſt, oder den Ort, wo ich es führen ſoll: ſo finde ich überall Urſachen, mir Glück zu wünſchen, die Gnade des Königs zu preiſen, und den im Stillen anzubeten, der alle unſere Schickſale lenket. Allein eben dieſe königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen ſoll, erfüllen mein Herz mit einer gewiſſen Furchtſamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weis, als wenn ich ſie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wiſſenſchaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußtapfen ſo würdiger Vorgänger, Eure Fußtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieſer Akademie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theuerſte Commilitonen, haltet dieſes nicht für die Sprache einer ſtolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen ſtets zu wohl erkannt, als daß ich je nach dieſem Amte geſtrebt hätte. Ich habe es nicht geſucht, als bis man mir befohlen, es zu ſuchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, ſtets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienſte ſucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtſamkeit dieſes akademiſche Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich ſtolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienſte anzuſehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwieſen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinſte Theil übrig iſt, wird nicht zureichen, ſie zu verdienen; aber kein Theil ſoll davon verſtreichen, an dem ich ſie nicht mit allem Eifer zn verdienen ſtreben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieſer hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Verſprechens, und rufe die Vorſicht an, daß ſie meine Bemühungen ſegne, und mich das ſelige Glück erfahren

Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weis-
den Menschen befördert zu haben.
r die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so
r, daß ich diese Jünglinge, meine Freunde, und der
eiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaf-
em Grunde ermuntre, der mit der Würde des Men-
lau verbunden ist; daß ich ihnen den Einfluß zeige,
das Herz des Menschen, in die Sitten, und in das
en haben.
b leugnet, oder sollte doch leugnen, daß die schönen
en den Verstand schärfen, die Einbildungskraft bele-
as Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen be-
ne die man sich nie weder in den göttlichen noch in
lichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen noch
slichen Geschäfften, über das Mittelmäßige erheben
würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß
beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier
dige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen
Wissenschaften, deren Beyspiele stärker beweisen, als
: des Redners! Durch welche Wege sind sie bis zu
e empor gestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle
ste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen
Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel
ndlichkeit und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie
Schranken gewisser Compendien und Systeme ängst-
fen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer
: Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine
ntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller
rben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorg-
ten; daß sie sich mit den Meisterstücken so wohl der
Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schön-
en und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken

und Nachahmen ſich eigen machten? Es iſt wahr, der Name eines großen Gelehrten wird nicht durch Studiren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunſt und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewiſſe natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele erfordert, die den Menſchen zu allen großen Unternehmungen begeiſtern muß. Allein, was vermag das beſte Genie ohne Unterricht, ohne Kunſt, ohne Uebung? Was wird der größte Geiſt treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wiſſenſchaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe ſchöner und nützlicher Gedanken ausgerüſtet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeſchmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert iſt? Wird man wahr, genau, ſchön und mannichfaltig denken, wird man ſich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menſchen rühren können, wenn man ſich nicht einen guten Geſchmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und beſonders die Kenntniß des menſchlichen Herzens erworben hat? Dieſe Vortheile ſchenket uns die Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften. Aber wie? Sind ſie bloß von dieſer Seite liebenswürdig; bloß darum ſo ſchätzbar, daß ſie den Saamen einer reichen Erndte nur in unſern Verſtand, nicht aber in unſer Herz ausſtreuen? daß ſie uns nur richtig, ſchön und erhaben denken und ſchreiben, nicht aber gut, ſchön und edel empfinden und begehren lehren? daß ſie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Geſinnungen; nur mit ſchönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur ſchön, was recht, was tugendhaft iſt, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtſchaffenheit, für das Edle und Erhabene erfüllen? Wenn der Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften nur auf die Studirſtube und den Autor eingeſchränkt iſt; wenn er uns nicht in die Welt, in die Geſellſchaften, in die Geſchäffte des Lebens und unſrer Häuſer folget; wenn ſie unſern

..., ... nur das anpreist, was seinem Stolze un
keit schmeichelt. Aber wenn ich Euch, so weit e
hranken einer Rede, und die kostbare Geduld gel
: erlauben, wenn ich Euch beweise, daß eine g
:lernung der schönen Wissenschaften ein
nfluß in unser Herz, in unsre Sitten,
ine Leben hat: so versaget Eure Liebe und
en Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und
so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschm
e zarte, geschwinde und treue Empfindung alles
den Werken des Geistes, sowohl in einzelnen G
sdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue
tig, schön, edel, harmonisch; und auf der ander
dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch,
rerlich und mißhellig ist. Diese feine Empfindung,
m Falle von einem geheimen Vergnügen, und in
einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dies
nack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, d
t allein in unsern Schriften, sondern auch in un

haft, aber er giebt unſern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die ſie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch ſoll ich Euch dieſes beweiſen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der ſchönen Wiſſenſchaften hergenommen ſind; oder durch Zeugniſſe und Beyſpiele?

Stellet Euch einen Freund der ſchönen Wiſſenſchaften vor; einen Mann, der die Meiſterſtücke der Alten und Neuern lieſt, und mit Empfindung lieſt; der das, was in ihnen ſchön, edel und groß iſt, nicht nur bald entdeckt, ſondern dieß Schöne, dieß Edle und Große ſelbſt fühlet, und deſto ſtärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt ſieht, entzücken; der die großen Beyſpiele der Menſchenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geiſtes entdeckt, nicht nur bemerkt, ſondern tief, und deſto tiefer in ſein Herz eindrückt, weil er ſie in der liebenswürdigſten Geſtalt, in ihrem ſchönſten Lichte erblicket; ſtellet Euch einen Mann vor, der ſo die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudiret, ſo die geiſtvollen Werke der Alten und Neuern lieſt, und ſprechet, ob der Nutzen von ſeinem Studiren nur in ſeinem Verſtande bleiben, oder ob er nicht auch in ſein Herz, in ſeine Sitten, in ſein Leben übergehen werde? Wird derjenige, der den Werth der Freundſchaft, die Heiligkeit des gegebenen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwieſenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat ſo oft empfand; der ſo oft ſich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, ſo oft in einem erhabnen Beyſpiele zu großen Entſchließungen begeiſtert fühlte: wird der im gemeinen Leben ſo leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beſchwerlicher Ehemann, ein treuloſer Freund, ein unangenehmer Geſellſchafter, ein kalter und müßiger Zuſchauer bey dem Unglück Andrer ſeyn können? Wird ihm nicht ſein Herz, durch die ſchö-

: Wiſſenſchaften zur Empfindung des Schönen und Guten ge-
ɲnt, in ſeinen Handlungen, in ſeinen Geſprächen, kurz, in
n Verrichtungen ſeines Lebens, wird es ihn hier nicht eben ſo,
im Leſen oder Schreiben, durch eine geheime Stimme lehren,
ȝ bey einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Ver-
tniſſe ſchön, gut und wohlanſtändig, was zu viel und was
wenig ſey.

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Erlernung der ſchönen
nſte uns die Tugend ſelbſt einflöße, ſondern nur, daß ſie die
genden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu
ken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher
rtheil für das gemeine Leben! Um ihn deſto deutlicher einzu-
n, ſo ſtellet Euch den Freund der ſchönen Wiſſenſchaften, ſtel-
Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Leſen der
toren weis, wie viel eine Sache durch die Art, mit der ſie
ɜgt wird, gewinnt, wie man ſie vortheilhaft wenden, und
ı Andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälli-
Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beſtändigen
ıgange mit guten Schriften die Kunſt gelernt hat, alles, was
den Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, ſchmutzig, hart
) beſchwerlich iſt, zu vermeiden, oder zu verbergen, und über-
den Wohlſtand zu beobachten. Wird dieſer Mann, wenn er
: ſeinen Freunden, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Kindern,
: Gönnern, mit Clienten, mit Fremden ſpricht und handelt,
b er nicht dieſer Empfindung des Wohlſtandes, die ihn im-
ʒu gleich einem wachſamen Freunde erinnert, unvermerkt ge-
chen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tu-
ıb und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht ſelbſt dieſen Pflich-
einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend ſeyn,
ın er ſcherzet, mürriſch, wenn er tadelt, gebieteriſch, wenn er
ehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in
ıen Geſprächen bäuriſch und niederträchtig, in ſeinem Aeußer-

lichen beſchwerlich und ekelhaft ſeyn? Er, der, durch eine feine Empfindung gelehrt, ſo wohl weis, was in den Werken des Geiſtes edel, groß, natürlich, frey, was ſchön und nicht ſchön ſey?

Man glaube alſo nicht, daß die Erlernung der ſchönen Künſte nur in ſo weit gut ſey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derſelben werden, als man ſelbſt ein Redner, ein Dichter, ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Nein, ihr Geiſt wird uns als ein treuer Gefährte in alle Richtungen des Lebens, in die Geſchäffte des Hauſes, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero beſeelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beſeelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zuſammenverſchwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schickſal einzelner Perſonen und ganzer Länder entſcheidet. Eben der gute Geſchmack, der in ſeinen Reden herrſchet, wird auch da herrſchen, wenn er mit ſeinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe ſchreibt. Eben der Geiſt der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den Paul Aemil eine Armee vortheilhaft ſtellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Feſt für ganz Griechenland mit einer anſtändigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt, wenn er der Lobredner Trajans iſt, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob ſeiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von ſeiner Liebe ſchreibt. Eben der Geiſt der Menſchlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für ſeine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Ehriſten erzählt. Eben der gute Geſchmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geiſtes lieſt, wird ihn auch in ſeinen Handlungsgeſchäfften angenehm und beredt, und in ſeinen Erfindungen neu und ſinnreich machen.

Aber, höre ich einige ſagen, wenn die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und

Handlungen der Menſchen hat: woher
ihr ganzes Leben dieſen Künſten gewid
ſittete, Mürriſche, Zankſüchtige, Sto
viele Pedanten? Wie viele, denen m
Lehſamkeit nicht abſprechen kann, hat
lichſten Werke, die ſie geſchrieben, dur
herrſchen die guten Sitten entehret? M
Schriften auf ihren Charakter ſchließe
Vorwurf beſchämt die Liebhaber der ſch
es ſchadet meiner Sache nicht. Ich h
ihnen Zauberkraft zugeſchrieben, die ihre
von Willen geſittet machte, und ein jede
los verwandelte. Es iſt auch nicht ſchr
denken, warum viele von denen, die ſic
oft von dem Aeußerlichen und demjenig
führten Wohlſtand nennt, ſo verlaſſen
Künſte, verſchließen ſie ſich auf ihre E
den Umgang, auf den ſie ihre Kenntn
nen. Sie bleiben Fremdlinge auf den
iſt es zu verwundern, daß ſie ihre Roll
ſpielen, wenn ſie denſelben ſo ſelten b
wundern, daß ſie bey dem Geſchmacke,
Geſellſchaften nie genützt haben, Männe
ſcheinen, und aus Furcht, keine Pedan
danten werden? So gewiß es iſt, daß
Einſicht, ohne Geſchmack, uns nichts,
ſtandes lehret, und blendende Stutzer ol
ſo gewiß iſt es auch, daß der Geſchmack
wenn er nicht auf das gemeine Leben u
ſtandes durch den Umgang angewandt
Lebensart bildet. Eben ſo leicht iſt e
warum diejenigen, die ſich dieſen Kün

gebeſſerten Verſtande immer noch ein ungebeſſertes Herz behalten, und ſo leicht ſtolz und eitel werden. Sie ſtudiren, um viel zu wiſſen, um tadeln zu können, um Andre zu übertreffen; und ſie belohnen ſich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was ſie treiben, ſondern ſtets an ſich. Sie ſtudiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, ſondern um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen. Nicht die Wiſſenſchaften alſo, ſondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht Viele ſelbſt die Lehren der Religion, die ſie mit ihrem Verſtande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieſes zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menſchliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu beſſern? Wie unentbehrlich iſt das Licht unſern Augen, und wie gewiß iſt es dennoch, daß zuviel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn Viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köſtliches Geſchenke der Natur zu ſeyn? Wenn ich alſo behaupte, daß die ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in unſer Herz, und in unſere Sitten haben: ſo behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein laſterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; ſondern nur die Kraft, unſer Herz guten und edlen Empfindungen aufzuſchließen, und unſre Tugenden zu verſchönern, indem ſie unſre Einſicht verſchönern. Man ſtelle mir die geizigen Senecas entgegen, die ſo vortrefflich von der Verachtung der Reichthümer geſchrieben haben! Ich will es glauben, daß ſie geizig geweſen ſind: ich behaupte aber zugleich, daß ſie es ohne Wiſſenſchaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art geweſen ſeyn würden. Aber dein Cicero, der große Kenner und

Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist größer war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? Hat er nicht in seinem Briefe an den Luccejus ein ewiges Denkmal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja, ich gebe es zu. Aber man sey so groß wie Cicero, man habe so viel Rühmliches verrichtet, so viel Treffliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht Viele gebe, welche, ohne je die schönen Wissenschaften studirt zu haben, sehr gesittet, und oft gesitteter sind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer Viele. Aber man frage zugleich diese gesitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die sie gehabt, nach den Büchern, die sie gelesen: und man wird finden, daß ihre Aeltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der schönen Wissenschaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles gierig gelesen, alle Schätze der Weisheit stolz in sich aufgehäuft, alles, was mit der Miene der Gelehrsamkeit schmeichelt, mühsam untersucht, tausend verwickelte Fragen entschieden, tausend philosophische Spitzfindigkeiten erforscht hat; nicht der ist es allemal, der mit Rechte sich rühmen kann, die schönen Wissenschaften studiret, für sein Herz studiret zu haben. Ein Anderer, der nur etliche, nur die besten Bücher, fleißig, mit Aufmerksamkeit, mit Empfindung gelesen, so gelesen, daß er sich oft bis zum Schreiben begeistert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Lesens selbst gezogen hat; auch der hat aus den schönen Wissenschaften geschöpft, auch der hat aus ihnen sein Herz und seine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clarissa und ein Grandison dem aufmerksamen Leser mehr

gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moraliſcher Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der ſie nur lieſt, um ſie geleſen zu haben, um davon zu reden, und mit ſeiner Beleſenheit ſchimmern zu können. Es bleibt alſo gewiß: auch bey dem, der ſich nicht ganz den Wiſſenſchaften widmet, wird eine fleißige Bekanntſchaft mit den Werken der Beredſamkeit und Poeſie, inſonderheit derer, welche für das Herz geſchrieben ſind; mit den Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebenswürdigen Geſtalt, oder das Laſter von ſeiner abſcheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine ſolche Bekanntſchaft das Herz nicht nur empfindlich, ſondern auf ſich und ſeine eigenen Fehler aufmerkſam machen. Und ſo werden die guten und böſen Charaktere in dem Heldengedicht, in der Tragödie, in der Comödie, in dem Romane; ſo wird eine Fabel, eine Erdichtung beſſer als Cratippus und Crantor lehren, je weniger ſie die Miene des Lehrers verrathen; und einen deſto tiefern und dauerhaftern Eindruck zurücklaſſen, je mehr ſie im Leſen entzücken.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch; überall werdet ihr die ſchönen Künſte von einer feinen Lebensart und von geſellſchaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten ſproßten, wie die Roſen unter den Füßen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den ſchönen Wiſſenſchaften kam die Höflichkeit und Leutſeligkeit nach Rom; und nie erſchienen ſie einem Volke, wo ſie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem ſie die Einſichten des Volks verbeſſert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders ſeyn? Es iſt ein allgemeines Geſetz, eine ewige und unveränderliche Richtſchnur für unſern Geiſt, alles, was ihm unangenehm und beſchwerlich iſt, von ſich zu entfernen, und das zu ſuchen, was ihm angenehm und ſchön dünket. Eben

die Empfindung von der Ordnung, t
einstimmung, welche wir in den Werk
mäßigen und prächtigen Gebäuden, i
cher Schilderungen, in dem Lesen geist
wahrnehmen; eben diese Empfindung,
in unsre Seele eindrückt, und in ihr f
in die gesellschaftlichen und häuslichen
ret uns auch hier, ohne daß wir dara
Wohlstandes, der Ordnung, der Natu
und Gezwungene aus unsern Sitten eb
zu denken, verbannen, und wenigstens
Gefälligen, der Leutseligen, der Ordent
Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? Werde
meinen Beweis die Gewißheit der Sac
es das erstemal, daß man einer Wah
man sie zu deutlich machen wollte, da
den, als beweisen ließ? Das sicherste
linge, das sicherste Mittel, wie ihr
meines Satzes überzeugen könnet, ist,
mit allem Eifer den schönen Wissenschaf
ehret sie, liebet sie, ergebet Euch ihne
nicht allein gelehrte und berühmte Mär
Ihr itzt die wohlgeartetsten und liebensr
so auch durch Euer ganzes Leben r
Freunde, gütige und liebreiche Väter,
thige Gönner, angenehme und gefälli
freundliche Hausväter seyn, und dem g
Alter, in jedem Stande, in jeder Ges
genheit Ehre machen.

Ich weis, welche Genies, welche K
weis, meine Bitten, die Beyspiele so

Ihr hier verſammelt ſehet; der würdige Lohn, den die ſchönen Wiſſenſchaften unter ihre Verehrer austheilen, die edlen Vergnügungen, welche ſie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weis, Ihr ſeyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Iſt es wahr, daß ich ſo glücklich geweſen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den ſchönen Wiſſenſchaften, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, ich habe alſo Eure Freundſchaft ſelbſt ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich ſo glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieſer ehrwürdigen Männer zu genießen? Ich habe ſie der Liebe zu den ſchönen Künſten, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den ſchönen Wiſſenſchaften zu danken, die ſie ſchützen und belohnen. Treibet, treibet ſie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es iſt, was Cicero zu ihrem Lobe ſaget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; ſie verſchönern das Glück, und mildern das Unglück; ſie ſind ein angenehmer Zeitvertreib auf unſern Zimmern, ohne uns ein Hinderniß in unſern Geſchäfften zu ſeyn; ſie übernachten mit uns, reiſen mit uns, fliehen mit uns vom Geräuſche der Stadt zur Stille des Landlebens.*) Treibet ſie, und Ihr ſelbſt werdet die vortrefflichſten Beweiſe ſeyn, wie wahr der Gedanke des Poeten iſt:**)

Treu ſich den Künſten weihn,
Macht unſre Sitten mild, und lehrt uns menſchlich ſeyn.

*) Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. *Or. pro Archia c. 7.*

**) Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros. *Ovid. El. 9. L. II. de Ponto.*

Endlich komme ich zu der wichtig
heutige Tag auferlegt, und verehre
Danke die Gnade unſers Königs, di
trauet hat. Die Vorſicht erhalte ihn
Erben, und laſſe beyde die Belohnun
ſchenliebe und Gerechtigkeit, ſchon au
Leben, und in dem Flore ihrer Länd
Sie ſegne die Königin, und das ga
mache die Prinzen und Prinzeſſinnen
heit und Tugend, zu Wohlthätern viel
des menſchlichen Geſchlechts. Sie ſegn
und alle ſeine Räthe, und ihr Name m
der Rechtſchaffenen, der Weiſen und d
den werden. Sie erhalte die würdigen
und gebe, daß ich in ihre Fußtapfen t
demie, ſie ſey eine Quelle der größten
liebenswürdigſten Sitten; und ewig ſe
der Name Leipzigs, Sachſens Zierde,
wunderung.

Betrachtungen über die Religion.*)

Es giebt Viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weis nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die erstern durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äußerliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut, so kann man dreist antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, der mit dem verwegensten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen, welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedrückt hat, sind, so schwach sie auch durch das Verderben der Natur und durch unsre Schuld geworden, noch viel zu stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverschämter in unsern

*) (Zuerst in der Sammlung vermischter Schriften, zweyter Theil, 1756.)

Seelen machen will, oder auch zuweilen m
ertilget werden. Er kann ein gutes und u
nellen überraschen, und die Wahrheit durch ſ
uf einige Zeit in denſelben verfinſtern; aber
r auch der Verſchlagenſte wäre, durch alle
ühl des Gewiſſens, und den Saamen der
end nicht in uns ausrotten. Der in uns
enn der in ihnen iſt. Sollte der Herr de
n Verſtande oder Wiſſenſchaft ſind, keinen
erliche Empfindung gegeben haben, der ſi
er Ungläubigen in Sicherheit ſetzte? Man l
ber, oder wenn ich den Namen der Schrift
Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Rel
ſher Unterſchied unter Tugend und Laſter
ihrer das Heiligſte kühn verfahren, und die
Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lipp
igion behält doch ihren Glanz, die Tugen
Reizungen, wenn wir ſie nur recht kennen.
er im Himmel wohnt, lachet dieſer ſcharfſinn
Allein der Herr ſpottet ihrer. Nein, er hat
geſchaffen hat, gegen einen Unſinnigen, der il
end, die ihn mit dem Geiſte verherrlichen,
hrwürdigſten Spuren ſeiner Gottheit wahrn
nicht ſchon ein Blick, den wir auf die We
werfen, ſtark genug, die tiefſinnigſten Bewei
er dich uns entreißen will, zu widerlegen?
nicht ſeyn? Und ich kann nicht mich, nicht
nich ſind, betrachten, ohne eine ewige Urſach
Allmacht, der Ordnung, der Pracht und S
ie in mir und in dieſen Werken herrſchen?
nicht ſeyn? Und gleichwohl ſind ſo viel tauſe
u biſt? Ich bemühe mich, eine Welt ohne

ken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der wunderbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt, bin ich dein Geschöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir: solltest du denn mich und den Gebrauch meiner Kräfte der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Willkühr überlassen haben? Ich kann diese Kräfte so und anders anwenden: sollte es einerley seyn, wie ich sie anwende: Ob ich sie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Besten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen heiße, eine Stimme in mir, die mir sagt, dieses sey gut, und jenes böse. Von wem kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein, diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte; sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viel Stralen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott ist, und was ich bin. Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, so viel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zu nehmen, als es fähig ist, und eben dadurch als ein Geschöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue, Sterblicher, in diesen Spiegel der Gotheitt. Du siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein. Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herr-

lichkeit würdig werdeſt, die er für dich beſtim
das Verdienſt, durch die Gerechtigkeit und
göttlichen Erlöſers, ſeines eignen Sohnes, t
Du ſiehſt noch Wolken, die ſich vor die gö
dieſer Offenbarung ziehen. Aber laß dich dad
noch auf die Verwegenheit bringen, das voll
wollen. Womit willſt du es thun? Mit dei
ab, die unerforſchlichen und ewigen Rathſchlü
zu ergründen! Wer biſt du? Denke an de
ehrerbietig gegen den Plan ſeiner Erbarmung
unſers heiligen Glaubens ſind höher als un
ſollſt ſie nicht glauben, weil du ſie begreifen
wegen, weil du ihre Beweiſe begreifen kannſt,
ſagen, daß jene göttlich ſind. Erſtaune un
an einen göttlichen Erlöſer denkſt, der ein M
die Sünde ausgenommen, der die Schwacht
dürfniſſe der Natur eben ſo fühlte, wie wir,
von den Verſuchungen zum Böſen beunruhig
ein gemeiner Sterblicher umhergieng und w
nicht ſo viel hatte, wo er ſein Haupt hinleg
verachten und zu verfolgen, die Klugen und
und die Thoren, die Mächtigen und Gering
der endlich unter den Geiſſeln ſeiner boshaf
doch zugleich ſeiner Brüder, die Schmach
den man mit dem Hauche läſterte, den er ſe
der Läſtrer erhielt; den man mit der niedert
tung belegte; der ein Spiel der Barbaren, u
ner Strafe zu urtheilen, ein unglückſeliger M
ſo gar das Glück der größten Böſewichter nich
rige Glück, unter ſeinen Martern bedauert zu
am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott
mich verlaſſen? Erſtaune über alle dieſe Geg

an zu zweifeln, ob er von Gott gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortrefflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leiden ertragen; sieh auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern sich seiner Henker noch annimmt: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Siehst du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in seinem Leben, in seinem Tode, und nach dem Tode seine Lehre und unsern Glauben bekräftigte, und sage, siehst du nichts Göttliches? Er stirbt als ein Mensch, wenn du auf sein Kreuz blickest. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Ist der Heiland immer nichts mehr, als ein Mensch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in seinem Leben prophezeiht hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage sein neues Leben bewiesen, in einer Wolke vor den Augen seiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingstfeste den verheißnen Geist der Wunder zu seinen Aposteln herabsendet, und sie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüstet; wenn er einige Zeit darauf bey Damascus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, selbst wieder erscheint, und aus seinem eifrigsten Verfolger seinen muthigsten Bekenner macht? Ist die Erfüllung so vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die besondersten Umstände seines Lebens, so viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet wurden; sind seine eignen Prophezeihungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdauernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; sind die Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verachteter Menschen, denen von allen Enden widersprochen ward,

die Lehre von dem gekreuzigten Erlöſ
die Lehre, die den natürlichen Neigun
die ſie fordert, die den Vorurtheilen
eingeführten Götzendienſte, der Weish
der Natur ſo ſehr zuwider war; die
rebſamkeit und Gewalt, ohne Hoffnu
Hoheiten, Reichthümern, Wollüſten,
der Vorherverkündigung der Schmach
des, ſich dennoch ſo viele tauſend Bek
andre Beweiſe nicht begreiflich und ſi
gen, das Geheimniß einer Erlöſung
alsdann noch nicht verſtehen würdeſt,
ſtand der Seraphinen beſäßeſt? Find
dem Glauben, daß der Erlöſer ein
war: ſo verlache ihn; denn Gott
wollen, das der Vernunft, die er
widerſprechen ſollte. Findeſt du abe
nigung unbegreiflich iſt: ſo denke dar
und daß du nicht begreifen kannſt,
Körper wohnen kann, ob du gleich fü
Wie viel mehr wird dir die Ver
Menſchheit ein ewiges Geheimniß b
eine Sittenlehre, die mit der Vollkom
der Ruhe der Welt, mit deinen una
einer beſtändigen Zufriedenheit beſſer
Chriſti; findeſt du eine Lehre, die dir
im Elende mehr Troſt geben, die da
der Laſter, die Furcht des Todes, d
beſſer ſtillen kann; findeſt du ein M
thörichten Einbildungen, von dein
Stolz und unſeliger Eigenliebe, vo
beſſer befreyen, vor den Vorurtheil

Frechen ſicherer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewiſſerem Erfolge weiſe, tugendhaft, gelaſſen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: ſo verachte die Religion. Sie iſt gewiß nicht von Gott, wenn noch ein beſſeres Mittel vorhanden iſt, uns zur Glückſeligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein ſeliger Mittel findeſt, und doch dieſes verachteſt, das alle Kennzeichen eines göttlichen Urſprungs hat: ſo biſt du ſchon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen ſo wenig kennſt und in Acht nimmſt, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion erfordert, die Religion zu verachten: ſo verachte doch alle menſchliche Künſte und Wiſſenſchaften; denn kein Menſch faſſet und treibt ſie ohne Mühe. Du denkſt vielleicht, du würdeſt glücklicher ſeyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Iſt dieſes dein Ernſt? Möchteſt du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtſchläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverſchämten und Geizigen wohnen? Glaubteſt du in der Geſellſchaft ſolcher Menſchen zufrieden und glücklich zu ſeyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßteſt, daß nach dieſem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdeſt du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden ſeyn, daß du gelebt hätteſt, oder würdeſt du nicht im Tode der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirſt: ſo wirſt du ſehen, daß, wenn die Religion ein Mittel ſeyn ſollte, die Menſchen in dieſem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückſelig zu machen, daß ſie uns, ſage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottſeligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch ſiehſt du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und ſie wohl nicht kennen?

Eine Sache verachten und ſie nicht kennen, iſt lächerlich. Aber eine Sache hochſchätzen und ſie nicht kennen, iſt dieſes we-

niger unvernünftig? Es giebt Leute
ſerliche Ehre erzeigen, die ſie mit
ehren und vertheidigen, die man kal
ker dahin bringen würde, zu behaup
wäre, und die ſie dennoch in ihre
Wandel mitten unter ihrem Eifer ſch
dieſe Leute die Religion kennen, ſo
zugleich ſehend und blind zu ſeyn.
ſteht darinne, daß ſie unſre falſchen
gungen unſers Herzens beſſern, in
und unſre Handlungen den Geſetzen
unterwerfen, uns mit uns ſelber ei
daher zufrieden machen ſoll. Wer d
nicht ſieht, der kennet ſie ganz gen
gion gekannt ſeyn will; er habe aud
bote in dem Gedächtniſſe. Allein,
nicht, wenn wir auf ihr Verhalten
für nichts als einen Troſt anſehen
weilen erinnern ſoll, und den man
nicht ſoll rauben laſſen; und ſonſt fü
dieß die Religion kennen, ſo iſt nic
faſſen, als ſie, und nichts lächerliche
ſich um ſie giebt. Denn den Gedan
den Erlöſer, ungeachtet, daß ich ei
doch ſelig machen wird, dieſen Geda
ſtet wenig Schwierigkeit, und alle
Seligkeit gewiß verſprechen, wenn
betrügliche Ueberredung, dazu nöth
wenig die Welt und das Herz de
man wiſſen will, wie viel dieſe
Religion dem Wachsthume der
Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die Religion? Man kann tausend, und vielleicht so viel besondre Hindernisse finden, als Menschen sind. Eine von den ersten Ursachen ist unstreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachsenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wissenschaft der Seligkeit hat das mit allen menschlichen Künsten und Wissenschaften gemein, daß sie zuerst mit dem Verstande gefaßt werden muß, ehe sie durch die Anwendung unser wahres Eigenthum wird. Wer hat aber jemals die leichteste Wissenschaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in seinen Verstand gebracht? Oder wer vergißt sie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus sie besteht, nicht immer seinem Geiste von neuem vorhält, und die Lücken, die in derselben durch die Zerstreuungen des Lebens entstanden sind, wieder ausfüllt? Warum will man dieses Recht nicht ebenfalls der Religion wiederfahren lassen? Verdient sie es nicht, oder hat uns Gott versprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einsprache einzuflößen, und uns ohne unsere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Ist es genug, sie sich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu lassen? Ist es denn bey aller Unterweisung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir fast nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtnisses und einer rohen Einbildungskraft haben, ist es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einsehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unsern Seelen verloren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und

Tugend? Man habe einen noch so r
niß und Weisheit; unser Geist, so lan
bunden ist, bleibt stets ein Geist, de
der Einbildung, durch die Gewalt se
ligkeiten der Lüste, durch das Geräu
und Schande, durch Reichthum und
Müßiggang, durch Vergnügen und E
uns angeht, mit einem Worte, durch
zeugung von unsichtbaren Dingen un
Tugend gestört werden kann. Dieß l
Beyspiel der größten Männer unter l
eigne Erfahrung sagt es uns alle Z
denn dieser Erfahrung nicht gemäß h
in dem Erkenntnisse der Religion übe
in den Geschäfften dieses Lebens etw
einfältig und begreiflich ist diese Wa
leicht verlustig werden kann, und das
unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig
Werth sich verringert, so bald ich m
zu vermehren, muß vermehret werd
handeln, und durch den Besitz dess
Der Blödeste unter den ordentlichen
diesen Regeln in dem gemeinen Leben.
diese unwandelbaren Gesetze der Vernu
Christen gelten lassen? Will die Re
schäffte der Sterblichen, nur träge
haben, da doch die niedrigste Beschäf
und Aufmerksamkeit erfordert? Ein
seine Bemühungen lieber, als derjenig
lohnt. Warum wenden denn die Kl
die Religion und Gottseligkeit, welche
und des zukünftigen Lebens hat, der

ein ſolcher Gewinn iſt, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, feſt hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand dieſe Krone, dieſe ſelige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der ſchlimmſten Vorurtheile wider die Religion iſt der fürchterliche Gedanke, daß ſie eine traurige Lehre ſey, die uns das Vergnügen dieſes Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müſſe ſein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu ſeyn, und aufhören ein Menſch zu ſeyn, um ein Chriſt zu werden. Aber wer kann ſich Gott ſo grauſam denken? Iſt er denn ein Peiniger der Menſchen? Oder will er, daß ſie ſo zufrieden ſeyn ſollen, als es möglich iſt? Der Gott, der mich in eine Welt geſetzt hat, die mit ſo vielen Schönheiten prangt, und mich ſo gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerührt werden, der ſollte haben wollen, daß ich in dieſer Welt allen angenehmen Empfindungen abſagen, und mich in ein fühlloſes Bild verwandeln ſollte? Wer kann dergleichen Widerſprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion ſo viel Vergnügungen? Ich läugne dieſes nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, ſo mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Geſellſchaft und unſerm ewigen Glücke nicht beſtehen können. Man ſehe ſich nur ſtets als ein Geſchöpf an, das mit einem unſterblichen Geiſte begabt iſt, das auf dieſer Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdann unterſuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wolluſt, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verleumdung, der Stolz, der Geiz; alle dieſe Leidenſchaften ſind uns verboten; und ich gebe es zu, daß alle dieſe Laſter mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft ſind. Allein der muß ſehr blöde ſeyn, oder durch ſeine Lüſte geblendet werden, der nicht ſieht,

daß die Unluſt, die mit dieſen Laſt
iſt, unendlich größer ſey, als jenes
gewähren. Entzieht uns nun woh
gungen des Lebens, wenn ſie dieſe u
gierden dämpft, die eben dadurch wo
Sie verbietet uns die Unkeuſchheit,
tige Liebe an. Iſt dieß eine rauhe
den Geiz, und heißt uns nur ſo w
Lebens ſtreben, als ſie uns das kurz
machen. Iſt dieß eine traurige Reli
wir unſre Ehre bloß in den Meyn
eben ſo wohl Thoren und Blöde ſin
bietet uns, nach dem Zeugniſſe eines
dem Beyfalle der hohen und ſelige
tauſend zu ſtreben, die vor dem Th
heit und Gerechtigkeit ſtehen; nach d
der die Vollkommenheit iſt, und die L
mit einem Worte, nach der Ehre
unſern Ruhm in der Beobachtung u
ſichten und Neigungen, in nützlichen
gänglichen und nichtswürdigen Ding
eine ſolche Religion der Grauſamkeit
uns doch die Augen, daß wir die W
kennen, und durch die Tugend und
die du uns darum befohlen haſt, w
und weil du ohne ſie ſelbſt nicht Go

Alles genau gegen einander abgen
lichkeiten, die uns die Religion entzi
chen Freuden, mit denen ſie uns erf
lein den Verſtand durch ihre Schönh
ſich empfinden, und eben deswegen iſ
ſchen an ſich zu ziehen, weil alle M

Frieden, den sie dem Herzen giebt, schmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster mit sich führt. Es sey ein großes Opfer, seinen liebsten Neigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend dieses Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyrannischen Gebieter gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen? Wird denn also ein Herz, das sich durch die Religion heiliget, in einem so traurigen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung bereden will? Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle die Annehmlichkeiten dieses Lebens erst darum recht schmecken, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versichert ist? Sollte denn die Ungebundenheit, nach seinen Lüsten zu handeln, ein so großes Vergnügen seyn, wenn wir bey derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines Gottes ausgesetzt sind, der kein Gott wäre, wenn er nicht so unendlich gerecht wäre, als er gütig ist; eines Gottes, der uns versichert hat, daß es ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich zu machen, der ihm widerstrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken ansehen kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entzieht uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyranninn halten? Nachdem sie uns das Leben süße gemacht hat, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen, angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunden gewärtig seyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes versüßen, und den Himmel ersiegen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträg-

lich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollten sie ein trauriges Geschäffte heißen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen, und deswegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Von den Fehlern der Studirenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien.

Eine Rede,

bey dem Beschlusse der öffentlichen Vorlesungen gehalten.*)

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beschlusse meiner Vorlesungen vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu ist, und die wegen ihres Innhaltes geschickter zu seyn scheint, mir Ihre Aufmerksamkeit, die ich doch wünsche, und Ihre Gewogenheit, die ich so lange zu verdienen gesucht habe, vielmehr zu entziehen, als zu erwerben. Ich will Sie von einigen der vornehmsten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien, zu begehen pflegt. Verrathe ich dadurch nicht ei-

*) (Zuerst gedruckt in der Sammlung vermischter Schriften, zweyter Theil, 1756.)

nen Verdacht wider Sie, und erwecke ich
nen einen wider mich? Warum wähle i
Bringt mich vielleicht mehr die Begierde z
langen zu beſſern, auf dieſe Wahl? Iſt
rers, der mir dieſen Innhalt eingegeben
Lehrers, der Fehler findet, weil er ſie ſind
riſch vergrößert, um ſie ſchön zu beſeufz
Herren, daß Sie zu gut von mir urthe
dieſen Verdacht erlauben ſollten. Ich beſ
nicht, von welchen ich reden will; und we
ſelben an ſich fänden: ſo werde ich eben
davon befreyen will, mehr wahre Hochach
als wenn ich Sie durch Lobſprüche über a
hinwegſetzte. Und wie könnte Perſonen
der Innhalt meiner Rede zur Laſt ſeyn?
Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einſicht,
Beredſamkeit genug habe, meine Rede
Ihrer Aufmerkſamkeit werth zu machen;
Nur kleine Geiſter, die zu träge und oh
verdienen, werden erbittert, wenn man ſi
müther, wie die Ihrigen, verlangen, daß
zeige, um ſich vor denſelben zu hüten, o
gen. Ich kann alſo ohne Furcht reden,
richtigkeit rede, welche ein Lehrer ſeinen
iſt, und mir der Liebe zur Wahrheit, ohn
ner ein Schwätzer wird, und, indem er
und nicht für ſeine Sache ſpricht, die E
Ruhme des Witzes aufopfert.

Es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, al
men, oder zu ſammeln, die man bey de
mien zu begehen pflegt. Ein jeder kann
ihm eigen iſt, nach den beſondern Umſtä

findet, nach dem Stande, in welchem er gebohren iſt, auch eigne und beſondre Fehler an ſich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufſuchen und bis auf ihre Quelle zurückgehen. Man fehlt bald in der Abſicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art, mit der man ſtudiren ſoll, bald in beyden zugleich.

Die beſten Abſichten, das Verlangen, unſern Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, unſer Herz edelgeſinnt und rechtſchaffen zu machen, und zum Dienſte des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieſes Verlangen ſollte uns unſtreitig bey unſerm Studiren beleben. Die Vorſtellung, daß es unſre Pflicht iſt, die Kräfte unſers Geiſtes zur Ehre ſeines Urhebers zu verwenden, ſollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, verſüßen, welche die Arbeiten des Verſtandes koſten. Der Gedanke, du baueſt dein eigen Glück, du ſchaffeſt deine eigne Zufriedenheit, du beförderſt die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du ſtudireſt, ſollte uns am Morgen beſeelen, wenn wir in das Feld der Künſte und Wiſſenſchaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demſelben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unſern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannſt in dieſer Beſchäfftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meiſten Nutzen ſtiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigſten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künſten und Wiſſenſchaften, ſollte uns in unſerm Fleiße ſtärken, ſollte uns die tauſendfachen Hinderniſſe überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrſamkeit aufſtoßen, ſollte uns beruhigen, wenn wir das nicht ſo bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, ſollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu beſiegen, ſollte uns ſorgfältig machen, die Zeit ſparſam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des ſchlimmen Beyſpiels auszuweichen.

Aber ſind dieſes wohl die Triebfed
diren in Bewegung ſetzen? Legen n
Jahren deswegen auf die Wiſſenſchaf
und unſer Herz zu beſſern, oder mehr
die Freyheiten eines Gelehrten zu erla
Welt mit unſrer Wiſſenſchaft zu nüt
pralen, und uns groß zu machen?
Pflicht, der innerlichen Neigung, die
oder die Stimme des Vorurtheils, des
des Eigenſinns der Aeltern, der Vor
die Gelehrten vor den übrigen Ständ
geſtellte Prüfung unſrer Kräfte, das
die Ueberzeugung, daß wir in dem
am nützlichſten werden können, iſt es
zu ergreifen und zu behaupten beſiehl
zur Freyheit, zur Ungebundenheit, z
bey dem Geſchäffte des Studirens am
fen? Wie oft ſtudirt der Arme und
groß, der Reiche und Vornehme, um
mer zu werden, oder um den Vorwu
nicht ſtudirt hätte! Dieſer widmet ſic
es die Mode mit ſich bringt, jener,
wünſchet, ein andrer, weil ihn der Ti
die Anzahl derer nicht klein, welche
warum. Viele haben zu wenig Kennt
ſenſchaften, um zu wiſſen, ob ſie Ge
ſtudiren aus Blindheit. Viele halten
chern für das Genie zu dem Studir
Viele werden von unwiſſenden Lehrern
zum Studiren erklärt; und laſſen ſich

Alle dieſe unedlen Abſichten haben
in die Wiſſenſchaften, in die Welt, u

chen sie herrschen, als man denkt. Und warum? sagt man. Was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studiret? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein Andrer, der aus Geschmack, aus Liebe, aus Pflicht studiret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwa kein großer Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein trefflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir, durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studiren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von Andern für rühmlich erkläret, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines großen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu

laſſen, die Einſichten ganzer Nationen
gierde, ſich alles zu erlauben, und bey
denheit noch die Ehre eines großen G

Leute, die aus den gewöhnlichen A
ſich in ihrem künftigen Leben oft ſelbſt
Beyfall der Welt ſind nicht allezeit ei
Gelehrſamkeit; und man verſagt dene
es am meiſten verrathen, daß ſie dieſe
aus Ehrgeiz die Wiſſenſchaften getrie
ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihr
ein ſtolzer Ton verräth gemeiniglich d
lehrten, und empört die Gemüther
müſſen wir nicht am Ende werden,
die Gelehrſamkeit nicht zu den Stufen
thums erhebt, die wir beſtändig im A
den wir nicht die Welt haſſen, weil
ſehen; und werden wir nicht gelehrte M
wir nach unſern Gedanken ſo unglückl
gearbeitet zu haben? Geſetzt aber, da
reicht, wird nicht die unreine Quelle
ſere Kenntniſſe einfließen, und ſie verg
uns nicht ſchadet, doch der Welt ſchad
ziger, ein eitler Gelehrter, iſt ein b
Ruhe ſeiner Mitbürger gefährliches Ge
Nutzen, den ſeine Wiſſenſchaften ſtift
verhaßt, oder verächtlich macht; und
deſto mehr, je mehr ſeine gelehrten A
oft werden wir endlich unſern Fleiß
nicht auf die löblichſten Dinge wende
Leidenſchaften bey dem Studiren diene
unſer Genie verkehren, und es nicht z
ten, zu der es uns neigt, anwenden

andern unsre Absicht gewisser, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unsrer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieser Gedanke wird uns der Ruf werden, sie zu wählen. Wir werden also bald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studiren widmen, wenig oder gar kein Genie haben. Verlassen von dem, was man Geschmack an den Wissenschaften, was man Neigung zu ihnen nennt, dringen sie nie in das innre Wesen derselben; und wie können sie das, da sie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrsamkeit; sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch gebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen sie zu ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft, als die Miene der Gelehrsamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn sie nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfründe, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Verbindung mit einem angesehenen Hause, für den Hunger, oder für die Eitelkeit studiren? Also, dürfte man sagen, brauchen wir keine mittelmäßigen Gelehrten? Also sollen nur die besten Köpfe studiren? Einbildung! Wie sollen geringe Aemter besetzt werden? Mit großen Geistern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind denn die großen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieser Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben sie

nicht oft das Glück, oder Unglück, in höher
nen sie keine Eigenschaft, als die Verwegen
gen nicht diejenigen am meisten nach großen
nigsten wissen, was Kunst und Wissenschaft
nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niedert
sten Mittel, wichtige Aemter an sich zu rei
Andern, die geschickter und bescheidner sind,
zu welcher sie gebohren waren, und in der si
würden gestiftet haben. Ist es denn ein geri
gen die Republik, ein Amt zu verwalten,
walten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu ger
mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen dieje
meine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrt
geschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten
sem Grunde um so viel mehr Einsicht, Grü
und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um
Religion desto glücklicher in den Verstand sol
zutragen, die ihn selten geübt haben, und
gebrauchen können? Kann man behaupten,
tigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, n
mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die
den Gelehrten sollten zu diesen Bedienungen
Belohnungen von aller Art darinnen erhalter

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten
Wissenschaften verunehren, sich selbst beschim
der Natur und der Welt umkehren. Jene
Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein
worden seyn. Er studirte, ich weis nicht,
ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte
und er peiniget sich selbst, aus Mangel der K
träge, weil ihm das Studiren eine Last ist,

seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreifen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszustehen, oder zu eitel, eine Beschäfftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studiren begehen, unsre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studiren müssen, auf die Akademie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu der Zeit, da wir sie uns erwerben sollten, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Muttersprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsern Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandenen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Akademien zu vermehren, unterlassen wir nicht, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortrefflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören, zu verachten, und rächen uns durch diese Ver-

achtung für die unglückliche Mühe, die sie
gekostet haben. In eben den Jahren, da
wird, und da wir ihn durch die edle Denku
den und durch ihren guten Geschmack unse
sollten, werfen wir die schönsten Schriften
wissend aus den Händen, und mit ihnen a
uns die Kenntniß dieser Werke in den höhe
in unserm Leben hätte verschaffen können.
Sprachen der Alten sind die Gelehrsamkei
das Gedächtniß damit angefüllt haben, m
auf gewöhnt worden seyn, Latein zu reden
man kann eben so unwissend, eben so schle
düster denken, als diejenigen, die nur ihre
ja vielleicht noch schlechter, weil diese den
stickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir o
genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihre
ters, ihrer Regeln, die Werke der Alten ni
und nicht mit Gründlichkeit auslegen könne
stehen wir eine Schrift, wenn wir bey ih
ken, was der Schriftsteller dabey gedacht h
Zeichen der Gedanken; aber wenn ich die
wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger
stelle, als ich soll, werde ich meinen Sch
hen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm
zudichten; oder werde ich die Richtigkeit se
sehen können? Diese Sorgfalt vergessen n
Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen
und ihre Worte aus den Worten unsrer M
Anstatt, daß wir uns gewöhnen sollten, b
Redensarten einer todten Sprache den Beg
ihn zu bestimmen: so gewöhnen wir uns,

Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unſern Gedanken an ihre Stelle zu ſetzen. Wir vertauſchen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieſes oder jenes Wort in unſrer Sprache gebunden hat. Die ſchlechte Anführung in unſrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unſre Bequemlichkeit beſtärken uns in dieſem kindiſchen Fehler. Iſt es erlaubt, ihn in einem Beyſpiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beſchreibung der Philoſophie leſe, daß ſie eine Wiſſenſchaft divinarum humanarumque rerum ſey, und ich denke im Leſen die Ausdrücke divinae humanaeque res, durch göttliche und menſchliche Dinge, das heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit jenen haben; und ſo verfährt der bequeme Leſer ſehr oft: ſo denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und alſo verſtehe ich ihn nicht; und alſo kann man eine Sprache wiſſen, und ſie nicht verſtehen, weil man ſie nicht richtig weis. Wenn ich daher nicht weis, daß die Alten unter divinis rebus in der Philoſophie meiſtens die Phyſik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verſtandes und Willens, die Dialectik und Moral verſtunden: ſo denke ich ein Räthſel. Ich beſchuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verſtandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Leſens durch eine falſche Meynung.

Geſetzt, wir haben uns eine grammatiſche Kenntniß der Sprachen der Alten erworben: ſind wir deswegen im Stande, ſie zu leſen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten verſetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntſchaft ſtehen, wenn wir ihr Land und ſeine Geſchichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die

hiſtoriſchen, geographiſchen und chronol
den wir die Schriften der Alten nur i
ſollten ſie beſitzen, ehe wir uns an die
zu ſpät, ſich um dieſelben zu bekümmern
ſchon in den Händen haben. Wir halte
das Orakel der Noten und Erklärungen
es iſt ſo ungetreu, daß es uns oft gar n
tet. Wir können nicht leicht, nicht geſch
chen leſen, und dieß erweckt uns entwe
Leſen ſelbſt, oder wenn wir ihn auch übe
uns doch dieſe Urſachen, daß wir die S
oft genug leſen, nicht ihr Ganzes überſehe
heiten entdecken können.

Wie wahr dieſes ſey, beweiſt die Lieb
Warum leſen wir eine halbgetreue Ueber
Original, da wir doch ſicher wiſſen, da
ſtaltet zeigt? Deswegen, weil man leichti
und weil man im Leſen gern für die Mü
baldige Einſicht in das ganze Werk belol
gierde, zu wiſſen und zu empfinden, iſt
Je weniger ſie Hinderniſſe findet, je
wird, deſto mehr wird ſie uns in der
Fleiße erhalten; und deſto mehr alſo
treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nu
ſich bemühen, die Schönheiten der Sac
zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß iſt
man ſich bey dem Leſen ſetzen ſollte. Hi
Schulen und Akademien vorbereiten, um
ren darinnen fortzufahren.

Man wundert ſich, warum Männer,
niß der Sprachen gar nicht abſprechen kc

weiſen, daß ſie die Alten bey nahe im Gedächtniſſe haben, und auch verſtehen, warum, ſage ich, ſolche Männer, wenn ſie eine Schrift entwerfen, ſo kraftlos, ſo verlaſſen von Geiſt und Geſchmacke, denken und ſich ausdrücken? Warum werden ſie denn nicht durch den Geiſt der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmſten Urſachen dieſe ſeyn, daß ſie ſich in ihren erſten Jahren nicht beſtrebt haben, die Schönheiten der Alten in Anſehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß ſie ſich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und ſeine Colorite wahrzunehmen? Man kann den Homer ſorgfältig geleſen haben und verſtehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch die Tugenden einzelner Stellen, noch die Schönheit und Feinheit der Gedanken einſehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtniſſe haben, man kann ſie loben und bewundern, ſie überhaupt dem Verſtande nach richtig erklären, und doch weder die Kunſt, noch die Natur, die in ihnen herrſchet, ſehen und fühlen. Was wird uns dieſe Kenntniß der Alten nützen? Was hilft ſie uns, wenn ſie uns ein Werk des Geſchmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann ſie dieſes, da wir die Alten nie, oder ſehr wenig, von dieſer Seite betrachtet haben? Die beſten Gedanken verlieren, wenn ſie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Beſcheidenheit und Klugheit, kurz, nicht mit Geſchmacke angebracht werden. Mein Gegenſtand muß ſie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich ſo reden darf, und mein Genie iſt nur der Zunder, der ſie auffängt. Meine Einſicht muß es mir ſagen, wie viel ich von dieſem Lichte zu meiner Abſicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen ſoll, oder nicht. Geſetzt nun, wir hätten durch vieles Leſen einen Vorrath der beſten Gedanken der Alten eingeſammelt: was wird uns dieſer Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wiſſen? Wenn

wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der S
gleich eigen gemacht haben: ſo können wir be
ſicht in ihren Verſtand, und bey allem Geni
ken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerl
können Praler, Verſchwender, Pedanten, Kin
art werden. Wir können Sklaven, furchtſam
drucke werden, und eben dadurch das größte
türliche Anmuth und Ungezwungenheit, aus u
drängen.

Was wird es alſo nützen, wenn man di
lieſt, und ſie nicht nach den Regeln der Kunſ
ſagen, nach den Regeln der Natur; denn w
der Kunſt anders, als Stimmen, Befehle de
größten Geiſter gehört, verſtanden und ausg
man ſie, ſage ich, nicht mit Einſicht in die
Geſchmack, oder Empfindung lieſt? Pope ſpri
ſelben Geiſte, mit welchem ſie der Autor geſ

Dieſer Fehler iſt gemeiner, als man den
daß ich nur bey den einzelnen Gedanken un
ſtehen bleibe, die Ueberſetzungen und Auslegun
ner über die Alten, ſolcher Männer, die alles
zum Verſtande des Originals gehört, und di
daran oft nicht empfunden haben. Hätten ſie
Grundſprache in Anſehung des Gedankens, ſe
nes Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur ha
ganz zeigen, oder plump ausdrücken können,
den groben Verſtand des Originals gefühlt h

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die
Schreibart nach dem Bedürfniß der Materie,

*) A perfect judge will read each work of wi
With the same ſpirit that its author writ.
Eſſay on C

wechſelung und Mannichfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht ſieht und nicht fühlt, der lieſt nicht mit Geſchmacke. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe richtige Empfindung der Natur zu dieſer Art des Leſens erfordert wird. Allein man kann ſich dieſes Gefühl auf gewiſſe Weiſe durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einſicht in die Sprache und Sachen geben. Thun wir dieſes wohl in den Jahren, da wir ſtudiren?

Was heißt Einſicht in die Sprache, was heißt Aufmerkſamkeit im Leſen, um mit Empfindung zu leſen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die beſondre Sprache meines Autors verſtehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geſchrieben, itzt eine todte Sprache iſt. Wie kann ich dieſe verſtehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander leſe, um mich mit den Bedeutungen ſeiner Wörter und mit ſeinem beſondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdann mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt leſe, mit der man ſchreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einſicht in ſeinen Endzweck, in ſeinen Plan, faſt auf jeglicher Seite leſe? Alsdann werde ich die Schönheiten finden; ſie werden meinem forſchenden Auge in den Theilen und im Ganzen begegnen. Ich werde ſehen, mein Autor mag ein Geſchichtſchreiber, ein Redner, ein Poet ſeyn, ich werde ſehen, wie alles zu ſeinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrſcheinliche, um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel iſt, eben ſo wohl vermeidet, als was zu wenig iſt; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in ſeinen Gedanken überall herrſchen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verſtande der Menſchen und der Natur der Sache gemäß iſt, ſeinen Ausdruck nach richtigen Vorſtellungen abmißt; wie ſeine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die

rücklich ſpricht, ohne in das Geſuchte ſich zu verli
ber dieſes, wird man ſagen, ſind ſchöne Träum
mirs nützen, daß ich die Sprache und Schönheite
uf dieſe Art gefaßt habe, wenn ich nicht ein G
en oder Univerſitäten werden will? Was werden
Kenntniſſe helfen, wenn ich in öffentliche Geſchäfte
inz andre Einſichten vorausſetzen? Was werden
aß ich ſie unter tauſend nöthigern Arbeiten vergeſ
rlorne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsm
dter, ein General, ein praktiſcher Rechtsgelehrter
d andre Bediente des Staats aus dieſer Weisheit
nen andern Vortheil ziehen, als daß ſie Pedanten
t ſie dieſe Beſchäfftigungen in ihren Aemtern zu ih
n noch treiben, und dadurch ihre Pflicht vera
will alſo wiſſen, was uns alle dieſe Gelehrſamk

Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles
Seiten gleich iſt, glücklicher arbeiten, als Andre
beſitzen; wir werden mit mehr Einſicht, mit me
mit mehr Geſchmacke große Geſchäffte beſorgen.

richtigen Geſchmack mittheilen; wir werden in unſern Häuſern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unſrigen beſſer beſorgen; wir werden Andern durch unſern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Laſt werden, weil wir durch das Leſen alter und neuer Schriften unſer Vergnügen erſchaffen, oder ſelbſt etwas niederſchreiben können, das würdig wäre, von den Alten geleſen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäſars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfließen? Waren es nicht zugleich Weltweiſe, Redner, Geſchichtſchreiber? Und würden ſie in ihren Aemtern ſo groß geworden ſeyn, wenn ſie in ihren jüngern Jahren die Gelehrſamkeit weniger getrieben hätten? Würden ſie das, was ſie geſchrieben, ſo vortrefflich haben ſchreiben können? Wenigſtens beweiſen ſolche Beyſpiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in den erlernten Wiſſenſchaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Akademie Zeit, auf dieſe Weiſe die Alten zu ſtudiren? Wenn wird man die Neuern leſen können? Wenn wird man die höhern Wiſſenſchaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrſamkeit praktiſch iſt, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdann, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den erſten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht ſo nachläſſig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit beſſerer Zurüſtung, mit mehr Neigung für die Wiſſenſchaften, mit mehr Fleiß auf die Akademien zieht: wenn man ſich einige Jahre länger auf denſelben aufhält; wenn man die Zeit weniger verſchwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Leſen und Studiren nur in die

Grenzen der Jahre des Jünglings eingesch
das Vorurtheil ablegt, man könne auf A
ten; wenn man sich stärker überzeugen w
sen Orten nur den Grund zur Gelehrsamke
ung auf Akademien den Saamen einsamm
die künftig tragen soll, der aber Zeit zur
Sonne erfordert, und der künftig aus sei
Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bri
man bey einer solchen Art zu studiren Zei
Jahrhunderten auf Akademien gewinnen wird?
gewonnen haben, wenn man die Sprach
diese Art getrieben hat. Man wird in de
Vergelahrtheit, in der Medicin schneller un
Man wird weniger Hindernisse finden, me
man sieht, daß man die Quellen schon kenn
ser besser verstehen; man wird das, was
chern findet, besser überdenken, richtiger a
man sich gewöhnt hat, nicht Worte ohne S
man schon einen Vorrath vieler Kenntnisse
besten Schriften ohne Mühe und Angst, u
bloßen Ausspruch seines Lehrers zu verlas
kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erle
hernehmen will? Vielleicht daher, daß
vorsichtiger treibt. Die Philosophie, so l
sich den Studirenden ist; so schädlich wir
die Art, mit der sie dieselbe treiben. Sei
nung bringen, die allgemeinen Gesetze der
heit, die Wege kennen lernen, auf welch
Deutlichkeit und Gründlichkeit seiner Urthe
tigkeit und Fehler der Schlüsse und Bewei
kann vortrefflicher seyn? Aber sollen wir d
es zu wissen, um es mit tausend Spitzfin

der herzusagen, um nur das System unsers Lehrers in unserm Gedächtnisse aufzubehalten? Nein, um unserm Verstande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen, die unsern Verstand strotzender, aber nicht stärker und gesünder machen, die von uns nur halb, und von Andern, die unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstanden werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsre Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine vortreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie ausüben und Andern beybringen könne, ist unsre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorsam und Ordnung in unsern Handlungen preisen und anbeten, und die Vortheile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsamste Geschäffte. Aber aus der Philosophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weisheit, viele Jahre studiren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundene, noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit großen Kosten der Zeit und des Fleißes fassen; dieses heißt sich im Studiren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philosophie seine Vernunft blenden. Ich vergöttre die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weis ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben; das weis ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo

die Philoſophie und die Beredſamkeit
waren, wo die Gründlichkeit der Ge
Schönheit der Ausführung und der Spr
die wir gemeiniglich in der trockenſten u
oder deutſchen Sprache, die von der Sp
der Sprache der Welt ſo ſehr entfernt i
was werden wir anfangen, wenn wir
auf dem Catheder, Scribenten der Ge
Wiſſenſchaften ſeyn ſollen? Werden wir
auf unſre Ungeſchicklichkeit armſelig und
Ja, meine Herren, daß wir ſo viele
der Regeln, und ſo wenig Fleiß und Zei
ſelben wenden, daß wir unſre Kraft zu
danken auszudrücken, ſo wenig durch
ben, dieſes iſt der letzte Fehler, den ich
unvergeblicher Fehler! Was iſt die Bere
eine Kunſt, ſeine Gedanken deutlich, or
zutragen? Was nützt alle Wiſſenſchaft, w
der Deutlichkeit, der Ordnung und Ani
Uebung nach Regeln, durch öftere Verſu
gen ſchöner Beyſpiele, durch die Anmerk
können wir uns dieſe Gabe erwerben, u
Glanz der Schreibart in unſre Gewalt b
len wir dieſe Verſuche an? Wenn hör
Kenner, wenn verbeſſern wir unſre Auff
kungen? Es iſt einem Studirenden noth
teiniſchen Sprache zu üben; es iſt ſeine
lebens ſeine Schande, es nicht genug g
brauchen wir für die Geſchäffte des gem
Kanzeln, für die Gerichtsſtuben, brauch
Mutterſprache? Etwas von der Gram
Deutſch wiſſen, als man im täglichen Un

nicht ſeiner Sprache mächtig ſeyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geſchrieben haben, wenn man ſie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere ſchriftliche Aufſätze ihre Gedanken in der Mutterſprache abfaſſen ſollen, und wir vernachläſſigen ſie, und beſchimpfen künftig die Beredſamkeit und unſre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten vortragen ſollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Mutterſprache durch ſorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig iſt, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligſten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unſer Vaterland zur Aufnahme des Geſchmacks, der Sitten, der Künſte ſchreiben? und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir dieſe öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man ſie nöthigen ſoll zu ſchreiben, ehe ſie denken können, daß man ſie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, ſich gedruckt zu ſehen, beſtärken ſoll. Muß alles ſo fort im Drucke erſcheinen? Kann man unſre Schreibart nicht reif werden laſſen; und kann man ſich nicht üben, ſeine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden redete. Machen Sie den Wiſſenſchaften,

der Weisheit und Tugend, dem Geſchmacke und Ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie ſich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich geſprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu ſtudiren: ſo befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wiſſenſchaft der Welt ein Segen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weis es, Sie haben dieſe edlen Abſichten. Und Sie, meine Herren, welche ſich zu den Aemtern der Schulen, der Akademien, der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geſchichte, der Philoſophie, der Beredſamkeit und Poeſie, zum Beſten der höhern Wiſſenſchaften, durch dieſe Rede beſtärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, ſorgen Sie für die Verdienſte zum Amte, und für die Kunſt, Ihre Geſchicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und ſollte es die Welt nicht thun: ſo wird Sie Ihr Gewiſſen belohnen. Und was ſage ich ſo wenig? Der wird Sie belohnen, der unſre Abſichten, unſre Aufrichtigkeit, unſern Fleiß, unſre Klugheit bey unſern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen anſieht. Von wem haben wir unſern Geiſt, der die Wiſſenſchaften faßt? Sollten wir ſie nicht zur Ehre des Vaters der Geiſter und der Menſchen erlernen und anwenden? Und was iſt die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückſeligkeit ſeiner vernünftigen Geſchöpfe.

Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.*)

Wir beſchweren uns oft über einen gewiſſen Gemüthszuſtand, den wir das Mißvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns deſſelben zu entledigen. In ſehr vielen Fällen iſt es Abſicht. Wir dulden das Mißvergnügen, weil wir ohne daſſelbe unſre Leidenſchaften, oder unſre Pflichten aufgeben müßten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunſt oder Tugend ſo gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unſrer edlen oder unedlen Begierden machen. Von dieſer Art des Mißvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewiſſen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrießliches Weſen, von dem wir uns befreyen könnten, und unterhalten doch, ohne daß wir ſelbſt daran denken, dieſen Unmuth, dieſe Unruhen, dieſes verdrießliche Gefühl ſo ſorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus ſchließen können, daß wir entweder nicht ſtets vergnügt ſeyn mögen, oder daß wir in gewiſſen Regungen von Mißvergnügen eine Art des Vergnügens finden müſſen, und zu gewiſſen Zeiten die Unruhe des Geiſtes eben ſo wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe deſſelben? Denen, die das menſchliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen, und aus der Er-

*) (Zuerſt in der Sammlung vermiſchter Schriften, zweyter Theil, 1756.)

wir oft selbst nicht wissen, was in uns vorgeht,
nichts wollen, ohne uns deutlich bewußt zu seyn,
n; und daß wir von der Gegenwart dieses oder
ns oft durch nichts, als durch unsre Handlungen
en können: so wird ihr Zweifel vielleicht bald geh
s ist voll Verdruß, weil ihn Dorant heute ha
n, und doch nicht gekommen ist. Er schilt und l
n viel verlieren, wenn er sich nicht so ärgern dü
n kömmt ein guter Freund, und versichert den
n, daß Dorant aus keiner andern Ursache ausgeb
weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erscheine
m Cleon ein Ernst, nicht länger verdrießlich zu
n ihm diese Entschuldigung besänftigen. Allein e
einmal anhören. Er mag nicht wissen, waru
gekommen ist. Er will böse, er will verdrießlich
t immer noch mehr in seinem Hause. Man schläg
Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm s
n sind; aber er verwirft sie alle, und bleibt bey s
r. Ich urtheile daraus, daß dem Cleon mit s

ein Glas nach dem andern hineintrinkt, ohne daß ihn jemand nöthiget, der wird mich umsonst zu bereden suchen, daß er diesen Wein ohne alles Vergnügen tränke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun bestehen, worinnen es will. Warum setzt er denn nicht den Wein bey Seite; warum nimmt er nicht dafür ein andres Getränke? Sejus klagt, daß er diesen Abend nicht aufgeräumt sey, ohne zu wissen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die sich in seiner Seele aufgethürmet haben. Er liebt Musik, Scherz und muntere Erzählungen. Man versucht alle diese Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger und mürrischer. Er nimmt es übel, daß man ihm sein Mißvergnügen rauben will. Muß er also diesen Abend nicht verdrießlich seyn wollen? Und würde er dieses wollen können, wenn sein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unsre Seele, indem sie den Verdruß schmeckt, der eine widrige Empfindung ist, an dem Gefühle dieser widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewissen Umständen scheint mir dieses sehr natürlich zu seyn. Mit allen unsern Empfindungen sind gewisse Vorstellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt seyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und stärken sie zugleich. Es kann also kommen, daß uns gewisse unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewisse Vorstellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünsche, und was Andre haben. Diese Traurigkeit ist eine unangenehme Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widersetze ich mich ihr *nicht*, ob sie gleich unangenehm ist. Warum nicht? Sie beleh-

wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Luſt nie mit ſo vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöſchet würden. Wie viele Unluſt entſteht nicht, daß ich nur ein Beyſpiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen? Aber wie matt würde der angenehme Trieb der Hoffnung in uns ſeyn, wenn er von gar keiner Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht ſo erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangene Vorſtellung, wir würden daſſelbe verlieren, unſer Verlangen darnach nicht in eine ſtarke Bewegung geſetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt anſehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beides einander gleich iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeſchaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauſchen mögen. Eine gemiſchte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas ſehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerſtand erhöht; und darum gefällt ſie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geſchmack an einer Miſchung des Süßen und Sauern, als an dem Süßen allein? Eben ſo ſtelle ich mir auch vor, daß eine gemiſchte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommener ſeyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich ſehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit ſollte angenehm ſeyn können. Ich will nicht ſagen auf das erſtemal, ſondern wenn wir es verſchiedenemale empfunden haben. Das Bittere verurſacht uns im Anfange einen widrigen Geſchmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, ſo finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geſchmacke der Seele nicht eben ſo wohl möglich ſeyn, was bey dem körperlichen Geſchmacke wahr iſt? Wer dieſes leugnen will, der mag uns erklären, warum gewiſſe

Leute so gern sich ereifern, so gern zank
heftigen Erschütterung ihres Blutes und
Müßiggänger können sie schwerlich zum Ver
weil der Zorn etwas sehr gewaltsames bey
sich noch sind sie dieser Gewalt gewohne
gnügt sie das stürmische und tobende Wes
angekommene Beschaffenheit schickt, wel
die Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnüg
chen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr tr
kann die heftige Bewegung der Freude
daher ist ihnen ein gemischter Gemüthszu
lust weit lieber. Sie können ganze Ta
und stumm seyn, ganze Stunden weinen
gen dem nach, was sie in ihrer Unlust
alles, was zur Freude geschickt ist. Würd
wenn sie sich nicht bey ihrer Traurigkeit
Mißvergnügen ist das, was der Schlu
nicht wachen, und sind doch zum Sch
Sie sind mit dem Schlummer, mit d
Unruhe zufrieden. Klagen, Thränen,
andre äußerliche Zeichen der Traurigkeit
gar nicht, was sie bey Andern zu erker
und weinen aus Wollust. Sie haben die
eines Fröhlichen nicht. Sie sind, gegen
und traurig; und doch sind sie in ihrer
ner. Sie haben den Zustand, den ihre
beschaffenheit insbesondre begehrt; und
Unruhe immer ruhig seyn, und sich ei
indem sie weinen. Man stelle sich zween
der eine Wasser, der andre Wein trink
sigen Bewegungen seines erwärmenden

Waſſertrinker fühlt ſie nicht. In ſo weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden macht. Aber man ſetze dazu, daß der Waſſertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demſelben hat, wird er wohl nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in ſeiner Art ſo zufrieden bey ſeinem Waſſer ſeyn, als jener bey ſeinem Weine iſt? Auf eben dieſe Weiſe kann ein von Natur Schläfriger bey ſeinen ſchwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrifft.

Vielleicht bleiben Viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe koſten würde, ſich vergnügt zu machen; und auf dieſe Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit koſtet. Sich aus einem Gemüthszuſtande in den entgegengeſetzten, aus dem Verdruſſe ſo gleich in Freude zu ſetzen, koſtet mehr, als ein bloßes Wollen. Lucia iſt ſehr unzufrieden, weil ſie ihre Freundinn in einem neuen Putze geſehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann ſchickt gleich fort und läßt ihr denſelben holen, ohne daß ſie es weis. Lucia ſieht den Putz an, und bleibt verdrießlich. Es geht ihr wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie ſchlagen die Augen zu, ob ſie gleich das Licht gern ſehen möchten. Lucia fühlet einen Widerſtand, daß ſie auf einmal aufhören ſoll, verdrießlich zu ſeyn, und ſie bleibt lieber ohne Mühe mürriſch, als daß ſie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorſtellungen die alten verdrängen ſollte.

Mich deucht alſo, daß es für Viele ein Verluſt ſeyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen dient. Da ſie nicht ſtets vergnügt ſeyn können, oder mögen: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unluſt in Bewegung geſetzt würde; denn ganz unthätig

mag unſere Seele nie ſeyn.*) Da endli
Mißvergnügen entweder zu einem Vergn
bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger
eher das darauf folgende Vergnügen deſ
eher, in ſo weit ſie die Seele anſtreng
lich für uns ſchicken, weil wir nach ei
angeſtrengt ſeyn wollen, uns den Ueber
gnügens nicht genug fühlen, um dadur
ſcheint es, daß wir ſelbſt in dem Miß
Wollust finden können. Deswegen wird
bleiben, ſich mit Fleiß dem Mißvergnüg
wie viele Dinge hören darum noch nicht
weil ſie uns natürlich und angenehm ſin

*) S. den Abt du Bos, von der Nothw
digkeit zu ſeyn, in ſ. Reflexions
ture, zu Anfange des erſten Theils.

Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke.

Eine Rede,

bey dem Beschlusse der öffentlichen rhetorischen Vorlesungen gehalten. *)

Meine Herren,

Es ist nothwendig, sich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie sich erstrecke; man verfällt sonst gar zu leicht in eine übertriebne Hochachtung oder Geringschätzung der Regeln, und schadet sich eben so leicht durch einen abergläubischen Gebrauch derselben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung sollen uns ihre Bestimmung lehren. Ihre innerliche Beschaffenheit wird uns zeigen, daß sie zu wissen nöthig sind, daß wir ohne die Kennt-

*) (Zuerst gedruckt in der Sammlung vermischter Schriften, zweyter Theil, 1756.)

l. haben wir Genie, so können uns die Regeln d
sie können uns doch die Anwendung nicht lehr
it auf unsere Einsicht, auf unsern Geschmack an.
können selbst ein Genie noch immer fehl führen.
nein, sie sind nicht stets nothwendig, sie sind unvo
viel ist uns also bey der Arbeit selbst noch übri
wir auch die Regeln noch so gut wissen; und wi
ie uns zweifelhaft, furchtsam, sklavisch machen kön
nicht einen Schutzgeist in unsrer eignen Einsicht,
Beyspielen schöner Werke haben!
ute Regeln sind Vorschriften der gesunden Vern
uf die Natur der Sache und auf die Erfahrung
In der Poesie und Beredsamkeit sind Gesetze, we
bsicht dieser Künste bestimmt werden. Man will
ügen; man will unterrichten und überzeugen, ge
n. Man will Menschen unterrichten und vergnüg
die Natur haben, die uns gegeben ist. Unser
eignes Herz, wird uns also sagen, was wir t
Erfahrung wird es bestätigen, ob wir gute Mi

werden müſſen, damit ſie die Einſicht und Aufmerkſamkeit befördern. Auf dieſe Weiſe kann man ſich vorſtellen, wie die guten Werke der Beredſamkeit und Poeſie eher, als die Regeln, haben ſeyn können. Männer von tiefer Einſicht und einem guten Geiſte redten und ſchrieben, ohne die Regeln der Beredſamkeit zu erkennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verſtandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten, um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geſchmacks. Sie erreichten ihre Abſicht, und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann alſo mit dem Quintilian ſicher ſagen, daß die Werke der proſaiſchen und poetiſchen Beredſamkeit älter ſind, als die Regeln dieſer Künſte; und daß ſie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen ſind, die man aus den Meiſterſtücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer andern Seite behaupten, daß die Regeln älter ſind, als die Meiſterſtücke. Sie waren in dem Geiſte großer Männer zugegen, ehe ſie redeten und dichteten; wie würden wir ſie ſonſt in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieſer Erklärung der Regeln läßt ſich ihr Werth ſchon beſtimmen. Sind ſie nicht Vorſchriften des Eigenſinns, ſind ſie Befehle der Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne ſie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredſamkeit und Poeſie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unſrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Abſichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Geſetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren oder bewegen? Oder will man ſich darauf verlaſſen, daß unſer

[illegible] und die Regeln bey unſern [illegible]
[illegible]? Ja, die Regeln ſind ſpäter, al[illegible]
[illegible] von den Alten gefunden worden; u[illegible]
[illegible]. Aber ſie ſind nicht auf einmal, [illegible]
[illegible]; ſie ſind durch eine lange Uebung,
[illegible]t, bewähret und brauchbar gema[illegible]
[illegible]-Verächter aller Regeln, der nur ſei[illegible]
Hofft er nicht, daß ihm das allein glücke[illegible]
und nach kaum geglückt iſt? Beſitzt er
[illegible]e beſaßen, welche durch ihr Exempel [illegible]
Dieſen Künſten entdeckten? Iſt er in ſo
[illegible]t, wie jene, ſein Genie zu verſuchen, [illegible]
Muß er nicht erſt den Ausſpruch der W[illegible]
Augen erwarten, ob ſeine Wege die rid[illegible]
ſind? Geſetzt, man könnte ohne Wegw[illegible]
Land gelangen, wird man nicht ſichrer,
gewiſſer die Straßen treffen, wenn man
[illegible]re ſich erworben haben, zu Hülfe nim[illegible]
Unwiſſenheit, ſich keine Kenntniß der R[illegible]
Es iſt Undank, ſich die Anmerkungen d[illegible]
nicht zu Nutze machen wollen. Es iſt
ſich ſelbſt verlaſſen, und doch nicht leugn[illegible]
tur in vielen Jahrhunderten nur wenige,
vorgebracht, die ſie mit einer außerord[illegible]
Stärke des Verſtandes, der Einſicht und
hat. Es iſt Thorheit, von Andern gefun[illegible]
chen wollen, in der Hoffnung, daß ma[illegible]
Es iſt Einfalt, ſich kühn auf das Waſſe[illegible]
weiſung derjenigen, welche die Erfahr
Schwimmens gelehret hat, deswegen nic[illegible]
die erſten dieſe Vortheile auch ohne Anl
eigne Gefahr gefunden haben.

Gellert III.

Die Regeln der Poeſie und Beredſamkeit lehren uns, wie wir verfahren müſſen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, ſie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in ſolchen Umſtänden ſich verhalten haben. Sie lehren uns, daß dieſe ihre Abſicht dadurch erreicht haben; in ſo weit ſind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie ſind das Echo unſrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und ſie nicht hören, heißt taub ſeyn.

Die Regeln der Poeſie und Beredſamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeit in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unſern Werken beobachten, damit das Auge des Verſtandes ſich nicht irre. Sie lehren uns aus Theilen, die ſich zuſammen ſchicken, das Ganze erbauen, das die Abſicht befiehlt und das Beyſpiel der Natur billiget. Sie lehren uns die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit dieſer Theile, dem Ekel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieſer Theile, damit ſie in das Auge des Verſtandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derſelben, damit ſie der Verſtand bemerken, vergleichen und ſtufenweiſe von dem einen zum andern fortgehen könne. Sie lehren uns, den Verſtand anſtrengen, ohne ihn zu ermüden, ſeine Wißbegierde nähren, ohne ſie auf einmal zu ſättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unſern Gedanken diejenigen Geſtalten geben, in welchen ſie ſich im Geiſte der Leſer und Zuhörer am geſchwindeſten und tiefſten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenſtände wählen müſſen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß ſie wichtig, neu, lehrreich, anziehend ſeyn, daß ſie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredſamkeit, und Wahrſcheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunſt zur Seite haben müſſen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter dieſe Gegenſtände vertheilen, unſern Werken

nicht zu viel Glanz geben ſollen, damit
zu wenig Licht, damit ſie nicht unkenntl
uns in den Schönheiten Maaß halten, t
Ueber- und Ueppigkeit verfallen. Sie leh
der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, d
digkeit und Armuth verfallen. Sie lehr
und Feinheit, damit wir das Ueberflüßig
den. Sie lehren uns die Farben, die ſi
den ſchicken, die Schreibart, die unſrer
ter der Werke, insbeſondere anſtändig iſt;
unſre Empfindungen angeben, und in
Mit einem Worte, ſie lehren uns die
des Ganzen, der Gedanken und der Sd
thun die guten Regeln. Braucht man et
ihres Nutzens, als daß man ihre Natur,
klaret? Es ſind Anordnungen der Vern
nicht eigenſinnige oder willkührliche Geſetz
Kunſt, mit Popen zu reden, iſt die N
gebracht. *)

Wie weit werden wir es mit unſerm
wir es nicht durch die Gewalt der Re
Pferd durch den Zügel, lenken und regi
uns bey unſern Arbeiten zum Leitfaden;
fung, indem wir die Werke verfertigen;
nach deren Ausſpruche wir von den vc
wegnehmen, dort ſie ergänzen, verbeſſer
Die Regel, vom Geſchmacke angewandt,
habe das fruchtbarſte Genie; deſto nöthig
ſeyn, je leichter eine große Fruchtbarkei

*) Those rules of old discover'd, not de
Are nature still, but nature methodiz'd

berfluß ausarten kann. Ein Weinstock, der stark treibt, muß am meisten geheftet und beschnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weines nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verschwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lucanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weisen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weis nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler ist; und daß Werke der Beredsamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut?*) Man habe Fähigkeiten und kenne die Regeln nicht, oder setze sich kühn über sie hinweg; wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lohensteine und der Sänger der heil. Magdalene.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; sie sind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der Andern lesen und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beystand der Regeln und der Critik tausend Fehler nicht sehen, oder Fehler selbst für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenossen entwischen lassen, oder nicht alles, was an einer Sache schön ist, genug sehen, genug empfinden. Wir werden vieles als schön empfinden, und es nicht genug schätzen, weil wir die Ursache der Schönheiten, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der sie angebracht ist, die Wege der Kunst, nicht genug einsehen. Es ist wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geschmacks, die sich von Allen empfinden lassen. Man liest sie, man hört sie; sie nehmen ein, sie entzücken uns, ohne daß wir die Ursachen wissen. Aber es giebt sanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerksamkeit und Kenntniß der Regeln voraussetzen. Und wie es überhaupt leichter ist, die Fehler einer

*) For works may have more wit than does'em good,
As bodies perish thro' excess of blood.
Critic. v. 303.

schlechten Schrift zu bemerken, als die E
so muß derjenige, welcher keine Regeln,
sieht, den größten Vortheil des Lesens e
das Schöne gefühlt und gesehen, geprü
eignen Geiste eingedrückt zu haben. E
schmack durch das Lesen, oder durch die V
wenig verbessern. Er wird tollkühn urth
talmäßigen den Beyfall, dem Vortrefflic
nen. Er wird zwischen den Mosheimen
terschied merken, den Oedipus eines Se
zückung, als den Oedipus des Sophokl
einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen,
la Fontaine vorziehen, den Misanthrop
und die Athalia eines Racine für mit
Clarissa aus der Hand legen, bloß,
nicht gleicht.

Dieses sind die Vortheile der Regeln,
muß, der sie nicht kennet, oder sie ve
und groß diese Vortheile sind: so sind sie
gewissen Bedingung. Die Regeln könne
mögen, noch die Klugheit ertheilen, sie
setzen sie voraus. Traurige Einschränku
sten angeht, die selbst in der Beredsam
wollen; und welche von ihnen am meist

Die Regeln geben uns das Vermög
Poesie nicht; sie sagen nur, wie wirs
viel Demosthenes und Cicerone, wie v
vios, wie viel Homere und Virgile mü
die Regeln Redner und Poeten zeugten
schwer, sich die guten Regeln bekannt z
wer in der Beredsamkeit die Vorschrift
Cicero, des Quintilian, des Longin gele

trefflichſte in dieſer Art. Gehört dazu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerkſamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Ariſtoteles, des Horaz Schreiben an die Piſonen, und etliche andre ſeiner Briefe, ſorgfältig geleſen hat, der weis die vorzüglichſten Regeln der Poeſie. Gehört dazu ſo viel Zeit, ſo viel Fleiß? Und geſetzt, dieſe Anweiſungen wären für unſre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Rapine, Daciere, Corneillen, die ſie aufklären? Können wir dieſe nicht nützen? Geſetzt, die Regeln der Alten wären nicht vollſtändig; geſetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein: wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von dieſer Kunſt leſen! Wer fragt dieſe alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo ſind denn die vielen großen Redner und Poeten? Wie viele kennen die beſten Regeln auswendig! Und wo ſind denn die ſchönen und vortrefflichen Schriften der Beredſamkeit und Poeſie? Wurden in Rom die Regeln der Beredſamkeit allein vom Craſſus, Cicero, Hortenſius und Cäſar verſtanden? Wenn die Regeln beredt machten, ſagt Tullius (und wer kannte den Werth derſelben beſſer, als er?), wenn die Regeln beredt machten, wer würde nicht beredt ſeyn?*)

Man kann die Regeln wiſſen, man kann ſie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und kann ohne Genie doch nicht weiter, als zum Mittelmäßigen, durch ſie gelangen.

So irrig und ſchädlich der Gedanke iſt: wenn ich weis, wie eine Sache gemacht werden muß, ſo kann ich ſie ſelbſt machen: ſo muß er doch zu allen Zeiten ſeine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher ſind die elenden und mittelmäßigen Werke ſo vieler Scribenten entſtanden, wenn ſie nicht durch dieſes Vor-

*) Quae (ars) si eloquentes facere possit, quis esset non eloquens! *de Orat.* II, 57.

mthell gebohren worden? Wiſſen, wie
wie ich mit dem Auge das Ziel ſuchen u
ichs treffen will: dieſes iſt eine nothwendig
ich übe ſie aus. Allein ich habe keine Kra
den Nerven, mein Auge trägt nicht weit
verfehle das Ziel bey aller meiner Regel.
fäl derer, die, ohne Genie, bloß unter d
gein ſich in das Feld des Witzes und d
haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der
rern ein; bereite ſie zur Aufmerkſamkeit;
das zur Einſicht in das Folgende nöthig
gein! Wodurch erhalte ich dieſes? Die
Materie, die du wählteſt, in dir und dein
etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige
gange von dieſer Seite; und du wirſt de
machen. Weiſe Vorſchriften! Zeige den
ſchaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit
und deine Einſicht; und ſie werden dir ge
ihnen das, worauf es am meiſten bey der
du wirſt ſie vorbereiten, daß ſie dieſelbe d

Ich übe dieſe Regeln bey meiner Rede
ſchickt ſich zur Sache. Sein Innhalt häng
terie der Rede zuſammen. Dank ſey es
Innhalt meines Eingangs iſt mager, iſt a
ihn nicht ſchön denken, ich ſah nicht, was
Beſte an ihm war; die Armuth, die Ma
ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die A
Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Ma
regelmäßiger Praler. Mir kömmt die Sa
vor, und ſie iſt es doch Andern nicht. Ich
viſcher Anbeter der Regel! Ich ſuche di

Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler; ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey Andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der Rede. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie finden, daß ich die besten wählen, daß ich sie aus einander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen, was in diesen Sätzen verschlossen ist; ich öffne sie, und stelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zusammengefügtes Ganzes; alle Glieder sind verbunden, und stehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt diesem Körper: er hat keine Seele; er ist starr; er ist nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweist, und man fühlt doch keine Kraft davon in seinem Verstande; man sieht nur die Figur des Beweises. Die Hauptsätze sind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache ist dadurch nicht gewachsen. Die Rede ist deutlich: aber sie ist auch matt. Die Sachen sind wahr; aber sie sind zu wahr, als daß sie mühselig hätten sollen erwiesen werden. Meine Rede ist vielleicht gründlich; aber sie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienst der Anmuth. Sie ermüdet, indem sie lehret; und weil sie nicht gefällt, lehret sie auch nicht genug. Die Sachen sind schön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte sie ausführen sollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetisch denken soll, die mir die Eigenschaften dieser

Schreibarten erklärt; wenn ich die nat
standes und Herzens nicht habe? Ich w
nähen die besten Beyspiele in diesen S
keit, wenn sie derjenige nachahmet, de
Geistes besitzt, der nichts von der edlen
dem Feuer empfindet, womit man denke
gemein denken will: der das edle, das
der Beredsamkeit, nicht in sich fühlt?
Höhe nachzuahmen; er wird es verfehlen,
stige und Abentheuerliche gerathen. E
Worte wählen, und der Gedanke wird
Er wird lebhaft seyn wollen, er wird
häufen; und diese werden gezwungen,
immer einförmig seyn. Er wird pathe
Herzen bestürmen wollen; und ohne Em
stigsten Ausrufungen mit ohnmächtigen
seine Zuhörer ein blindes Feldgeschrey hi

Gilt dieses von der Beredsamkeit, s
von der Dichtkunst. Man kann ihre
ausüben, und dennoch das elendeste W
glücklich wären wir, wenn wir hiervor
stellen hätten; wenn es nicht so wahr n
in der Poesie diese sey: Man muß Geni
Aubignac hatte die besten Regeln des
gesammelt, und sich den Beyfall der K
Er schrieb eine Tragödie, schrieb sie n
ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regel
euch hat das Theater die gesetzmäßiger
spiele zu danken, in welchen die Handl
die Einheit der Zeit und des Orts sorgf
chen die Fabel in fünf Aufzüge meisterli
chen jede Scene mit der andern verbund

ſcheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Perſonen ſich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben iſt! Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der ſchöpferiſche Geiſt gemangelt, eine große, ſonderbare, anziehende Handlung, heroiſche Charaktere, ſtarke Leidenſchaften, Reden, die der Würde der Perſonen, der Sache, der Poeſie gemäß waren, zu bilden. Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig, den Ausgang zu wiſſen. Was ſollen eure Auflöſungen? Sie überraſchen, ſie beſtürzen uns nicht. Sollten wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; ſie reden, wie ſie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; ſie ſchreyen, ſie declamiren. Wir wollen die Natur der Menſchen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verſchönerte Natur ſehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entriſſen ſeyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergießen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einſchlafen? Ihr zeigt uns Perſonen, die wir nicht lieben und hochachten können; und wir ſollen an ihren Schickſalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böſe Charaktere, und macht ſie ſo abſcheulich, daß wir ſie nicht ſehen mögen? Ihr kennt das menſchliche Herz nicht. Alle eure Regeln ſind die Schönheit des Theaters nicht. Habt Genie und Geſchmack, habt einen großen Geiſt, einnehmende Handlungen und Charaktere zu ſchaffen, und auszuführen; alsdann ſchreibt nach Regeln; alsdann vermehrt die Anzahl der glücklichen theatraliſchen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln ſchreibt, der iſt ein Poet! Helfen Sie doch den Autoren dieſes Vorurtheil benehmen, meine Herren, Sie werden ſich ſehr um den guten Geſchmack und um die Ehre Ihres Vaterlandes verdient machen. Es wer-

den ſich alsdann weniger Poeten auf d
tus; welche durch groſſe Genies bey
rühmlich wagen. Unfruchtbares Grie
hattet nur einen Homer, nur einen
unſer Vaterland, zählt in einem Jah
ſo viele Virgile. Italien kennt nur ei
nicht ſtets. England triumphiret nu
bewundert ihn nicht immer! hat na
vortrefflichen Glover! Aber wir — o

Hat de la Motte etwan die Regel
den? Aber warum ſind ſeine Fabeln ſo
iſt er kein la Fontaine? Weil uns d
das Anmuthige, das Naive, das Fein
nen behält Frankreich den einen aus
nicht? Weil la Fontaine Natur, un
iſt; weil man die Kunſt ausüben kann

Auch wenn wir Genie haben, iſt d
ſehr eingeſchränkt. Sie ſind allgemein
lehren uns zwar, was wir überhaupt
wie viel, und wie wenig in jedem F
durch unſre Einſicht, durch unſern Ge

Nehmen Sie nur etliche der allgem
Rede braucht einen Eingang. Wer
jene einen verlangt? Mein Genie z
Wer ſagt mir, welches der beſte iſt?
man richte ſich nach den Umſtänden de
ſonen; man rede ſeiner Materie gemä
mich in alle die Umſtände. Die Sache
durch die aufmerkſame Betrachtung m
wer entdeckt mir, ob meine Gedank
die rechte Wahl treffen? Die Sprach
danken; ich will natürlich und leicht,

nachdrücklich sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Erklärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Belesenheit giebt mir Beyspiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieses ungezwungen zusammen fügen? Vielleicht sollte ich diesen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht schwächt ihn die Erweiterung. Wer sagt mir dieses? Ist mein Beweis an diesem Orte nicht nur streng, sondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar fest, aber auch voll Rost sind? Dieser Beweis ist an und für sich gut, aber ist er hier in dieser Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leser, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Innhalt die Leidenschaft?

Man nehme die Regel: was zu viel ist, ist eben so wohl ein Fehler, als was zu wenig ist. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel gesagt? Habe ich die Bescheidenheit übertrieben; oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Personen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerksamkeit ersiegt, oder erbettelt? Habe ich zu stolz von mir gesprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie, bin ich hier auch zu weitläufig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenstand sichtbar machen. War dieß die beste Art? Habe ich die vorzüglichsten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Ist zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieser Stelle länger aufhalten, oder soll ich forteilen? Und wie soll ich geschickt zu dem Folgenden übergehen?

Iſt hier etwan zu viel Schmuck,
treibe ich auch das Pathetiſche?
die ſich für meine Materie ſchick
nur deutlich ſeyn, aber werde ic
ſchwende ich die Figuren? Verle
lindern Ton? Wähle ich die Sp
Bin ich richtig und genau in mei
dürftig zu ſeyn? Bin ich lebhaft
praleriſch zu ſeyn? Gewinnt das,
bringe, die Geſtalt des Nutzens i
es den Nutzen: oder iſt es nur ein
von meiner Eitelkeit und nicht
Bin ich mannichfaltig genug in de
in der Stellung meiner Beweiſe u
druck zu einfarbig, oder iſt er zu
den ſchonen, ihn nur halb oder g
in dieſer Geſtalt zu nachläſſig, u
dieſer Periode, dieſer Wohlklang, ni
ner ganzen Rede, oder in meinem
der Ungezwungenheit verbunden?
anders, und doch auch nichts beſſ
dere Art, in keinem andern Zuſam
Sprache hätte ſagen ſollen; oder
ſten des Natürlichen, an dieſem
mir alle dieſe Fragen auf? Verm
nicht meine Materie die Regeln
mir dieſes? Wer bewahrt mich vo
oder jene Seite? Wer warnet mi
zu Fehltritten verleiten? Der G
ſchwinde Empfindung, vom Verſtan
begleitet den Redner durch die verſc
keit. Er warnet ihn, nicht zu v

ihn, ſich zu rechter Zeit zu erheben. Er lehrt ihn die groſſe Kunſt der Schreibart, die Kunſt zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir dieſe Empfindung nicht, haben wir ſie nicht durch Uebung geſtärkt, nicht durch das Leſen und die Betrachtung vortrefflicher Beyſpiele geſchärft: ſo können wir bey unſern Regeln und bey unſerm Genie in die gröſten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verſtand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie Mann und Weib, ſagt Pope. Aber wie oft ſind Verſtand und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Streite!*) Wer vereiniget ſie? Der Geſchmack, die Einſicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyſpiele, als die Regeln.

Darf ich alles dieſes mit dem Ausſpruche eines der gröſten Kenner und Lehrer der Beredſamkeit beweiſen? Nicht alles, ſagt Quintilian**), was die Kunſt ausrichtet, kann gelehret werden. Der Arzt wird ſeine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man ſehen muß, an was für Kennzeichen man ſie bemerken kann. Aber die Geſchicklichkeit, die Schläge des Pulſes, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aenderung der Farben und der Miene, die bey jedem verſchieden ſind, zu bemerken, dieſes wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meiſten Rath bey

*) — wit and judg'ment often are at strife,
Tho' meant each others aid, like man and wife.
Critic. v. 82.

**) *Institut. Orator.* L. VII. c. 10. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non possunt. — Quaedam vero non docentium sunt, sed discentium. Nam et medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum sit, quid quibus signis providendum, docebit. Vim sentiendi pulsus venarum, caloris motus, spiritus meatum, coloris distantiam, quae sua cuiusque sunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis et cum causas deliberemus, cogitemusque, homines ante invenisse artem, quam docuisse.

und selbst suchen, und uns erwägen, t
eher erfunden und ausgeübt, als gele

Die besten Regeln in der Poesie si
reichen nicht bis an die besondern und
Genie in der Arbeit aufstoßen. Ich r
terung zu geben, was in dieser Gattu
gut ist; aber ein Umstand bey meine
gewiß, wie ich itzt insbesondere versa
Regel vereinigen soll. Wer soll den A
gibt mir die Klugheit, das Allgemein
Ich muß sie durch eine sorgfältige Be
nen Gegenstande erlernen. Ich muß
genheit schön, oder minder schön, ob
den. Daraus muß ich den Sinn der
die Schritte abmessen, die ich hier t
Poesie gleichen einer allgemeinen Kart
mir seine Grenzen, die vornehmsten S
Ich reise nach ihrer Anweisung von
dern. Ich kenne die Hauptstraße; abe
meiner Reise an. Ich frage die Ko
Hier ein Wald, dort eine sandigte Ei
Weg finden? Hier ein Morast! Ic
kann mich verirren. Hier ist ein Ba
fährlich, ich muß den Weg ändern.
Fällen das Licht, die Entschließung, t
habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt
habe eine Comödie verfertiget; sie gefie
Verwickelung, ihre Auflösung waren s
trefflich. Ich entwerfe eine andere.
die vorige Einrichtung nicht. Ich muß
Werde ich ihn glücklich treffen; und

ich das Gemälde des Geizigen. Ich setzte ihn in die vortheilhaftesten Umstände. Itzt will ich den Schwätzer schildern. Mein Gegenstand ist anders; ich muß andre Umstände wählen; ich muß sie wahrscheinlich machen. Welches wird die beste Einrichtung seyn? Mein Innhalt ist anders beschaffen, ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Ist dieses in den Arbeiten einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verschiedenen Gattungen der Gedichte wahr seyn! Dort war ich comisch; hier soll ich tragisch reden. Dort forderte meine Erfindung Ernst und Nachdruck; hier verlangt sie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majestätischen Tone einer Heldenode; itzt soll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem scherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie sprechen lassen.

Die Regeln lassen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, sie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, sie anzubringen, kann sehr oft eine Ursache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengstliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu sehr an die Regel, und diese Anstrengung, diese Mühe, prägt sich unvermerkt den Arbeiten selbst mit ein. Sie haben, wenn ich so reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus gesundem Blute und aus guten Säften entsteht; aber die Miene ist nicht frey, nicht gefallend genug; sie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildsäule kann regelmäßig, und doch ohne Leben seyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu sehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geistes, das in dieser oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geist in seiner Kühnheit auf, weil wir unvorsichtig den Zügel rücken. Wir sollten itzt von unserm Gegenstande allein erfüllt seyn, ihn allein denken und empfinden;

wir sollten uns vergessen; und seht, di
begehen, die Begierde, der Regel zu folg
lichsten Vermögenheit. Die schönen
neue gezeugt hätten, mußten einige Zei
wir berathschlaget hatten. Wir sind n
sind auch darüber matt worden. Die
sich verloren; wir suchen sie vergebens
Stelle die Frucht des Fleißes und der
des Genies und der Natur gewesen sey
zu fehlen, verfallen wir in den Fehler,
derung schön zu seyn. Und wie oft erf
arbeiten, daß in den Werken des Gesch
lich das Natürliche der Gedanken und
chen, komme, und daß die Regel das
habe! Es giebt tausend Schönheiten
keine Regeln erkläret, oder gelehret we
wir keinen Namen wissen. Unser Geni
Anmuth; aber die Kunst, gleich einer
stickt sie nicht selten in der Geburt, we
chen Namen nach den Regeln zu geben
derfährt uns auch bey der Beurtheilung
tischen oder prosaischen Beredsamkeit, n
zu sehr ergeben. Wir verwerfen oft e
die gemeinen Regeln nicht beobachtet fi
schlechtes für schön, weil die Regel äuß
oft haben nicht die Regeln unglückli
Der Autor schrieb und drückte das
Schönen, das sein hoher Geist ihm ent
Kunstrichter, der in seinem eingeschränk
nal nicht antrifft, nach welchem diese
schilt es unnatürlich, behauptet, daß
diget, und sieht, aus blindem Gehorsa

Erweiterung der Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen großen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten, es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Man kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weis, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weis; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns bey unsern Unternehmungen behutsam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unsern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wissenschaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müssen also durch gute Beyspiele, durch vernünftige Critiken, die Geschicklichkeit, sie anzuwenden, in uns verstärken, und unsre Ausarbeitungen den Verständigern zeigen. Ihre Anmerkungen müssen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Lesen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der

Wiſſenſchaften, unſer Verſtand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es iſt, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredſamkeit geben, ſo können ſie uns doch das Erträgliche gewähren; und da wir ſo viel geiſtliche Redner nöthig haben, ſo müſſen wir auch mit ſolchen zufrieden ſeyn, die keine Saurine, keine Mosheime ſind; denn die Natur bringt nur wenige große Geiſter hervor. Aber wir müſſen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unſere Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die Gaben ſind, die wir zu einem Redner bedürfen, deſto mehr müſſen wir das vermeiden, was ſie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbeſſerung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grauſamer umgehen. Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht ſie gar nicht.*) Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es iſt die größte Wohlthat für ſie, wenn man ſie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem ſie ſich hier lächerlich machen würden. Ich weis wohl, daß die Sucht der Poeſie eine Krankheit iſt, die ſich ſo leicht nicht heilen läßt; aber eine ſtrenge Critik, mit Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn ſie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede iſt ja nicht das einzige Werk der Beredſamkeit. Briefe, Geſchichte, moraliſche Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren Umfang. Hat man Genie zu dieſen Gat-

*) hoc tibi dictum
Tolle memor; certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi:
mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae.
Hor. A. P. v. 367.

Erweiterung der Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen großen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten, es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Man kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weis, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weis; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns bey unsern Unternehmungen behutsam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unsern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wissenschaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müssen also durch gute Beyspiele, durch vernünftige Critiken, die Geschicklichkeit, sie anzuwenden, in uns verstärken, und unsre Ausarbeitungen den Verständigern zeigen. Ihre Anmerkungen müssen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Lesen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der

Wiſſenſchaften, unſer Verſtand genug
hält.

So gewiß es iſt, daß die Regeln un
in der Beredſamkeit geben, ſo können ſ
liche gewähren; und da wir ſo viel gei
ben, ſo müſſen wir auch mit ſolchen
Saurine, keine Mosheime ſind; denn di
nige große Geiſter hervor. Aber wir m
anwenden, wodurch wir unſere Art zu
lich und gründlich, das heißt, nützlich
telmäßiger die Gaben ſind, die wir zu
deſto mehr müſſen wir das vermeiden,
chen kann, den Mangel der Verbeſſerun

Mit denen, die Poeten werden wolle
umgehen. Die Welt kann die Poeten e
ßige braucht ſie gar nicht.*) Junge
man zurückhalten. Es iſt die größte
man ſie nöthiget, auf einer andern S
anzuwenden, mit dem ſie ſich hier lächer
weis wohl, daß die Sucht der Poeſie ei
ſo leicht nicht heilen läßt; aber eine ſtr
tigkeit verbunden, bleibt doch die Sc
wenn ſie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede iſt ja nicht das ein
keit. Briefe, Geſchichte, moraliſche
gehören auch in ihren Umfang. Hat m

*) hoc tibi dictum
Tolle memor; certis medium et tole
Recte concedi:
mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non conces

tungen der Beredſamkeit, oder zur Dichtkunſt; hat man die Regeln gefaßt: ſo ſey man dennoch ſparſam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den erſten Jahren ſteht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Verſuchen. Man nähre ſeinen Verſtand mehr durch das Leſen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrſamkeit aus der Geſchichte, aus der Natur, aus der Philoſophie. Die Uebung iſt unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als ſein Genie, ſein ungebautes Genie, ausſchreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld ausſaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wiſſenſchaft, ein wenig Gelehrſamkeit, ruft uns Pope *) zu, iſt eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder koſtet den Pieriſchen Quell gar nicht. Ein ſeichter Trunk berauſcht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredſamkeit, davon ſich ein gutes Theil auch auf die Poeſie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig iſt: ſo habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anders mein Vortrag der richtige geweſen iſt. Aber das Meiſte bleibt Ihnen ſelbſt überlaſſen. Die Ehre, wenn Sie große Poeten oder Redner werden, iſt Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewieſen, die Sie betreten ſollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie leſen, was Sie leſen, wie Sie arbeiten und beurtheilen ſollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung iſt Ihre. Doch dieſer Fleiß iſt eine Beſchäfftigung, die ſich nicht auf ein

*) A little learning is a dang'rous thing;
Drink deep, or taste not the Pierian spring;
There shallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely sobers us again.

Critic. v. 215.

Vergnügen, nicht auf ein kurzes Ja
re. Sie durch Ihr ganzes Leben glü
lich wie zufrieden würde ich meine B
ich wüßte, daß ich Ihnen so sehr ge
Versuch gewesen ist! Wenigstens hoffe
Vorsätze bestärket haben werde, Ihr G
Ehre der Wahrheit, zu einem unsch
Vergnügen, zur Ausbreitung des guten
an[illegible]zuwenden. Ich kann mir nich
als einen witzigen Gelehrten, der a
Absicht, das Verderben der Gemüther
Grundsätze nach unerlaubten, und der
chen Schriften, itzt und in vielen
werden. Und wie glücklich muß der
seiner Tage den seligen Gedanken m
kann, daß er noch Jahrhunderte hi
das Vergnügen der Welt seyn wird!
welche die Gaben zum Schreiben ni
haben, müssen sich beruhigen, daß si
sen, beurtheilen, und also nützen könn
trösten, daß man ein nützlicher und
kann, wenn man gleich kein Redner
größre Ehre ist, eine Sache, die man
zu thun, als sie mittelmäßig zu thun
große Geister, aber desto mehr von de
hat. Sind wir zur Beredsamkeit vo
len wir nie vergessen, daß ein großer
Gelehrsamkeit erwerben, täglich seine
nähren, die Welt und das menschlich
daß er bald durch Lesen, bald durch G
muß. Haben wir ein Naturell zur P
täglich sagen, daß ein Poet ohne W

wird, daß er eben ſo wohl, als ein Redner, die Philoſophie wohl faſſen, und ſich mit tauſend nützlichen Kenntniſſen aus der Natur bereichern muß, wenn er ſeinem Genie aufhelfen will. Die Wolluſt der Poeſie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiße ab, den wir andern Arbeiten ſchuldig ſind; um deſto mehr müſſen wir über unſre Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig Poeten ſeyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig iſt, ein ſchöner Scribent zu ſeyn, daß man auch ein Mann für Geſchäffte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtſchaffner Mann ſeyn, und durch ein edles Herz eben ſo wohl ſeine Sitten, als ſeine Gedichte lehrreich und angenehm machen muß. Und wie viele ſind unglücklich geworden, weil ſie mit Gewalt Poeten ſeyn wollten!

Endlich nehmen Sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerkſamkeit ſchuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Von der

Beſchaffenheit, dem dem Nutzen der

Eine Vorleſ

auf Befehl und in hoher

Sr. Churfürſtl. Durchlauchtig

Friedrich Au

den 29ſten April, 1

auf der

Univerſitätsbibliothek

gehalten. *)

Auf Befehl unſers Durchlauchtig
Churfürſten ſoll ich itzt die Moral,
heit, ihrem Umfange, und ihrem 9
Abriſſe darſtellen. Dieſem Befehle, der
Fürſten ſo viel Ehre macht, gehorche
und wünſche, daß ich das, was mir

*) (Zuerſt einzeln gedruckt 1766.)

Scharfſinnigkeit und Beredſamkeit mangeln wird, durch Deutlichkeit und Kürze erſetzen möge.

(Das auf dieſen Eingang Folgende, gleichlautend mit der erſten der moraliſchen Vorleſungen, iſt hier weggelaſſen worden und Theil 4, S. 7—24 zu finden, von den Worten: „Die Moral, oder die Kenntniß" ꝛc. bis „Es iſt ein Rauſch, und bald, bald wird der Rauſch verfliegen." Dann folgt hier dieſer Schluß:)

Dieſes weiſe, liebreiche und edle Herz, von dem ich itzt geredet habe, Durchlauchtigſten Churfürſt und Herr, war der Charakter des preiswürdigſten und nun in dem Himmel verherrlichten Friedrich Chriſtians, Dero Durchlauchtigſten Herrn Vaters; und eben dieſes weisheitliebende und edle Herz, ſo rühmet Sachſen von Ihnen, Hoffnungsvoller Fürſt, eben dieſes weisheitliebende und edelgeſinnte Herz iſt auch, Dank ſey es Gott im Himmel! Dank Dero in Gott ſeligſtem Herrn Vater! Dank dem herrlichen Beyſpiele Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter und des ruhmwürdigſten Adminiſtrators der Chur! Dank der weiſen Anleitung der vortrefflichen Männer, die das Glück haben, an der Bildung Dero Verſtandes und Herzens zu arbeiten! — dieſes Herz iſt auch Dero Charakter, Dero Wunſch und Beſtreben. Und eben dieſes weiſe, edelgeſinnte und tugendhafte Herz war auch der Charakter, das Beſtreben, und das Gebet des jungen Königs Salomo. So gieb mir nun, betete dieſer junge Prinz, ſo gieb mir nun Weisheit und Erkenntniß, daß ich vor dieſem Volke einher gehe. Und der Herr ſprach zu Salomo: Weil du das im Sinne haſt, und haſt nicht um Reichthum, noch um Gut, noch um Ehre, noch um deiner Feinde Seelen, noch um langes Leben gebeten, ſondern haſt um Weisheit und Erkenntniß gebeten, daß du mein Volk richten mögeſt, darüber ich dich zum Könige gemacht habe: ſo ſey die Weisheit und Erkenntniß gege-

en ſtets begleiten, wenn ſie nur nicht allein oft, ſondern mit Aufmerkſamkeit und Lebhaftigkeit angeſtellt en. Denn nicht jede, auch oft angeſtellte, Betrachtung Got- ſt Andacht, oder wird zur Andacht. Nicht derjenige iſt an- ig, der nur aus bloßer Wißbegierde, oder ſeines Amts und ſs wegen, ſich mit der Betrachtung Gottes beſchäfftiget, und) ſo kalt bleibt, als ob er ſich mit den gleichgültigſten Ge- änden unterhalten hätte; ſo wenig als es der Heuchler iſt, ur die Miene der Andacht zu ſeinen irdiſchen Abſichten miß- cht, ohne ihren Geiſt zu haben. Doch die Andacht verlangt nur eine lebhafte, ſondern auch eine wahre und rich- Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge. Ohne Wahrheit nſerm Verſtande iſt auch keine Wahrheit und Richtigkeit in m Herzen und in unſern Empfindungen. Sich ſelbſt mit Traume eines gewiſſen frommen Gefühls ſchmeicheln, ohne Gott mit Ueberzeugung richtig, deutlich und würdig zu den- iſt Andacht in der Einbildung und verborgne Heucheley des ens, oder fromme ſelbſtbetrogne Einfalt; ſo wie es ebenfalls der wahre Geiſt der Andacht, ſondern fanatiſche Hitze iſt, n man Gott und ſeine Eigenſchaften in einem falſchen Lichte chtet, und in ſich dadurch gewiſſe Empfindungen erzwingt, Gott und ſeinen Eigenſchaften nicht gemäß ſind. Wem ge- t alſo der Ruhm der wahren Andacht? Nur einem Geiſte, Gott in dem wahren Lichte betrachtet; in dem er ſelbſt ſich durch die Vernunft und Offenbarung gezeigt hat; und der, ßgezogen von der Welt und ihren Zerſtreuungen, mit ge- nelten Kräften, in ernſthafter Stille, bald aus der Schrift, aus einem andern geiſtreichen Buche, bald aus ſeiner eig- Kenntniß, das Andenken an Gott, ſeine Eigenſchaften, Werke, lthaten und Gebote oft, und wirklich in der frommen großen Abſicht erneuert, um in ſeinem Herzen diejenigen ſindungen zu erwecken und zu unterhalten, welche dieſe Be-

Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht. *)

Viele denken so niedrig von der Andacht, daß sie dieselbe nur für das Antheil kleiner und einfältiger Seelen halten; und es ist doch nichts gewisser, als daß eben der Mangel der Andacht eine solche Seele verräth; so wie ihre Gegenwart nur die Eigenschaft eines empfindlichen und edlen Herzens seyn kann. Dieses zu erweisen, darf man nur zeigen, was die Andacht ist, woher sie entsteht, und was sie für Wirkungen auf die Seele und den Wandel der Menschen hat.

Ohne eine richtige und lebendige Erkenntniß Gottes und seiner unendlichen Vollkommenheiten kann keine wahre Andacht Statt finden. Diese Gemüthsverfassung besteht eben darinne, daß wir die Größe und Güte Gottes uns würdig denken und sie lebendig empfinden. Sie ist es ja, die unsern Verstand mit den Eigenschaften, Werken, Wohlthaten und Geboten Gottes, so wie sie uns die Natur und Offenbarung lehren, oft und lebhaft unterhält, und ihm dieselben tief einprägt. Sie ist es, die dadurch in unserm Herzen die Empfindung der Ehrfurcht und Liebe, des Vertrauens und der Dankbarkeit, der Demuth und gänzlichen Unterwerfung gegen Gott, erwecket, welche diese Betrach-

*) (Der 1769 erschienene Anhang zu der Sammlung der vermischten Schriften enthält dieses und die beiden folgenden Stücke.)

tungen ſtets begleiten, wenn ſie nur n
auch mit Aufmerkſamkeit und Le
werden. Dann nicht jede, auch oft ang
tes iſt Andacht, oder wird zur Andacht.
dächtig, der nur aus bloßer Wißbegierd
Berufs wegen, ſich mit der Betrachtung
dabey ſo kalt bleibt, als ob er ſich mit
genſtänden unterhalten hätte; ſo wenig
der nur die Miene der Andacht zu ſein
braucht, ohne ihren Geiſt zu haben. D
nicht nur eine lebhafte, ſondern auch
tige Erkenntniß Gottes und göttlicher
in unſerm Verſtande iſt auch keine Wa
unſerm Herzen und in unſerm Empfin
dem Traume eines gewiſſen frommen E
von Gott mit Ueberzeugung richtig, den
ken, iſt Andacht in der Einbildung und
Herzens, oder fromme ſelbſtbetrogne Ei
nicht der wahre Geiſt der Andacht, ſon
wenn man Gott und ſeine Eigenſchafte
betrachtet, und in ſich dadurch gewiſſe
die Gott und ſeinen Eigenſchaften nich
bühret alſo der Ruhm der wahren And
der Gott in dem wahren Lichte betracht
uns durch die Vernunft und Offenbarun
zurückgezogen von der Welt und ihren
ſammelten Kräften, in ernſthafter Still
bald aus einem andern geiſtreichen Bud
nen Kenntniß, das Andenken an Gott, ſ
Wohlthaten und Gebote oft, und wirk
und großen Abſicht erneuert, um in
Empfindungen zu erwecken und zu unte

trachtungen zu erzeugen so fähig sind. Nur derjenige Christ ist andächtig, der, um diese Absicht zu erreichen, nicht allein überhaupt, sondern auch insbesondere, und mit Beziehung auf sich selbst, alles dieses überdenkt; der diese Empfindungen, so bald er sie fühlet, gern in sich aufnimmt, sein davon erfülltes Herz zu Gott selbst erhebt, sich in eine Art des Gesprächs und nähern Umgangs mit ihm versetzet, und, als vor dem Angesichte des Allgegenwärtigen, ihm sein ganzes Herz, bald in einem anbetenden Lobe, bald in einem freudigen Danke, bald in einer kindlichen Bitte, bald in einer reuvollen Abbitte, bald in einer erneuerten Zusage eröffnet, und sich nicht nur von Gott, sondern mit Gott selbst unterhält.

Aber was ist bey dieser Verrichtung klein? Ist es der Gegenstand? Was ist größer, als Gott der Unendliche, der alles, was groß und gut, was bewundernd- und liebenswerth ist, im höchsten Grade besitzet; als Er, der Vater aller Vollkommenheit, der Schöpfer und Herr der Natur, der Allmächtige, durch den wir sind und leben, in dessen Willen und Macht unser Glück und Elend beruhet? Diesen Gott denken wir, wenn uns die Andacht beseelet, in aller der anbetungswürdigen Größe und Güte, in der wir ihn nicht nur in dem Lichte der Natur, sondern in dem noch höhern Lichte der Offenbarung erblicken. Wir denken ihn, wie er uns wunderbar bereitet hat, und als der liebreichste Vater erhält, wie jeder Augenblick unsers Lebens sein Geschenk ist, und wie wir nichts seligers thun können, als seinen Willen erforschen und ausüben, weil sein Wille nichts als Güte und Weisheit, nichts als unser Glück ist. Wir denken und erwägen, wie jede Verletzung seines Willens Frevel und Aufruhr ist; wie heilig und gerecht Gott ist, und wie unrein und sündig wir vor seinem Angesichte von Natur sind, und welche unaussprechliche Liebe er uns durch die Erlösung seines Sohnes erwiesen. Dieses oft, mit Ernst und Empfindung denken und erwä-

gen, denn dieß die Eigenschaft einer einfäl
die Erkenntniß der Wahrheiten für Kein
in derselben zu wachen, für Schwachheit
ein Uebel; er ist der nächste zum Thier
Schande hält, von Gott abgehängen, un
den, wie soll man den nennen? Daß wir
und nicht edel und tugendhaft seyn können,
liche Wahrheit, als daß wir ohne Aug
Was kann also thörichter seyn, als die E
Nichtswürdigkeiten und Eitelkeiten, mit
zu beschäfftigen pflegt, den Erkenntniß G
lens vorziehen? Denn derjenige hat gewi
den wahren Werth der Sachen nicht zu
schätzet für sein Glück, und das Glück e
nicht hält. Wer würde den nicht verlach
per Blume, die in wenig Stunden verwelk
zen Welt vorzöge? Handelt aber derjenig
die Kenntniß der Mittel, den Beyfall ein
ten, der Kenntniß, den Beyfall Gottes zu

Die Andacht erfordert, daß wir unser
wöhnlichen Gegenständen abziehen, unser
unsere Lüste schweigen heißen, und uns üb
erheben. Zu dieser Beschäfftigung gehöret
Begierde nach Licht und Wahrheit, Achts
und Schärfe der Einbildungskraft. War
daß andächtige Seelen meistentheils einfä
Seelen sind? Wir halten ja denjenigen
seinem Amte wohl vorzustehen, sich oft di
tes mit einer gewissen Stille des Geistes
Vergnügungen entsagt, um die Wichtigkei
seines Berufs in ihrem ganzen Umfange z
sehen wir es denn als eine Einfalt an, n

iſt, die Pflichten ſeines Berufs und den Umfang der göttlichen Gebote, in allen beſondern Fällen des Lebens, zu überdenken?

Eine der vornehmſten Pflichten der Andacht iſt die Prüfung unſers Herzens. Niemand kann Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, zu ihm um Vergebung rufen, ſich ſeinen Beyſtand ernſtlich erbitten, noch ſich der Erlöſung ſeines Sohnes getröſten, und ſein Gewiſſen durch den Glauben beruhigen, ohne den Willen Gottes, der unſere Heiligung iſt, auf ſich ſelbſt zu ziehen, und ſeine vielfältigen Abweichungen von dieſem Willen zu überdenken. Aber ſein Herz, das natürlicher Weiſe, aus Stolz und Eigenliebe, die Prüfung flieht, aufrichtig erforſchen, in ſeine geheimſten Abſichten eindringen, und ſeine Neigungen, nach dem Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens, und nach den Ausſprüchen der Offenbarung, ſtreng beurtheilen, iſt gewiß keine Frucht der Einfalt. Was thut der Chriſt, wenn er ſich in der Stunde der Andacht prüfet? Er ſtellt ſich vor dem Auge des Allwiſſenden in ſeiner ganzen Blöße dar. Er erkennt ſeine Thorheit als Thorheit. Und ſo ſehr ſich deſſen natürlicher Weiſe das Herz weigert, nöthigt er ſich dennoch, eine böſe Handlung in allen ihren Folgen und Veranlaſſungen, nach dem wahren Grade ihrer Strafbarkeit, nach dem Widerſtande, den man dabey gefühlet, zu betrachten, ſelbſt jeden unreinen Gedanken zu verklagen, jedes Uebermaaß erlaubter Neigungen zu bemerken und zu beſtrafen, und die böſen, aber auch liebſten, Neigungen der Natur für das, was ſie ſind, für Krankheiten und Schande der Seele anzuſehen. Iſt aber dies wohl das Geſchäffte eines ſchwachen Geiſtes? Und wenn er vor dem Angeſichte des Allerheiligſten fortfährt, auch das Gute, das er thut und wünſchet, in der Stunde der Andacht aufrichtig zu prüfen, ſich einer löblichen Abſicht, einer rühmlichen Verleugnung ſeiner aufgebrachten Begierden, oder einer Handlung der Liebe und des Mitleidens dankbar vor Gott zu erfreuen; wenn er, ſage ich, auch den Werth

Seele, wenn dieſes niedrige Geſinnungen ſeyn ſoll
dan ſtelle ſich noch die Früchte und Abſichte
vor, um ihr Edles und Großes kennen zu ler
n iſt nichts Geringers, als das Wachsthum de
Tugend, des Glaubens und der Liebe, des Eifers
und der Abneigung gegen das Böſe. Durch d
ken wir das Vertrauen auf Gott, ſtärken unſern
ren, verſichern uns des Troſtes im Elende und
im Glücke, befeſtigen unſere Ergebung in alle F
Vorſehung von unſern Schickſalen, von unſerm
. Auf dieſe Weiſe bildet uns die Andacht zu
ern, und zu vorſichtigern und ruhigern Chriſten.
zu allen Pflichten und Begegniſſen dieſes Lebens m
Wachſamkeit. Sie macht uns mit Gott vertrau
des ewigen Lebens bekannt, und geſchickt, den T
, und uns durch die Ausſicht eines ewigen Glü
großen Gedanken unſrer Erlöſung durch Jeſum
den Bezirk der Erde zu erheben, und ſchon hie
Herzen im Himmel zu wandeln. Und der Menſ

zu schwächen; wenn er selbst durch die Gefahren gesetzter und durch seinen Verlust weiser werden lernet, und also die sichersten Mittel vorsichtig und herzhaft anwendet, um sein und seines Vaterlandes Glück zu beschützen: so heißt er mit Recht ein ruhmvoller Held. Aber der Christ, der für sein unsterbliches Glück und ewiges Vaterland, für sich und seine Brüder, in dem Werke des Glaubens und der Tugend eben das thut, der sollte ein schwacher Geist seyn? Verstand und Freyheit, Gewissen und Offenbarung haben, und gegen sein Glück, gegen die Reinigkeit der Seele, unempfindlich seyn, hingegen menschliche Ehre, Reichthümer und Freuden der Sinne, höher schätzen, als Ehre bey Gott und Reichthum an guten Werken, als den Frieden eines guten Gewissens und der Anwartschaft der seligen Unsterblichkeit, ist eben so viel Thorheit, als wenn ein Regent bey dem erhabnen Berufe, wohl zu herrschen und Millionen Menschen zu beglücken, und bey allen dazu nöthigen großen Eigenschaften es doch für edler halten wollte, sich eine Fertigkeit im Ballschlagen zu erwerben, als Menschen ruhig und glücklich zu machen.

Will man vielleicht zweifeln, daß die Andacht diesen gerühmten Nutzen nach sich ziehe; so erinnere man sich nur an die Natur der Seele und der Andacht. Man entferne zuerst den unrichtigen Gedanken, als ob Gott etwas gewönne, wenn wir andächtig sind; als ob unser Andenken an ihn, an seinen Willen und seine Werke, ein eigentlicher Dienst wäre, den wir ihm leisteten; und als ob es ihm, wie den Großen der Welt, zur Ehre gereichte, wenn wir ihm unsere Ehrfurcht und Liebe, oder unsere Reue und den künftigen Eifer in seinen Befehlen, zu erkennen geben. Gott ist kein Mensch. Er sieht unsre Gedanken von ferne, und sah aller Menschen Herzen, in allen ihren Wegen und Absichten, ehe seine Hand noch eins bereitet hatte. Er bedarf unserer Ehrfurcht nicht, wie der Regent der Erde der Ehrfurcht der Unterthanen bedarf. Unsre Opfer der heiligsten Gedanken

und Lobgesänge vermehren seine Glückſ
die Opfer aller Thiere, und die Erbau
Gleichwohl sagt uns die Vernunft, daß
des Herzens schuldig sind; und Gott se
Worte das Gebet und die Andacht, als
Und warum? Nicht nur, weil die An
natürlichen Verhältnisse, darinne wir
schöpfe und Kinder stehen, höchst gemä
nehmlich, weil Gott, der immer unsre
machet, wohl sah, daß auch die
ein Mittel sind, das unser Herz
bilden kann.

Wenn wir oft und feyerlich vor sei
an die heiligen und hohen Wahrheiten
losgerissen von der Erde, uns mit de
die uns allein in jene Welt folgen wer
wir seine Liebe und Fürsorge über alles,
selbst, wie sie mit jedem Tage wirket,
den Gedanken von seiner Allwissenheit,
unsre Seele rufen; wenn wir an diesen
hen Eigenschaften itzt nicht nur denken
selbst unterhalten, selbst zu ihm denken,
nicht allein unsre Erkenntniß von ihm,
hendig und kräftig in uns; so wie Go
nähern Umgangs unsrer Seele gegenw
genschaften werden uns zu Bewegungsg
so wohl Ehrfurcht und Liebe, als Da
nehmen gegen einen Gott zu, den wir
Augen und im Herzen haben. Sollte
das ihm der Sohn Gottes mit seinem
und andächtig überdenkt, der seine gi
freywillige Erniedrigung, um uns ewig

erwägt, in ſeinem Herzen keinen Abſcheu vor der Sünde fühlen, deren ſchreckliche Strafen Chriſtus trug; keinen Eifer zur Tugend, die uns ſeine Lehre, ſein Leben und ſein Tod predigen, keine Liebe zu dem Erlöſer und ſeinem Willen? Sollten die Drohungen und Verheißungen Gottes, die wir uns in der Stunde der Andacht zu Gemüthe führen, keinen Eindruck zurücklaſſen, heilig zu ſeyn, wie Er iſt? Oder wird die Prüfung unſers Herzens und Wandels, die wir itzt in dem Angeſichte Gottes unternommen haben, uns bey unſern täglichen Fehltritten nicht weiſer, und ſtärker zum Kampfe gegen die Sünde machen, nicht mit demüthigem Verlangen nach ſeinem Beyſtande erfüllen?

Wenn der Chriſt des Morgens den Gedanken mit Ueberzeugung gedacht hat: Gott lebt, Gott regieret die Welt, nichts iſt ſo geringe, das nicht unter ſeiner Anordnung oder Zulaſſung ſtehe, er hat die Haare auf deinem Haupte gezählt, und denen die ihn lieben, ſoll alles zum Beſten dienen: ſo wird dieſer Gedanke, wenn er ihn des Tages bey einer bevorſtehenden Gefahr, oder einem zu erduldenden Verluſte, wieder in ſeiner Seele erneuert, auch ſeine Kraft an ihm äußern. Er wird ihn beherzter und gelaßner machen, wenigſtens dem Unmuthe und der Troſtloſigkeit wehren, und ſie nach und nach beſiegen.

Wenn ich in den Stunden der Andacht Gott für mein irdiſches und ewiges Glück danke, das heißt, bey dieſen Vorſtellungen ſeine Liebe, mein Glück und meine Unwürdigkeit empfinde: ſollten dieſe Empfindungen nicht ein Saame des Gehorſams und der Demuth werden? Wenn ich itzt in der Prüfung vor Gott erkenne, daß ich einen böſen unedlen Gedanken meiner Seele erlaubt, oder eine ihm mißfällige Neigung gehegt habe: wird dieſes keine Reue, die Reue keinen Vorſatz, und der Vorſatz keine Beßrung wirken? Und werde ich mich in der künftigen Stunde der Andacht und Prüfung freudig und gern vor ſein Angeſicht wagen können, wenn meine vorige Prüfung fruchtlos war, wenn

aß ſein Nächſter von eben dem Gott erſchaffen, er
ret iſt, und daß ſie beide ihre Gaben, als unverd
, aus Einer wohlthätigen Hand erhalten haben;
ch, ſchwerlich dieſen Nächſten, wenn er mehr e
verachten, und ſich, ihm zu helfen, oder ihn zu
n können. Wer die Liebe Gottes in ſich erneuert
der belebet und vermehret auch zu gleicher Zeit
ächſten, und erwecket ſo wohl den Geiſt der S
Beſcheidenheit, als des Mitleidens und der Dienſt
t aber die Andacht ein Weg, uns in der wahren
Klugheit zu erhalten, ſich die hohen Wahrheiten
gegenwärtig und lebendig zu machen, von ſeinen
mehr zu überzeugen, ſein Herz genauer kennen z
Furcht und Liebe gegen Gott zu beleben und zu v
o iſt ſie ein ſichres Mittel zu unſrer Gemüthsruhe
ewigen Glücke. Und ein ſolches Mittel ſorgfält
edlichem Herzen, in Unterwerfung gege
den, und alſo andächtig ſeyn, dieſes wird ſtets e
n eines edlen und weiſen Herzens bleiben; ſo w

Allein, wenn sie uns ermahnet, daß wir am Gebete anhalten, daß wir immerdar beten sollen: so verlanget sie offenbar, daß wir oft andächtig seyn sollen. Wir sind freylich nicht hier, um unser Leben nur in andächtigen Betrachtungen zuzubringen. Gott hat tausend Bedürfnisse unsrer Erhaltung und Bequemlichkeit dem Fleiße der Menschen überlassen, und uns so viele und mannichfaltige Pflichten gegen uns selbst und unsern Nächsten auferlegt. Er hat eben so wohl befohlen zu arbeiten, als zu beten. Es kann also nicht sein Wille seyn, daß wir der Andacht so pflegen sollen, daß wir die Geschäffte des Lebens darüber vergessen. Die Mutter, die für ihr Haus sorgen, Kinder erziehen, und ihrem Manne die Last seines Berufs erleichtern soll, und es doch für ihre Pflicht hält, den größten Theil des Tages der Andacht zu widmen, versteht das Gebot der Andacht unrichtig, und hebt offenbar den Nutzen und Einfluß derselben auf. Sie sollte andächtig seyn, um eine desto sorgfältigere Mutter und Gattinn zu werden; und sie wird eine schlechtere Mutter, um andächtig zu seyn. Der Staatsmann, der zu der Stunde, wo ihn die Wohlfahrt des Landes ruft, sich für berechtigt hält, nicht zu erscheinen, weil er seine Andacht noch zu verrichten hat, versteht sie nicht richtiger, als sie der Arzt verstehen würde, der, um Gott erst das Opfer der Andacht zu bringen, einen Kranken zu retten verabsäumte. Allein so viel ist gewiß, daß Personen, welche Gott weniger in Umstände gesetzt hat, dringende und beschwerliche Geschäffte zu besorgen, auch einen größern Theil der ihnen überlassenen Zeit zur Andacht anwenden können und müssen. Und endlich kann wiederum kein Leben so beschäfftiget seyn, das uns nicht des Tages, oder in der Stille der Nacht, wo nicht Stunden, doch Augenblicke zur Andacht schenken sollte.

Weder die Länge, noch die Kürze, kann überhaupt unsrer Andacht einen Werth geben. Unser Erlöser hat die langen Gebete verboten, aber nicht ohne Ausnahme. Er selbst hat zu ge-

wiſſen Zeiten lange im Gebete verharret.
es kein gutes Kennzeichen unſers Herzens
nur kurze Augenblicke zu unſrer Andacht
ten wir von denen Stunden, die wir a
oder auf müßige Stunden verwenden, n
wenn wir den Werth der Zeit und der A
den? Niemand leugnet, daß diejenige Gr
ſelbſt von erlaubten Vergnügungen etwa
Elenden zu erquicken, größer ſey, als die
mich gleichſam nur meines Ueberfluſſes ent
auch edler ſeyn, zuweilen ſeinem Vergnüge
ziehen, und ſie der Erbauung ſeines Herz

Da wir nicht zu aller Zeit gleich geſch
ken zu Gott zu erheben: ſo wird es kein
ſeyn, ſeine Andacht an gewiſſe beſtimmt
Allein, da wir leicht dieſe Uebung ganz u
uns keine Geſetze vorſchreiben: ſo würde
läſſigung der Andacht ſeyn, wenn man
für ſie ausſetzen wollte. Der Anbruch des
liche Stille der Nacht ſcheint uns vorzügli
einzuladen. Unſre Erwachung aus dem S
uns unſrer nicht bewußt waren, iſt eine
für uns; und es iſt ſehr natürlich, nach
ßigkeit des Schlafes, bey dem Gefühle ne
majeſtätiſchen Anblicke der wieder aufgehen
dungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht in
ſo muß es am Ende des Tages einem empf
ſeyn, ſich durch die Vorſtellung der genoſſ
überſtandenen Beſchwerlichkeiten, der begar
vollbrachten Guten, in die Empfindungen
und des Vertrauens auf Gott, zu ſetzen,
hülfloſen Zuſtande des Schlafs am meiſte

Allein ſollten deswegen nicht auch am Tage ſich gewiſſe bequeme Zeitpunkte zur Andacht darbieten, wenn wir nur begierig wären, ſie aufzuſuchen, wenn wir uns weniger mit unnöthigen Sorgen und Geſchäfften beſchwerten, weniger für die Eitelkeit und Mode lebten, und uns über gewiſſe Vorurtheile des ſogenannten Wohlſtandes, der oft nur eine Verſchwendung der Zeit iſt, hinwegſetzten. Sollte es in der Einſamkeit nicht edler gehandelt ſeyn, einen Blick in unſer Herz und unſre Abſichten, in die beſondre Vorſehung Gottes bey dieſem oder jenem Umſtande des Lebens zu thun, ſich mit einer großen Wahrheit der Religion zu unterhalten, als an ein Nichts zu denken, oder einer Begierde der Eigenliebe, einem Traume des Glücks und einer nichtswürdigen Neuigkeit nachzuhängen?

Vielleicht gewöhnet man ſeinen Geiſt zu wenig, an der Andacht Geſchmack zu finden; und vielleicht iſt man eben deswegen öfter aus Mangel des Verſuchs, als aus einem wahren Unvermögen, zur Andacht ungeſchickt. Wir fühlen zuweilen, wenn wir uns zu einer Arbeit des Verſtandes anſchicken, eine gewiſſe Trägheit, die uns den glücklichen Erfolg abſagt. Indeſſen verſuchen wirs, und wir finden oft am Ende, daß wir nie glücklicher gearbeitet haben. Warum ſtellen wir nicht eben dieſe Verſuche bey unſrer Andacht an? Wiſſen wirs voraus, daß ſie mißlingen werden? Und können wir nicht abbrechen, wen wir fühlen, daß wir bey aller redlich angewandten Bemühung keine Gewalt über unſre Seele haben? Erſchöpft von ſtrengen Arbeiten, voll von dem Geräuſche einer großen Geſellſchaft, die man itzt verlaſſen, oder träge nach dem Genuſſe der Mahlzeit, oder mürriſch nach einem Verdruſſe in ſeinen Angelegenheiten, zu den Uebungen der Andacht eilen, heißt ungeſchickt ſich zu ihr nahen. Die Würde und den Nutzen der Andacht ſich nicht vorſtellen, ehe man ſie anfängt, heißt ſich nicht gehörig dazu vorbereiten, und eben dadurch ſich ſelbſt ihres Segens berauben. Die gehabte

Andacht nicht durch die Ausführung
den Tag über fortsetzen, heißt sich
schwerlich machen. Wer das Wort
ten Herzen hört und bewahret, bey
und wer nicht mit einem guten He
reitet, und ihre Kraft nicht darin
Andacht vergebens hoffen, daß sie
chen soll; denn es war keine Andac
derselben. Warum hört Gott die G
Weil sie kein aufrichtiges Verlange
haben, um die sie bitten. Und n
Gott unsre Andacht segnen werde,
kein Verlangen nach diesem Segen
erscheinen, wie der Knecht vor seine
und einem heimlichen Wunsche, daß
seyn möchte!

Man kann leicht seine Andacht
bey Gott ansehen, wenn man gl
selbst, oder um der Ehre willen, d
angenehm sey. Man denke also
Pflicht, und zwar eine Pflicht sey
verordnet hat; und daß er Gott ist,
unser Gebet, ob er gleich angebetet
sen seyn will. Sind endlich alle Or
geltend, wenn wir sie im Vertrau
Verdienst des Erlösers, das allein
Gott einen Werth geben kann, ihn
leicht einsehen, daß alle unsre Andc
ben an den Erlöser geheilig
sey, als der Laut der Musik, die w
gen: denn Gott ist nicht ein Mensch
Wünsche, durch Worte und Töne

Weder die Menge der Gebete, noch der Betenden, giebt eigentlich unſrer Andacht die Kraft bey Gott, ſondern die Hoffnung auf ſeine Barmherzigkeit, und ſeine Verheißung, uns um Chriſti willen zu begnadigen und zu erhören. Dieſer Glaube muß die Seele unſrer Andacht, ſo wie unſers ganzen Chriſtenthums ſeyn.

Lehren eines Vaters

den er auf die A

Mein Sohn

Ich wiederhole Dir hier die L
heils von den erſten Jahren an, d
die Akademie vor ferne zeigte, g
Schrift einen beſtändigen Beweis n
auf dem Wege, der Dich nun kü
ſoll; eine tägliche Ermunterung ſe
Lebensart, und in eine Dir noch
Deine rechtſchaffnen Anführer habe
ſicht ſo ſorgfältig bis in Deine ern
um Dich in den Stand zu ſetzen, d
behutſamer Führer werden, und de
Hauſe, den Schritt in die große
thun könneſt. Ich kenne Dein gut
Deine Begierde nach Wiſſenſchaften
Beſtändigen; ich kenne Deine Tug
fehler Deines Alters und Tempere
Erfahrung, den verführeriſchen Rei
en der großen Welt, in denen das
wenn es ſich nicht mit täglicher Vor
ret. Höre mich denn an, mein lie

ein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenſchaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenſchaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolget biſt.

Eben die Jahre, in denen Du itzt ſtehſt, ſind die entſcheidenden Jahre Deines Lebens. Sie ſind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenſchaften, die ſich ſo oft der Weisheit und Tugend widerſetzen, und wegen der Freyheit, die Du erlangſt, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlaſſen; eine Freyheit, die ſo vielen auf der Akademie eine Urſache ihres Verderbens geworden iſt.

Du widmeſt Dich den Wiſſenſchaften, die Deinen Verſtand und Dein Herz ausbilden und Dich zum Dienſte der Welt, und zur Beförderung Deines eignen Glücks, geſchickt machen ſollen. Dieſe doppelte Abſicht iſt ein göttlicher Ruf; und dieſer Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß iſt, muß Deinem Studiren Leben und Würde ertheilen. Studire alſo nie, um nur Andre an Einſichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu erſteigen, und um durch Reichthümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu ſehen. So lange Du in dieſer Abſicht ſtudireſt, ſo verderbeſt Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da Du Deinen Verſtand und Dein Gedächtniß mit Kenntniſſen und Einſichten bereicherſt, die an ſich ſehr nützlich ſind, Dir ſelbſt aber wenig Nutzen ſchaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beſtändigen Ausübung derſelben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menſchen, und Gehorſam gegen Gott, an: ſo verherrlicheſt Du die göttlichen Abſichten, und ſo ſtudireſt Du chriſtlich ſchön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret haſt, iſt kein bloßer Gegen-

ſtand des unmittelbaren Gottesdienſt
den, die wir der Andacht ſchenken.
ihre Uebung nur als ein Opfer betra
wiſſen Zeitpunkten bringen ſollen.
heit, die uns gegeben iſt, unſer H
machen, und die daher in unſer
Wir können und ſollen die Wiſſenſch
treiben, aus der wir beten, oder ei
aus der großen und auf Gott gerich
zu erfüllen; die Pflicht, die er uns
Mittel zur Verbeſſerung unſrer man
higkeiten ſorgfältig anzuwenden, un
und das allgemeine Beſte zu befördei
Seiten gleichviel Luſt, Fähigkeiten,
aus, welche die Gelehrſamkeit erforde
Studiren, welches durch eine ſo edle
licher von Statten gehen muß, als
ſchaften, die ihre Nahrung nur aus
unſerm Eigennutze zieht. Ein Fleiß
gen durch die Betrachtung, daß er ur
iſt, erwecken; den wir durch Klugheit
erfahrner Männer des Tags über fo
und in guter Ordnung durch ganz
wird eine weit reichere und geſegnete
gierigſte Fleiß eines eitlen und lohnſ

Wer nicht nur aus Geſchmack,
ſtudiret, wird ſparſamer mit ſeiner
niſſe des Fleißes leichter überwinden,
ſeiner Unternehmungen ſeyn, eifriger
vorzüglich zu erlernen, und befliſſner,
terricht einſichtsvoller Männer zu
nicht lernt, um zu pralen, zu ſchimp

erſten beſten Amtes zu erbeuten: ſo wird er nicht voreilig in ſeinem Fleiße ſeyn, ſondern ſeine Reife abwarten, und ſeine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienſte und nicht auf den Schein der Verdienſte anwenden. — Ein junger Menſch mit Fähigkeiten, der auf eine ſo geſetzte Art ſtudiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günſtige Gelegenheiten für ſeinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterſtützung durch gute Bücher, die er nicht beſitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienſtfertige Verſtand rechtſchaffner Männer, welcher Vortheil iſt er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wiſſenſchaften!

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern aus Eifer für ſeine Pflicht ſtudiret, wird ruhiger ſtudiren, als ein Andrer. Welches Glück! Er weis, daß er bemüht iſt, ſeine Kräfte, ſeine Zeit und ſein Vermögen nach ſeiner beſten Einſicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieſes tröſtet ihn, wenn er nicht ſtets das erreicht, was er wünſchet, und die Fehler erblicket, denen uns die menſchliche Schwachheit jeden Tag von neuem ausſetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein ſo großes Geſchäffte einer jeden Lebensart iſt. Die Eiferſucht, daß Andre glücklicher fortrücken und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn ſelten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht ſein Talent, es ſey gegen die Gaben der Andern auch noch ſo klein, als ein göttliches Darlehn. Er ſieht es als ein Geſchenk der Gottheit an, die ihre Gaben ſtets weiſe austheilet, und von dem, der nur ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher eines Pfundes fordert. Iſt er treu in dieſer Anwendung ſeines Pfundes: ſo iſt er das, was er nach der göttlichen Beſtimmung ſeyn ſoll; und Neid und Eiferſucht über höhere Gaben werden ſein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er ſich nach ſeinen Kräften mißt und von Kennern meſſen

läßt, wird er nicht fruchtlos nach
reichen kann, ſondern ſich ſtets auf
er nach ſeinem natürlichen Charak
den größten Nutzen ſtiften kann. —
der in ſo edler Abſicht ſtudiret, de
trachtungen zu der Pflicht des Flei
Mittel der menſchlichen Klugheit z
ler Weisheit um Segen zu ſeinen
anruft, der hat dieſen Segen a
Und eben die gnädige und weiſe V
Schickſals angelegt hat, ehe wir
auch die Wege bezeichnen, die er

Laß alſo dieſen Gedanken, mein
unſerm ganzen Leben verbunden ſey
weichen, wenn Du glücklich und r
ein gelehrter, ſondern auch ein weiſ
ſtets ein ungeheuchelter Freund de
deſto beßrer Freund der Wiſſenſcha
Du kannſt gelehrt werden, ohne fr
aber wiſſe, daß ein Gelehrter ohne
elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf

Sey früh auf, mein Sohn,
Stunde den Uebungen der Andacht
widmen, und halte den Tag für
ſinn, oder einer andern ſtrafbaren
des Dankes und eines demüthigen
Gnade des Allmächtigen einweihſt;
tungen über den Werth Deines Le
guten Gewiſſens, und mit der Er
Gott, durch die Erlöſung Deines
— Ueberdenke und ordne alsd
theile die Stunden des Tages ſorgf

Deinem Plane zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue frisch. Sind des Tages vier Stunden zu Deinen Hauptcollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künsten und Leibesübungen genug: so kannst Du noch fünfe der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde, und sieben dem Schlafe schenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechanische schläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu Dir: der Fleiß ist meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit ist mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen schmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verstande und Gewissen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Ursachen von meiner Ordnung weichen. Das ist mein Amt, daß ich sie fortgesetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten soll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenstunden.

Sey vorsichtig in Deinen Vergnügungen. Du hast durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie schmeckt das Vergnügen des Lebens süßer, als nach den vollbrachten Pflichten. Nie ist der Scherz erquickender, als nach einem weisen Ernste, und die wahre Weisheit macht nicht schwermüthig, sondern heiter. Genieße die unschuldigen Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen eben so wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einst jung gewesen ist.
Ich liebe Jünglinge, die wissen,
Daß sie einst Greise werden müssen.

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorsichtigkeit und Weisheit. Wir sollen

uns auf den blumichten Auen, die
dieſes Leben finden, nur erholen, u
den Weg zu unſerm Ziele beherzt fo
kann man ſelbſt das Vergnügen zu
wirſt Du auch den Gefahren, die o
verborgen halten, am erſten ausw
tern ergötze Dich lieber an der Sei
Er wird ſehen, wo Du nicht ſiehſt
aus Liebe für ihn, und ſcheuſt ihn
gen des Spatzierganges, des Conc
ſuchen, um ſich von ſeinem Fleiße
ein unſchuldiges Spiel mit ſeinen
erlaubt. Hüte Dich nur vor den g
Spielſucht wohnet, die ſo manchen
gen Jüngling erſt um ſeinen Fleiß
und endlich um ſeine guten Sitten
ſern auf dem Lande, wo die Frech
aufgeſchlagen, brauche ich einen ſo g
nicht zu warnen. Sie ſind zu ſchr
ſuchung für Dich werden könnten,
rakter treu bleibſt.

Sey gefällig im Umgang
doch nur wenig Freunde. Di
meiniglich ein Kennzeichen, daß man
Sie verräth den Mangel des Verſta
verräth eine jugendliche Haſtigkeit d
unſtet iſt, immer in Abwechslung ſ
gierde zu gefallen, und Vieler Liebe
fälligkeiten ſchreiten kann, die im
im Fortgange Thorheiten werden,
Laſter ſich endigen. Und wirſt Du
noch der Freund Deiner Pflicht, un

ben? Der wahre Freund iſt auch nicht ſtets der, der uns am erſten gefällt; und die beſten Eigenſchaften des Freundes entdecken ſich oft erſt durch die Vertraulichkeit des genauern Umganges.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unſre Sorgen theilt, betrübt bey unſerm Grame,
Mit uns in unſerm Unglück weint;
Der, eh wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht ſchmeichelt,
Ja, träf ihn unſer Zorn, nicht unſern Lüſten heuchelt;
Wie ſelten, Sohn, iſt dieſer Freund!

Vertraue Dich dem Freygeiſte eben ſo wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte denjenigen ſtets für eben ſo unfähig, als unwürdig, Dein wahrer Freund zu ſeyn, der zu wenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu ſeyn.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es ſey auf Deinem Zimmer durch die Hülfe der Muſik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unſchuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geſchehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten, in einem anmuthigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und lerne Dich ihrer erfreuen, ſo oft Du ſie empfindeſt, und empfinde ſie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die Alle genießen können und doch die Wenigſten genießen, ſind die beſten und dauerhafteſten. — Lerne endlich, das edelſte Vergnügen, mit Abſicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und ſtärke täglich durch dieſe Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, dieſe Freude, giebt neuen Muth und iſt ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es iſt kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch der Männer, ja ſelbſt der Greiſe ſucht. Durch ihren Ernſt muß er ſeinen Leichtſinn,

und durch ihre Bedachtſamkeit ſei
ihrem Umgang muß ſeine Klugheit
fall ſeine Ehrbegierde genähret we
ſer Männer, wenn ſie lehrbegierige
ſich ſchwer machen, oder ſie kaltſinn
ſtig von ſich laſſen. Aber es iſt ein
ein Jüngling nicht die erlaubten A
kanntſchaft eines wackern Mannes
und Beſcheidenheit ſucht. Sey nic
zu ſchätzen, und danke Dich nie zu
nes Kenners zu gehorchen. Danke i
ihm durch ſchmeichleriſche Complim
Sey aufrichtig ohne Unbedachtſam
Schwatzhaftigkeit. So lange Dich
beredt machet, wirſt Du bey aller
gefallen. Gewinnt er Dich werth
mehr, als daß Du es erringen ſoll
freyen Zutritt, zieht er Dich zu ſe
ſeinen Büchern, oder zu ſeiner M
nach ſeinem Beyſpiele, aber ohne
vergiß nicht, daß die Miene des
nicht ohne Ausnahme kleidet, und
ners das am wenigſten ſind, was
dieſen Vortheilen wird Dich die E
vielen jugendlichen Vergehungen zu
tung für ihn und die Geſellſchaft,
Sitten angenehmer machen wird.
Dich reizt: Aber was würde dieſer
urtheilen? Getraue ich mir, ſie i
röthen? Würde er ſich nicht meiner
nach einer offenbaren Ausſchweifun
Augen treten können?

Gellert III.

Bey dem Umgange mit dem andern Geſchlechte kann ich Dir keine beſondern Regeln ertheilen. Sey wachſam, mein Sohn, und hüte Dich, keiner Neigung Raum in Deiner Seele zu verſtatten, die Du nicht Deinem ſtrengſten Freunde ohne Schamröthe ſollteſt geſtehen können. Die Verſuchungen dieſer Leidenſchaft, Theuerſter Sohn, ſind ſtark; aber die Waffen der Religion und der Wachſamkeit ſind ſtärker, als die Verſuchungen. Die Stimme dieſer Leidenſchaft iſt die ſüßeſte; aber die Stimme der Religion: wie ſollte ich ein ſolch groß Uebel thun! hat göttliche Kraft. Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weiſen und heiligen Abſichten eingepflanzet worden, die Du einſt in Deinen männlichen Jahren ohne Verletzung Deiner Unſchuld, in den ſanften Feſſeln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundſchaft und Liebe der Gattinn, erfüllen ſollſt. Ich liebe Dich, wie mich; und ich würde lieber ſterben, als die entſetzliche Nachricht erleben, daß Du Dich dem Laſter Preis gäbeſt. Denke an dieſe Liebe Deines Vaters, daß ſie Dich vorſichtig und wachſam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe Deines allmächtigen Vaters im Himmel, der Du durch eine wiſſentliche Ausſchweifung auf eine ſchreckliche Art entſageſt. Ja, mein Sohn (und mein ganzes Glück, ſo lange Du rechtſchaffen biſt), befeſtige dieſe Seite Deines fühlenden Herzens itzt und künftig, und täglich. Beſchäftige Dich ernſtlich, und auch in den Stunden der Erholung ſey nie ganz müßig. Sey enthaltſam in dem Genuſſe der Speiſen und Getränke. Hüte Dich, ich bitte Dich väterlich, vor jenen Schriften der Poeſie und Beredſamkeit, wo das Laſter, in den Schleyer der Anmuth gekleidet, auftritt und die Leidenſchaften durch Witz überredet. Entziehe Deine Blicke wollüſtigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft und tödten das Gefühl der Unſchuld. Laß Dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geſchlechte Dir nicht gebieten; ſondern

Du sein Herr, und ersticke den u
urt; dieß ist das Amt der Schau

Erzittre vor dem ersten
Mit ihm sind schon die
Zu einem nahen Fall ge

h die Wollust, in der Gestalt der
t verführen; ich kenne Dein gute
ft in der Gestalt erlaubter Freund
enheit, diese ist einem guten Jü
lichsten. Er geht oft Jahre lan
n des andern Geschlechts um. E
z; und keine Gefahr. Er bleibt
bindlichkeiten des unschuldigen Um
ußt, wird der Jüngling zuversi
den. Sein gesittetes Bezeigen wi
e Bescheidenheit mit freundschaf
zt eine geringe Vertraulichkeit, r
ld. Er erlaubt sich von Zeit zu
, nicht in einer zügellosen Absicht;
ekannt mit der wahren Beschaffe
ibt er an seiner Freundinn nur d
t schon gefährlich; und so schreite
einer unseligen Minute von einer l
halt der Freundschaft, gefangen,
er Freund, oder ein Gedanke der
el wird, gefället. — Setze also,
ubtesten Umgange mit dem ander
angenehmen Sitten zuträglich ist
ftig noch ein edles und geheimes
zweifle nicht, daß, wenn Dich
von der Pflicht Deines Fleißes,

ſchaften, von der Seite Deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß ſie, ſage ich, bald für Dich verderblich ſeyn werde, wofern ſie es nicht ſchon iſt.

Deine Fehler, ſo wohl auf dieſer Seite, als in den übrigen Verhältniſſen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbeſſern, laſſe Dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die ſorgfältige Prüfung Deines Herzens, Deiner Geſinnungen, denen Du den Tag über gefolgt biſt, und alles deſſen, was Du in Deinem Fleiße und in Deinen Erholungen, in Geſellſchaft und in der Einſamkeit, gedacht, geredet, gethan, von mir väterlich empfohlen ſeyn. Wer war ich in den Vormittagsſtunden; wer des Nachmittags; wer dieſen Abend? Wer war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund der Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitſamkeit, der vernünftige und gefällige Freund des Umgangs, der Freund der Religion, und der Diener Gottes? Werde jeden Tag gelehrter, werde ein Wunder der Gelehrſamkeit; nimmſt Du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn: ſo wirſt Du jeden Tag elender.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzufügen, die die Art Deines Studirens und Deiner Oekonomie näher betreffen ſollen.

Art zu ſtudiren.

Setze das Leſen der Alten, in deren Sprachen und Werken Du unterrichtet biſt, in Deinen akademiſchen Jahren ſo wenig bey Seite, daß Du Dir vielmehr ein Geſetz daraus macheſt, die beſten noch täglich zu ſtudiren. Beſtimme Dir eine Stunde dazu, und weiche nicht von dieſer Regel ab, wenn Du die höhern Wiſſenſchaften gründlich faſſen willſt. Die Alten ſind in der Geſchichte, in der Beredſamkeit und in der Poeſie, die Quellen und zugleich die Beyſpiele; ſie ſind es auch zum Theile in der Philoſophie. Je bekannter Du mit ihnen biſt, deſto glücklicher wirſt Du die Geſchichte und Philoſophie, die kein

Gelehrter entbehren kann, erlerne
chen verſteht, deſto nützlicher und
Du wirſt in der Folge finden, d
ten nicht Werke ſind, die wir nu
den niedern Schulen durcheilen ſo
Alten aus ihnen zu erlernen. D
nur die größten Genies, nicht ein
die Studierſtube war, ſondern M
regiert und Heere angeführet, und
Geſchäfften des Lebens gebraucht
es, daß man die Hochachtung g
man ihre Werke vergöttert, um
man ſie ſtudiret, ohne ſie weiter,
daß man ſie zur Wolluſt und au
der Religion und ſeines eignen H
art ſo lieb gewinnt, daß man die
darüber verachtet; daß man en
wahr und ſchön zu halten, als n
Horaz und Cicero gedacht und ge
hebt die Pflicht nicht auf, die B
in der großen Abſicht zu leſen, da
ren guten Einſichten, ſein Gedäch
Zeiten, und ſeine Einbildungskr
bereichere, und lieber der bloß ſpe
Geiſt anſtrengt, ohne ihn zu näh
ſtehe mich wohl: ich bin kein
ich müßte ſonſt ein Feind der Ver
einen Vorſchmack der neuern Phil
ſie hören und ſtudieren; aber nich
ſchaften. Du mußt nicht glaub
Grundſätze eines Syſtems haſt ve
gelehrt ſeyſt, daß Du alsdann

und richtig, und ſchön zu denken; eben ſo wenig, als Du den Geiſt der Beredſamkeit beſitzen wirſt, wenn Du ihre Regeln gefaßt haſt. Du wirſt dereinſt viele Männer finden, die ihr philoſophiſches Syſtem auswendig wiſſen, und die doch ſo ſchlechte Scribenten, Redner und Lehrer ſind, als hätten ſie nie Philoſophie gehört. — Lerne inſonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktiſch anwenden, und treibe dieſe heilſame Uebung unter der Aufſicht eines ſcharfſinnigen Lehrers. Du wirſt ſehen, was für ein großer Schritt von der Regel bis zur Anwendung ſey. Stelle dieſe Uebung zuerſt mit den Begriffen, Sätzen und Beweiſen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; ſie ſind die faßlichſten und gemeinnützigſten. Je geſünder und richtiger Du durch dieſe Uebung und das Leſen der Alten haſt denken und urtheilen lernen, deſto ſichrer vor philoſophiſchen Träumen wirſt Du Dich alsdann in das Gebiet der bloß ſpeculativen Weltweisheit und Metaphyſik wagen. Du kannſt nie zu richtig und ſcharfſinnig denken lernen, das iſt gewiß; aber Du kannſt, verliebt in die Geheimniſſe der Philoſophie, die der Wißbegierde des jugendlichen Verſtandes ſo ſehr ſchmeicheln, mit großer Begierde die Philoſophie ganze Jahre hören, und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere und kindiſche Rede niederſchreiben. Es gehören Anmerkungen und Critiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken; und Beleſenheit, Geſchmack und Erfahrung, um überall ſchön und der Sache würdig zu denken. Die Philoſophie ſeicht erlernen, benebelt nur den Geiſt und macht ſchwatzhaft; ſie gründlich und mit eigner Einſicht erlernen, macht heiter und vorſichtig.

Halte Dir bey dem Leſen ein Diarium zu den ſchönſten Stellen, und übe Dein Gedächtniß an ihnen. Ueberhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführet habe, nicht vielerley, ſondern viel, nicht ſo wohl alle, als die

Beſſen oft und zehnmal zu
Leſen ſtets der Regeln, die
um mit Vortheile zu leſen, nicht
Gedächtniſſe, ſondern mit ſeinem
man ſeinen Autor nicht mit Glück
dem ihm mit langſamen und b
und ſelbſt mit ihm fortdenken; d
fleißig aufſuchen, und durch das
daß man die Art der Ausführun
Beweis ſo wohl an ſich, als in
tuchten, jeden neuen oder vorzüg
ſinnung auszeichnen, und überh
des Werkes in einen kurzen Ausz
dieſen Regeln ferner, mein Sohn
nur für das Gedächtniß, oder fü
haben, ſondern für Deinen V
die wahre Bereicherung v
gehen vor; aber die Neuern fol
auf Koſten der erſtern. Lies die
aus dem Ludwigiſchen Zeitalter.
größten Theils durch den Geiſt d
ſie, ſage ich, und belebe Dich d
muß auch der größte Lohn für di
franzöſiſche Sprache gewendet haſt
vielleicht auch auf die italieniſch
ſen der franzöſiſchen Schriftſteller
tigkeit erhalten, dieſe ſo unent
ſchreiben und zu ſprechen. Als ein
im Latein ausdrücken können,
nicht, Dich in dieſer Sprache d
üben; Du wirſt den Nutzen dieſer
tigen Leben ſehr oft erfahren.

mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Mutterſprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies alſo auch die guten Werke in Deiner Mutterſprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht beſſer zu verſtehen, als Dein Bedienter. Uebe Dich unter einer guten Aufführung itzt in der Schreibart der Briefe und anderer kleinen Aufſätze, und in Deinem letzten akademiſchen Jahre in der öffentlichen Beredſamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poeſie, noch in der Proſa. Man muß ſein Genie erſt mit Wiſſenſchaften nähren, und die Begierde zu ſchreiben nicht für die Kraft zu ſchreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die erſten Anfälle ſind ein gewiſſer ſanfter Kützel, der ſich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wiſſenſchaften verwenden ſollte. Lies die claſſiſchen Schriftſteller unſrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die dieſen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregiſter zu leſen. Fliehe das Neumodiſche und das Allzugemächliche in den Wiſſenſchaften, den Fehler unſers Jahrhunderts. Ich ſetze Dir jährlich etwas Gewiſſes zu Büchern aus. Es ſoll Dir überlaſſen ſeyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht ſo geizig, alle gute Bücher beſitzen zu wollen; aber ſey geizig auf die Nebenſtunden, in denen Du viele gute leſen kannſt. Ich laſſe Dich fünf bis ſechs Jahre auf Akademien. Hier ſollſt Du nicht alles leſen, ſondern das Nothwendigſte und Beſte, und ſollſt Dir neben dem Geſchmack am Leſen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlaſſen müſſe, die Kenntniß der beſten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie

noch leſen kannſt. Zu dieſer Ken
zu einer guten Bibliothek, der U
der Buchladen und ein gelehrtes
vergiß nicht daß man in der groß
niß der Bücher verlangt, und d
phiſcher, hiſtoriſcher, und
in dem Leben oft lächerlich und
Man erwartet es von einem Gele
auf der Erde ſeyn ſoll. Und ehe
was zu ihr gehört, vergiſſeſt:
Schriften weniger; und ehe Du
ich Dich gelehrt habe, verlerneſt
Schreiben vernachläſſigeſt: ſo lern

Dein Diarium, was und wie
tale ſehen. Du wirſt mir dieſe F
wie Du es an meiner Seite an
Dich einſt in Deinem Alter erfreu
das Verzeichniß Deiner geleſnen S
Anmerkungen und Auszüge bald
— Mittelmäßige Schriften, ja,
Ekel an dem Mittelmäßigen zu e
liche Schriften lies, ſo gut Dein
Vergnügen iſt mir ſo lieb, als da
ich Heiterkeit und Feinheit des M
einem ungeſitteten Werke (und
Witz eines Crebillon) iſt nichts
dem Hauſe der Unzucht, und um
er dem Laſter die Anmuth und
weiß. Die Zeit der Ferien und
zum Leſen und zur Wiederh
nicht auch unter Deinen Büchern
Nachſinnen Dein täglicher Lehrer

Collegia beſuchen, und doch auf der Bahn der Wiſſenſchaften nicht weiter fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; ſie haben mehr, als Einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bey Deinem akademiſchen Fleiße ſtets wichtig und gegenwärtig ſeyn muß. Laß die Hauptwiſſenſchaft, mit der Du einſt der Welt in einem öffentlichen Amte nützen ſollſt, und die Du nach einer ſorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umſtände, auf den Rath einſichtsvoller Männer, gewählt haſt, auch ſtets das Hauptziel Deines Fleißes ſeyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und feſtgeſetzten Theil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenſtudien nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, ſo rauh und mühſam ſie auch iſt. Sey ſtets auf Deiner Hut: daß der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten Dir gegen Deine Hauptwiſſenſchaft nicht einen falſchen Ekel beybringe, der für Dein künftiges Amt die gefährlichſte Krankheit ſeyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geſchmack ſeyn wollte, und itzt mit eben ſo viel Ungeſchicklichkeit, als Abneigung, ſein öffentlich Amt antritt, würde daſſelbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er ſich vor dieſer Krankheit verwahret, und mehr für ſeine Pflicht und ſein Amt, als für ſein Vergnügen ſtudirt hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor dieſem Mißbrauche der ſchönen Wiſſenſchaften um ſo viel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſollen Dir den Geſchmack an den nützlichern und ernſthaftern nicht benehmen, ſondern Dich vielmehr ſtärken und geſchickt machen, Deinen guten Geſchmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen, und zu zeigen. Sie ſollen Deinen Geſchmack nicht verzärteln, ſondern läutern; ſie ſollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, ſondern zum geſittetern und anſtändigern Gelehrten machen.

Lerne die Sparſamkeit, die nicht allein
wegen ihres Einfluſſes in höhere Tugenden
Fürſt iſt zu reich, daß ihn die Sparſamkeit n
Verſchwendung nicht beſchimpfen ſollte; und ei
dem Gelde nicht umzugehen weis, wird ſich o
ſehen, die ihm, wo nicht die nothwendigen
viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geiſtes, un
halten, Gutes zu thun, rauben, und ihn
Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein
ſchaffener Mann zu ſeyn. Deswegen iſt die
nähmliche Tugend, und, weil ſie ſelten die
lichen Alters iſt, eine Pflicht, zu der ich D
ermuntern muß. Sey alſo haushälteriſ
nigkeiten, die einzeln wenig betragen, un
verführen, die aber in der Folge, zuſammen
ein anſehnliche Verſchwendung ausmachen, a
Summe auf Einmal verthan. Nicht kauf
ein römiſcher Conſul, dem Könige gehorchten
bens anbieten konnten, nicht kaufſüchtig ſe
ßes Einkommen. Tauſend Dinge, die ihre
werth ſind, aber weder von der Nothwendigke
Wohlſtande anbefohlen, ſondern nur von der
Geſchicklichkeit des Künſtlers und von dem A
und Seltne liebt, empfohlen werden, gehöre
Ausgaben, für die Du zu arm ſeyn mußt,
wendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten
Arme und guten Büchern zu ſeyn. Es iſt Be
Du, um ein koſtbares Geräthe zu haben,
füllt, Dich arm macheſt, die Koſten eines erla
einer Spatzierfahrt und eines Aufwands für

Freunde zu beſtreiten. Ein nützlich Buch iſt eine rühmliche Ausgabe; und oft wird dieſes Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe ſeyn. Sey nie ſo arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen erſparen könnteſt. Sey nie ſo ſinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, geſetzt, daß ſie noch ſo wenig Aufwand verlangten, verſagen könnteſt; ſo wohl um Herr über Deine Neigungen, als Herr über Dein Vermögen zu ſeyn. An dem Vermögen Deines Vaters ſollſt Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir ſelber erwerben biſt. Vor groben Verſchwendungen, die unmittelbar in Schulden ſtürzen, warne ich Dich nicht; Du biſt zu weiſe dazu. Allein auch die bloße Sorgloſigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns Anfangs zu verſchämten und endlich wider unſre Abſicht zu böſen und ungerechten Schuldern, nach der Vernunft und Religion, zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, ſo ſchicke ſie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringre Dir Dein Geld wegen unvorſichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dirs nicht anders, als freywillig, und wenn Du es bedarfſt. Sey Deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, ſo wie ich des beſten Sohnes durch Sorgfalt werth ſeyn will. Wie Dich die Sparſamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält: ſo wird ſie Dich auch von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit dieſen Gegenſtänden verbunden iſt. Ohne ſie, wirſt Du, auch bey dem eifrigſten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten, und Deinem Fleiße ſelbſt manches Hinderniß erſchaffen: ſo wie Du ohne ſie, auch bey der größten Gelehrſamkeit und allen andern Verdienſten, zu vielen öffentlichen Geſchäfften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater ſeyn wirſt. Unſer äußerlicher Wohlſtand hängt von tauſend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, ſo wenig ſie einzeln zu ſagen ſcheinen, Aufmerk-

ſamkeit und Sorgfalt anwenden m
Verſtand, noch weniger aber Geleh
weil alle Menſchen hiezu Einſicht
Gelehrten um deſto ſchimpflicher,
ſtand zu haben vergißt, wo ihn de
nachläſſig wird, wo ſich die Nachlä
achtung und Gelächter ſelbſt beſtra
zur guten Wirthſchaft, wie der T
die Ordnung iſt bald eine Frucht,
keit. Viele Bedürfniſſe des äußerli
quemlichkeit behalten ihre Dauer
je nachdem wir ſorgfältig und o
und auf dieſe Art erſparen, iſt ein
Menſchen, der gut denkt, eine gro
teſt, ohne den Wohlſtand zu bel
in etlichen Jahren Dir die Koſte
dafür einen rechtſchaffnen und arm
nicht, daß dieſe Sorgfalt etwas ſeh
teſt Du die Sparſamkeit von dieſe
würdig, ſie iſt alsdann kein bloßer
zur Tugend führet, ſondern ſie iſt
Das Vermögen iſt ein Mittel zu
und es verwahrloſen iſt deswege
Eine unbeſonnene Verwahrloſung,
des Vermögens, ernährt alle die
denen wir es verwahrloſen; es ſey
telkeit, Leichtſinn, Liebe zur Pra
Neigung. Eben daher iſt eine übl
heit, weil ſie das Herz unvermerkt
ſerm äußerlichen Glücke nicht ſcha
kann nie ein kluger Mann, und e
Mann ſeyn. Die Verſchwendung

mögen so wohl, als bey großen Schätzen Statt. Lerne also sparsam seyn, als Jüngling, um das gewisse Glück zu haben, es als Mann zu seyn. Ein junger Verschwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weise, oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals; und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauses so wenig, als die Wollust und die Verschwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewisse Kleinigkeiten der Ordnung selbst zu besorgen, sondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen sorgfältig zu seyn. Und wenn ich auch noch so viel Reichthümer besäße, die ich doch nicht besitze: so würde ich Dir eben diese Regeln geben, und niemals mehr zum Aufwande, als dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, sondern die gewissenhafte wird mich stets bei deinen Ausgaben leiten. — Lebe so auf der Akademie, wie Du einst in Deinem Alter gelebt zu haben wünschen wirst. Lebe so, daß Du einst ohne Schamröthe und Zittern, daß Du mit Freuden und unverletztem Gewissen in Deine akademischen Jahre zurückdenken kannst! Hiermit segne ich Dich mit väterlichen Umarmungen und bete, daß Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einst zurück in meine Arme und in die Dienste der Welt kehrest. Mit mehr Gelehrsamkeit, und weniger gutem Herzen werde ich Dich kaltsinnig, mit nützlichen Wissenschaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sey das größte Genie der Erden und kein rechtschaffner Mann: so weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, bester Sohn!

Von

Urſachen des Vor
vor den
in d
ſchönen Wiſſ
beſond
in der Poeſie und

Eine Vor

auf hohen

Seiner Churfürſtlichen Dur

den 12ten Oct

auf d

Univerſitätsbibli

gehal

Auf gnädigſten Befehl unſers
fürſten, der heute wieder, mit
rung für uns, unſere Hörſäle ſe
ich noch zum Beſchluſſe in der

Vorzugs der Alten vor den Neuern, besonders in der Poesie und Beredsamkeit, reden. Welche Pflicht für mich, dem Krankheit und Jahre schon lange das Feuer entzogen haben, das eine Rede beleben soll! Möchte ich doch diese Pflicht, durch die Liebe und den Eifer für unsern Theuersten Fürsten begeistert, auch bey dem geringen Ueberreste meiner Kräfte, so erfüllen können, wie es die Würde dieses Tages verlanget!

Die größten Gelehrten und Kenner des Alterthums gestehen mit einer gewissen Selbstverleugnung den Alten den Vorzug vor den Neuern, insonderheit in der Poesie und Beredsamkeit, zu; und man muß entweder stolz genug seyn, den Urtheilen ganzer Jahrhunderte zu widersprechen, oder man muß die Alten in dem Besitze des Vorzugs lassen, daß sie durch ihr Exempel die Lehrer des guten Geschmacks geworden. Es kann seyn, daß einige in ihrer Hochachtung gegen diesen oder jenen Dichter und Redner unter den Griechen und Lateinern zu weit gehen; daß einige da Schönheiten finden, wo keine sind; daß sie oft Schönheiten finden, weil sie solche finden wollen; daß einige, indem sie die Alten schätzen, nicht so wohl die Verdienste derselben, als die Mühe und den Fleiß schätzen, den sie selbst auf das Lesen und Erklären eines dieser alten Schriftsteller gewendet haben. Es kann seyn, daß einige die Alten nur deswegen so hoch hinaufsetzen, um sich selbst dadurch ein desto größeres Ansehen zu geben, daß sie so geschickt sind, sie zu verstehen, und ihren Werth zu empfinden; es kann seyn, daß einige den Alten den Vorzug darum einräumen, weil ihr Ehrgeiz weniger dabey verliert, daß diejenigen, die vor tausend Jahren lebten, größer waren, als wenn es die wären, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten; es kann seyn, daß einige, wenn sie den Alten den Vorzug vor allen Neuern mit so freygebigen Händen austheilen, sich zugleich durch eine schmeichelhafte Ausnahme ihrer eignen Verdienste schadlos halten. Es kann endlich seyn, daß Viele den Alten den Vorzug vor den Neuern zu-

geſtehen, nicht weil ſie die Alten i
und gegen einander gehalten habe
gemeine Urtheil iſt, weil es ſo vie
ben, weil man auf dieſe Art ſich
ners geben kann, und weil es übe
hat, die Alten zu bewundern, (
auch einer oder der Andre aus Bo
Stolz, aus Unwiſſenheit, die Be
trieben hätte: ſo ſind doch in al
ſche; aufgeklärte, ſcharfſinnige R
deren Stimmen zuſammen genon
zugs der Alten, die Gültigkeit i
Sind gleich in den neuern Zeiten
leugnen: ſo ſind doch gegen eine
Motte, zehn Dacierе, zehn
zehn unwiderlegliche Vertheidiger
geiſtreichen Schriftſteller des Alter
Welt ganze Jahrtauſende ausgeha
und Umſtänden gefallen; ſie haben
Nationen erworben, die in ihren
und Neigungen ihnen ſo ungleich
gefällt, muß ein Schönes ſeyn,
aus den Quellen der allgemeinen
geſchöpftes Schönes. Die Alten
oft geleſen und belohnen allezeit di
Die Neuern werden nur von eini
noch ſo oft von Kennern geleſen, u
geſetzet.

Woher kömmt es alſo, daß d
können? Gehen ſie vielleicht nicht
auf dem die Alten giengen? Ode
den Weg der Natur betreten, ge

gleichen Kräften, mit gleicher Vorſichtigkeit, mit gleicher Geduld, mit gleichem Fleiße; durch gleiche Ermunterungen angefeuert? Dieſes müßten vielleicht die Urſachen ſeyn, aus welchen ſich die Frage erklären läßt, warum die Neuern den Alten nicht beykommen. Ich werde dieſe Urſachen anführen, ohne die Verwegenheit zu begehen, einen Ausſpruch zu thun.

Liegt der Unterſchied des Vorzugs vielleicht in dem Unterſchiede der Kräfte? Haben die Neuern vielleicht nicht die Fähigkeiten der Alten? Iſt die Natur ſich unähnlich geworden? Hat ſie ſich in Hervorbringung glücklicher Geiſter erſchöpft? Iſt ſie nicht mehr ſo freygebig, als ſie vor etlichen tauſend Jahren war, oder kann ſie es nicht mehr ſeyn? Wer kann dieſes denken? Oder iſt dieſe und jene Fähigkeit, dieſe und jene beſondre Einrichtung der Seele, die zu einem großen Dichter und Redner erfordert wird, an ein gewiſſes Land, an einen gewiſſen Himmelsſtrich gebunden? Kann vielleicht nicht jeglicher Geiſt in jeder Himmelsgegend zur Reife und Vollkommenheit gelangen; ſo wie gewiſſe Pflanzen und Früchte nicht in jedem Boden, nicht in jeder Gegend aufkommen? Auch dieſes widerleget die Geſchichte der Litteratur, die uns beynahe aus allen Ländern und Gegenden Beyſpiele großer Geiſter darſtellt. Vorausgeſetzt alſo, daß die Natur in unſern Tagen noch eben die Fähigkeiten austheilet, die ſie vor tauſend und mehr Jahren den Sterblichen ſchenkte: ſo muß der Grund, warum die neuern Dichter und Redner die Alten nicht erreichen, in der verſchiednen Art, dieſe Fähigkeiten auszubilden und anzuwenden, enthalten ſeyn.

Die Werke der alten Dichter beweiſen, daß die Natur ihre Lehrmeiſterinn war. Von ihr entlehnten ſie den Plan zu ihren Werken, die Einrichtung des Ganzen, und auch die Ausführung deſſelben. Sie ahmten die Natur in ihrer Einheit und Mannichfaltigkeit mit einer ſorgfältigen Wahl, und mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit nach. Sie wählten das Beſte, und

zeigten es auf die vollkommenste A
nachahmten, nämlich die Sprache
der Vollkommenheit, zu dem Na
zu der Abwechselung der Sylben,
deren sie nur fähig war. Auf die
Werke entstanden.

Aber eben dieser Weg, den sie
den neuern Dichtern offen. Wan
eben der Vollkommenheit? Und s
hen bringen können, da sie eine H
chen Originale der Alten haben, n
ten? da sie die besten Regeln h
aus den Meisterstücken der Alten g
Kunst sind gebracht worden? Es
sterstücke der Alten und die Regi
bringen; doch, wer weis, ob sie
Ursache sind, daß wir den Alten in
stehen; daß wir gezwungner und
die Alten, welche die Werke der
mit ihrem Genie auf der Bahn
Sie hatten kein anderes Muster
sche Schöne, das sich ihrem Versta
ste aus, und wußten von keinen F
der Geschmack dem Künstler vorsch
heim leiten, ohne ihn ihre Leitun
wir die Werke der Alten mit Rech
trefflich finden, ahmen vielleicht n
die Natur selbst nach. Vielleicht
idealischen Schönen in unserm Ve
denen in den Werken der Alten.
tungen, ihre Ausführungen, ihre
stande durch das Lesen abgedruckt;

im Denken, oft ohne daß wir es wollen, und noch öfter, ohne daß wir es wiſſen. Da es aber leichter iſt, ſelbſt etwas zu thun, als eben das zu thun, was ein Andrer gethan hat: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die neuern Epiſchen Dichter unter dem Homer und Virgil, die Tragiſchen und Lyriſchen Poeten unter dem Euripides und Sophokles, unter dem Pindar und Horaz bleiben. Es darf uns nicht befremden, wenn wir oft ängſtlich und gezwungen werden, da unſern Verſtand die Laſt der Regeln drückt, nach welchen wir arbeiten, und da wir, um einer Regel zu folgen, uns entweder eine Schönheit entwiſchen laſſen, oder durch dieſe Bemühung die edle Hitze des Geiſtes dämpfen, und ihn in ſeiner lobenswürdigen Dreiſtigkeit und Kühnheit aufhalten; ja da wir oft ſelbſt durch eine unglückliche Anwendung der Regeln zu Fehlern verleitet werden. Die Regeln haben noch eine andre nachtheilige Wirkung auf unſern Geiſt. Indem man ſie anwendet, oder nach den Beyſpielen der Alten angewandt hat: ſo glaubt man, daß man ſeinen Werken die Seele gegeben habe; und man hat ihnen doch gemeiniglich nur die äußerliche Bildung verliehen, nicht aber den Geiſt, der die Schriften der Alten belebte und zum Entzücken geſchickt machte; man hat alle Regeln der Alten in Acht genommen, nur die erſte nicht, ſelbſt Genie zu haben.

Noch mehr, es giebt, wie in jeder Gattung der Kunſt, alſo beſonders in den verſchiedenen Gattungen der Poeſie und Beredſamkeit, eine gewiſſe Stufe, über die man nicht hinausgehen darf. Die Alten haben, nach dem Geſtändniſſe der Welt, dieſe Stufe erreicht. Einige von den glücklichen Köpfen der neuern Zeiten ſahen dieſes, und verloren mit dem Muthe, die Alten zu übertreffen, die Geſchicklichkeit, ihnen wenigſtens gleich zu kommen. Andre ließen ſich von der Höhe, welche die Alten erreicht, nicht abſchrecken; ſie giengen darüber hinaus, und verirrten ſich in das Unnatürliche, in ein Labyrinth, aus dem ſie ſich nicht

wieder heraus finden konnten.
ſter der Neuern den Alten nahe
ſelben in verſchiednen Arten der
erreicht, bisweilen ſelbſt übertroff
ſitze der Erfindung. Die Neuern
anſehen laſſen, welche ohne die
lich fortgekommen ſeyn würden;
theil beweiſen? Selbſt dieſes, d
ſind, ſcheint keine geringe Urſach
haben in Anſehung des Neuen,
hat, die beſten Blumen abgepflü
übrig gelaſſen. Noch Andre, de
aber deren Ehrgeiz es ſich für
zu folgen, welche die Alten betre
um groß zu werden, um den Na
zu verdienen. Sie verließen den
Weg der Natur; ſie geriethen
fungen, und brachten Mißgebu
ſchämten, den Alten nachzuahmen
treffen; ſie ſahen, daß es im Gan
ten es alſo in Theilen und St
Einfalt der Alten in ihren Geba
wiſſe liebenswürdige Nachläſſigkei
männlicher Schritt, mit dem ſi
alles dieſes ſchien ihnen eine Ver
teten, ſie dichteten, und dachten
ſtand, als an ſich ſelbſt. Sie
wollten nicht ihrer Materie gemä
mit angeſtrengtem Geiſte immerfo
nig, und brachten die anmuthig
denen Quintilian redet. Um eine
meiden, wurden ſie lieber gezwu

freyen und gleichen Schritte ſich dem Ziele zu nahen, wagten ſie künſtliche Sprünge und verloren das Ziel aus dem Geſichte. Um bewundert zu werden, ſchmückten ſie alles aus, und machten, gleich eiteln Malern, das Werk durch den Schmuck unkenntlich, und durch witzige Zierrathen räthſelhaft. So ſind die vortrefflichen Werke der Alten gelegentliche Urſachen geweſen, daß ihnen die Neuern nicht gleich kommen können.

Vielleicht iſt in der Art, wie die Alten die Künſte der Poeſie und Beredſamkeit getrieben und darinnen gearbeitet haben, auch eine Urſache enthalten, warum ihnen die Neuern nachſtehen müſſen. Wie verfertigten ſie ihre Meiſterſtücke? Vielleicht bloß in ihren Nebenſtunden, wenn ſie den Geiſt durch andre Arbeiten erſchöpft hatten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihr Amt mit ſich brachte, oder nicht vielmehr, weil ſie in der Arbeit ihr Vergnügen ſuchten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihre eigne Ehre, ihr äußerlicher Charakter erforderte, oder vielmehr, weil ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihrer Sprache, ihrem Vaterlande, dem guten Geſchmacke ein Anſehen zu erwerben? Hatten ſie nur die Abſicht, der Menge zu gefallen, oder den Kennern? nur ihren Zeiten, oder auch den künftigen? Es iſt ein unendlicher Unterſchied unter dem Fortgange der Arbeiten, die wir freywillig, und die wir aus Pflicht, die wir aus einem innerlichen Zuge, und die wir nur unſers Standes wegen, die wir aus einem freyen und von der Schönheit der Sache gerührten Geiſte, und die wir mit einem matten Geiſte, der von der Nothwendigkeit gepeiniget wird, ſeinem Amte genug zu thun, unternehmen. Es iſt ein unendlicher Unterſchied, zu arbeiten, weil man ſich geſchickt dazu fühlt, und zu arbeiten, weil es die Eitelkeit, die Mode verlangt; zu arbeiten, wenn man will, und ſo lange man will, und zu arbeiten, weil man ſeinen Unterhalt dadurch erwerben, oder andre niedrige Abſichten erreichen will; und bloß darum in der Arbeit nicht nachzulaſſen, weil man dieſe noch nicht erreicht hat. Ein

Geiſt ſey von Natur noch ſo groß, wer
nungen durch Sorgen, durch Mangel
unbilligen Spottes, durch die Laſt ver
wird, ſo wird er ſich nie genug erhebe
hebt, wird er unter der ſchweren Rüst
einem Feldherrn gleichen, der Muth,
zu einem Treffen, aber nicht die Erlau
wagen.

Man weis, wie langſam die Alten
ſie ihre Werke ausbeſſerten, wie willig
ten. Wer den Tadel der Klugen ſcheu
ſchmacks, das er mit Muße gearbeitet,
um wieder vornimmt, ihm nicht die F
Höhe der Arbeit nicht bemerkte, entzieh
den Schönheiten giebt, der wird, wenn
keine Meiſterſtücke hervorbringen.

Die Alten liebten ihre Mutterſprach
nachdem ſie ſich von Jugend auf darin
mer laſen die Griechen; aber nicht blo
ben, ſondern um ihren Geiſt durch den
leben, und ihre Sprache durch die Sp
reichern. Viele von den Neuern habe
alle Sprachen, nur nicht ihre Mutterſ
bey reifern Jahren ſchreiben; ſo hinde
der Sprachen, in deren keiner ſie ſich
ſtark und mannichfaltig genug auszudr
die Gelehrten eines Landes mehr in fr
der angebohrnen ſchreiben: ſo muß notl
an Worten, an Ausdrücken und man
welche eben die gute Art zu denken er
unausgebildet und unvollkommen bleibe
einem ſolchen Lande einige groſſe Geiſter

Gerichten der Alten? Giebt die Materie der Religion einem Boſſuet, Tillotſon, Saurin, Mosheim, Jeruſalem, weniger Gelegenheit beredt und groß zu ſeyn, als die Angelegenheiten des Staats einem Demoſthenes, einem Cicero gaben? Sollten nicht vielmehr eben dieſe Gegenſtände die neuern Redner über die Alten erheben? Iſt nicht das Größte, das Prächtigſte der Beredſamkeit, ſelbſt in den Werken der Schrift, in den Pſalmen und in der Schreibart der Propheten enthalten? Sollten wir, wenn die Frage von den Lobreden iſt, keine Ueberwinder, keine Regenten, keine Trajane, keine Friedrich Chriſtiane haben, die einem Cicero, einen Plinius beleben könnten? Blüht nicht in verſchiednen Ländern, in Frankreich, in England, in der Schweiz, in Dännemark, die gerichtliche Beredſamkeit noch, wenn ſie auch daſelbſt eingeſchränkter iſt, als ſie in den Griechiſchen und Römiſchen Republiken war? Doch wenn wir auf die geiſtliche Beredſamkeit allein ſehen wollen: ſo wird ſie auch in Anſehung des Großen, des Erhabenen, des Rührenden, den Vorzug vor der weltlichen davon tragen können.

So demüthigend vielleicht dieſe Gedanken für die neuern Zeiten ſind: ſo dürfen ſie uns doch gar nicht den Muth und Eifer benehmen, in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, gleich dem Alterthume, groß zu werden. Nein, ſie ſollen uns lehren, daß die Hinderniſſe, die uns von dem Gipfel der Alten entfernen, ſo groß ſie auch ſind, doch nicht unüberwindlich ſind. Sie ſollen uns mit der Hochachtung gegen die Alten zugleich den ſtolzen Wunſch, die edle Eiferſucht, es ihnen nachzuthun, einflößen. Sie ſollen uns auf die Bahn zurücke weiſen, auf welcher es jenen glückte, in den Tempel der Unvergeßlichkeit einzugehen. Die Alten ſind allerdings unſre Lehrmeiſter in den ſchönen Wiſſenſchaften. Wir wollen alſo dankbar ſeyn, und von ihnen lernen; wir wollen uns ihre Sprache ſorgfältig bekannt machen; uns in ihre Zeiten, in ihre Sitten verſetzen; ihre Abſicht bey ihren Werken

erforſchen, und ſie darnach prüfe
fühlen, bewundern, auswendig be
len uns durch ihren Geiſt erhöhen
Geſchmack den unſrigen verbeſſern
dankbar, nicht auf eine ungereimt
wir ſie zu knechtiſch nachahmen.
die Natur, gegen uns ſelbſt werf
Geiſt verdrängen, um den ihrig
ſeine Stelle zu ſetzen. Sie bildete
würdigen Leichtigkeit und ſorgfälti
nen müſſen wir ihnen folgen. A
lich an Reichthümern, unendlich
drücken ſich auf tauſendfache Art
müſſen es alſo nicht genug ſeyn
gnahmen. Die Natur war ihre
auch die unſrige ſeyn! Wir müſſe
thun wollen, und ihnen nur S
werden ſonſt eben deswegen unte
mehr zu wagen. Sie zu übertref
es auch nie erreichen; auf dieſe A
gleichen. Was that Virgil? ſu
Theocritus zu übertreffen, wo er
ten die Plautus, die Terenze, w
Menander vor Augen hatten? E
Aeſchylus verglichen? Was tha
die zugleich lebten? Wollten ſie
ſelbe Art ſchön ſeyn? Wollte Di
moſthenes war? Wir werden den
wir die Schönheiten der großen M
nigen, wenigſtens in Gedanken ve
Bild des Schönen zu haben, da
Kühnheit gebe, unſre eignen Krä

Zeuxis, als er den Crotoniaten eine Helena malen wollte, die größten Schönheiten zu seinem Muſter, und entwarf aus einzelnen Hauptzügen der Schönheit durch seinen Geiſt ein vollkommenes Werk der Natur und Kunſt.

Es giebt in dem Reiche der schönen Wiſſenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden; und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts neues werde unternehmen können. Wo war das chriſtliche Heldengedichte vor den Miltonen; das Gloveriſche vor dem Glover; das comiſche vor dem Boileau und Pope? Iſt la Fontaine nicht anmuthiger, als Phädrus? Iſt Moliere nicht lachender als Terenz, und feiner als Plautus? Wo war ehedem die Art der Gedichte, die Fontenelle uns unter dem Namen der Schäfergedichte gegeben hat? Wo waren die Melaniden, die Gouvernanten, die Orakel, ehe de la Chauſſee und Saint-Foix ſie werden hießen? Wo waren die Clariſſen und Grandiſone, ehe Richardſon ſchrieb? Aber vielleicht verwundert man ſich, daß ich nur Ausländer nenne. Haben die Deutſchen keine einheimiſchen Beyſpiele, die uns Muth machen könnten? Haben ſie keinen Witz, keine Beredſamkeit, keine Werke des Geſchmacks? In verſchiednen Gattungen der Beredſamkeit, in verſchiednen Arten der Poeſie ſind auch wir in dieſem Jahrhunderte glücklich geweſen. Deutſchland hat ſeine Mosheime, ſeine Hageborne, ſeine Schlegel gehabt; und wer kennt nicht die noch lebenden Scribenten, welche die Ehre unſrer Zeiten ſind? Es ſcheint, das günſtige Jahrhundert des guten Geſchmacks ſey für die Deutſchen erſchienen, und habe inſonderheit das ſchädliche Vorurtheil vertrieben, das ſie ehedem zurückgehalten; das Vorurtheil, als ob die ſchönen Wiſſenſchaften ſich mit den Geſchäfften des Staats, mit den Arbeiten großer Aemter nicht vertrügen, und als ob man müßig ſeyn müſſe, um witzig zu ſeyn. Der Geiſt, der in der Beredſamkeit und Poeſie ſpricht, ſpricht auch in Ge-

ſchäften und öffentlichen Bedien
haben an ihren Höfen in ihren
geiſtreichſten Gelehrten bewund
wenig gute Schriftſteller; aber
Beſchützer. Dann wird er in
Gypſen in die Cabinetter der
Geſellſchaften des bürgerlichen L
Aberglaube in den ſchönen Wiſſ
Ketzerey in dem Geſchmacke. M
nicht mehr für das Natürliche,
Leichte, das Ungezwungene nicht
geiſtige Spötterey, freygeiſteriſ
nicht mehr für Witz, für Sal
das, was ſie ſind, für Verweg
ſchämtheit halten. So werden
mit dem Geſchmacke wachſen;
Dienſt der ſchönen Wiſſenſchafte
ner und rühmlicher wird der
Männer, mit Talenten, Wiſſe
ihre Kräfte und ihren Fleiß der
widmen werden; und je mehr d
und Wiſſenſchaften zur Liebe des
ten gebildet, Männer, die eben
ſenſchaft, als durch Rechtſchaffen
vorziehen und zur Verwaltung
den: deſto mehr werden nicht n
ſelbſt dabey gewinnen, ſondern
und der Geſchmack für die Wiſ
weckt und verbreitet werden.

Wie viel alſo, Durchlaud
hat nicht die glückliche Nation
ſchaften von der Liebe, deren

Schutze und der Vorsorge, die Sie ihnen gnädigst angedeihen laſſen, von dem Eifer, mit dem Sie ſich die Kenntniß derſelben auf eine Fürſten ſo rühmliche Art erwerben, itzt und künftig zu hoffen! Welche glückliche Ausſichten! Welche allgemeine Erwartungen! O daß Gott ſie erfüllen wolle! O daß er den Geiſt Dero glorwürdigen Herrn Vaters ganz und immerdar auf Ihnen ruhen laſſe! Dann ſind ſie erfüllt, dieſe Erwartungen; dann ſind die heilſamen Vorſchläge, mit denen ſich die heutigen Vorleſungen angefangen, durch Sie ausgeführt. Ja, Gnädigſter Churfürſt, das Beyſpiel Dero glorwürdigſten Herrn Vaters, des Kenners und Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften; das Beyſpiel Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter, der Kennerin, und Beſchützerinn der Künſte, der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks, der glücklichen Verfaſſerinn geiſtreicher Werke; das Beyſpiel des preiswürdigſten Adminiſtrators, des Kenners und Beſchützers der Wiſſenſchaften, müſſe Dero Eifer für die Aufnahme der Künſte und Litteratur in Dero Landen immerdar beleben. Ihnen müſſe die Ehre vorbehalten ſeyn, daß man das glückliche Jahrhundert der Litteratur, ſo wie man es in Rom vom Auguſtus, und in Frankreich von Ludwig XIV. benannt, in Sachſen von Friedrich Auguſt, dem Sohne Friedrich Chriſtians, benenne; und nie müſſe es Dero Staaten an großen und rechtſchaffnen Männern zur Verwaltung der Geſchäffte, zum Flore der Schulen und Akademien, und zur würdigen Erhebung Dero fürſtlichen Verdienſte, Dero Weisheit und Tugend mangeln. Wie groß, ſagt Sirach, wie groß iſt der, ſo weiſe iſt; aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand! Dieſe doppelte Hoheit, Durchlauchtigſter Churfürſt und Herr, dieſe Hoheit der Weisheit und Gottesfurcht, ſey, wie ſie es ſchon itzt iſt, immerdar Dero Verdienſt, Dero Größe und in einer langen ruhigen Regierung, der Segen Der Lande!

Und Sie, lehrbegierige Jü
ten Sie das Glück, in ſolchen
ter einem ſolchen Fürſten ſi
rühmlicher anwenden; wie k
Glück des heutigen Tages wi
heute an, ſelbſt durch das Bey
tert, mit neuem und verdopp
einmal große, Ihrem Fürſten
ner zu werden?

Und wir, Väter und Lehre
dankbarer für die Ehre ſeyn,
erzeigt, dankbarer für die gnä
keit, deren er unſre Bemühun
würdiget hat, als wenn wir
ſten und dem Vaterlande ſolch
bilden? Gott wolle unſre Ar
nungsvollen Fürſten mit Kra
rüſten, und bey langem Leben
halten!

Gedanken von einem guten deutſchen Briefe,

an den Herrn F. H. v. W.*)

Sie verlangen, daß ich Ihnen meine Gedanken von den Regeln zu einem guten deutſchen Briefe ſagen ſoll. Ich thue es, und will Sie wenigſtens durch meinen Gehorſam nöthigen, meinem Willen das Lob beyzulegen, das meine Geſchicklichkeit nicht zu hoffen hat. Ich könnte mich zwar ſehr leicht überreden, daß Sie meinen Unterricht in dieſem Stücke nicht nöthig hätten. Die ſchönen Briefe und guten Ueberſetzungen, die Sie mir ſeit einiger Zeit haben zukommen laſſen, ſagen mir ganz deutlich, daß Sie ſich in dem Falle der beſte Lehrmeiſter ſeyn können, und daß Sie mir, durch Ihr Vertrauen, zu einer Ehre helfen, die ich gewiß entbehren müßte, wenn Sie eben die gute Meynung von Ihren eignen Kräften hätten, die ich davon haben muß. Allein ich vergeſſe dieſen Einwurf zu meiner Ruhe, und ergreife die Gelegenheit, die Sie mir zu Ihren Dienſten anbiten, mit der größten Begierde. Glauben Sie nicht, H. H., daß meine Ehrfurcht gegen Sie mich allein ſo gehorſam machet. So ſauer es meiner Eigenliebe wird, Ihnen dieſen Irrthum zu benehmen: ſo geſtehe ich doch, daß der Mangel meiner Geſchicklichkeit einen großen Antheil an dieſem Gehorſame hat. Ich ſehe nur gar zu weni-

*) (Aus den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 1742, S. 177 f.)

Fälle, worinnen ich Ihnen dienen kann, und deswegen eile ich so, Ihnen die verlangten Gedanken aufzusetzen. Fürchten Sie ja nicht, daß ich eine ordentliche Abhandlung machen, oder meine Meynung in eine Kette von Schlüssen und Beweisen zwingen werde. Nichts weniger. Eine solche Gelehrsamkeit würde unstreitig an der Stelle ein Fehler seyn, wo ein kleines Nachsinnen alles ausrichtet. An engen Orten hilft es nichts, wenn man mit einem schweizerischen Schlachtschwerdte um sich hauen will, wo ein kleines Gewehr weit bessere Wirkung hat.

Wir wollen also sehen, ob es nöthig ist, viele Regeln vom Briefschreiben zu geben, und was wir für gute Regeln und Briefe unter den deutschen haben. Ihre Einsicht ersparet mir die Mühe, lange zu sagen, was ich unter einem Briefe verstehe. Soviel ist gewiß, daß wir in einem Briefe mit einem andern reden, und daß dasjenige, was ich einem auf ein Blatt schreibe, nichts anders ist, als was ich ihm mündlich sagen würde, wenn ich könnte oder wollte. Sollten diese Begriffe ohne Ausnahme das Maas von Briefen seyn; so würden wir freylich sehr nachlässig, sehr unordentlich, überflüssig und unzierlich schreiben müssen; weil wir oft so zu reden pflegen. Wodurch wird also ein Schreiben von so einer Rede unterschieden? Vielleicht nicht durch die Sache selber; sondern durch gewisse äußerliche Eigenschaften, die wir der Kunst, dem Geschmacke, und Gebrauche zu danken haben. Darf ich ein Gleichniß brauchen? darf ich fragen, worinnen eine einfache und eine abgesenkte Nelke unterschieden sind? Die Anlage zu beyden Blumen ist wohl einerley, und die Unähnlichkeit in der Größe, in dem stärkern und schwächern Geruche, scheint bloß von der Kunst, dem Boden und der Wartung herzurühren. Daß wir in Briefen sorgfältiger, zierlicher, einnehmender, reden können, und sollen, machet, weil wir mehr Zeit zum Nachsinnen und zur Wahl unserer Gedanken und Worte haben. Also möchte wohl die ganze Un-

gleichheit in dem Vortrage und Ausdrucke beſtehen. Doch was thue ich als ob ich ein Geheimniß aus einander wickeln wollte? Es iſt gewiß, daß die Sache darinnen beruhet, und es iſt eben ſo gewiß, daß wir der Deutlichkeit wegen, drey Dinge an einem Briefe aus einander ſetzen können, nämlich den Inhalt, die Art ihn vorzutragen, und den Ausdruck. Von dem Inhalte brauche ich nichts zu erinnern; er kann tauſenderley ſeyn, und wovon wir reden können, davon können wir auch ſchreiben. Nur fraget ſichs, ob der Inhalt den Vortrag hergeben ſoll; oder ob wir eine gewiſſe Kunſt, eine gewiſſe Erfindung haben, nach der wir alle mögliche Vorfälle auf einerley Art einfädeln, an einander hängen, und alſo ſtets einen methodiſchen Brief machen können. Ich glaube daß man ſehr leicht auf das letzte antworten und glücklich nein ſagen kann. Talander, Menantes, Weiſe, Junker und noch ein ganz Heer von Briefſtellern wollen uns zwar mit aller Gewalt gekünſtelt ſchreiben lehren, und alle Federn unter den Gehorſam einer Schulchrie zwingen. Nur ſind ſie darinnen unglücklich, daß ſie den Geſchmack aller alten und neuen Ausländer wider ſich haben. Es mag endlich angehen, daß wir alle mögliche Briefe durch ein Antecedens, eine Connexion und eine Conſequens einrichten können, da es doch gar nicht 'folget, daß das was ſeiner Natur nach das erſte iſt, es auch in der Vorſtellung ſeyn müßte. Allein ſind ſie deswegen natürlich, ſchön, angenehm, lebhaft? Man leſe nur die Exempel, welche die methodiſchen Briefſteller zu ihren Regeln geben, und ſehe, ob ſie außer dem Zwange, etwas merkwürdiges haben. Ich darf nur den Fall wiſſen, wovon ſie mit mir reden wollen: ſo weis ich auch ſchon die ganze Einrichtung ihres Schreibens, ihren Anfang, die Mitte und das Ende. Das kann den Leſern unmöglich angenehm ſeyn. Wir lieben ja die Abwechſelung, das Unverhoffte, das Ungezwungne. Alle dieſe Schönheiten reißen uns die einfachen Briefſteller aus den Händen. Ihre

Schreiben klingen ſo ängſtlich,
nicht länger ein Zeuge von dem
etlichen ſelbſt erdachten Regeln z
Ich will Ihnen gleich ein kleine
ungezwungenen Briefe geben. G
gende Zeilen: „Eine Geſellſchaf
„wartet Sie hier, und verlangt,
„Geſpräch der Freundſchaft und
„von uns haben geglaubt, da
„Freundſchaft ſehr wohl vorſtell
„rem Munde am angenehmſten
„Sie nicht, daß ich den Ausſpru
„als Secretair der Geſellſchaft,

Nach den gemeinen Regeln w
„eine Geſellſchaft von ſechs Fra
„Sie mit meiner Muhme das Ge
„ſchaft läſen, die Freundſchaft
„und die Liebe in dem Ihrige
„laſſen: als erſuchen wir Sie,
„zu kommen.“

Nach welchen Regeln iſt der
am beſten? machen einen die h
chen: da, wenn denn, als, wan
wieſnen Platz haben, nicht ganz
leſen muß? müſſen denn alle Kl
Briefe drey oder fünf Tempo
dantereyen Urſache ſeyn, daß w
guten Briefen aufweiſen können
und geſitteten Völkern ſchöne K
Ruhme haben wir in unſrer K
wohl, daß in dem Neukirch hin
dem Biedermanne, den Tadlerin

dern solchen klugen Blättern gute Stücke anzutreffen sind: allein diese sind einzelne Blumen, wobey man lange suchen muß, ehe man einen ganzen Strauß winden kann. Neukirchs Anleitung ist freylich die beste, die wir noch zur Zeit haben und der Werth von diesem Buche wird vielleicht durch nichts so sehr verringert, als daß es unendlich weitläuftig und doch gleichwohl für Anfänger geschrieben ist. Man wird es wohl nicht leugnen, daß die Vielheit der Regeln ehe eine Kunst schwer, als begreiflich machet und daß die gar zu enge und oft eingezognen Stuffen den, der sie steigen soll, nicht allein ermüden, sondern auch verdrießlich machen. Neukirch weist uns auf die besten Ausländer, wenn er uns nachahmen lehren will. Demungeachtet ist er nicht von dem Weissischen Zwange frey und seine Exempel bestrafen oft seine Regeln. In seinen galanten Briefen künstelt er zu sehr, und fället sie zu oft mit seinen spitzfündigen Gegensätzen aus. Er treibt den guten Einfall zu hoch, und kann es nicht vergessen, daß er in seinen ersten poetischen Jahren ein Schüler des Lohensteins war. Ich berufe mich auf die wenigen Briefe, die an eine deutsche Uebersetzung von des Pais seinen angehänget sind. Ich verehre übrigens die großen Verdienste dieses Mannes, die er in den schönen Wissenschaften besessen hat.

Nun werde ich Ihnen sagen sollen, welches ich denn für die besten Regeln halte. Ich antworte, die wenigsten. Oder daß ich genauer rede, ich glaube, daß die nöthigen Regeln zum Briefschreiben keine große Anzahl ausmachen. Freylich, wenn man, wie Neukirch, die Lehren von Briefen auf die Lehre von Temperamenten gründen und ein Geschlechtsregister der Briefe von ihrem möglichen Inhalte herleiten will, so könnte man wohl eine Erzählung davon machen, die den tausend und einer Nacht an Bänden nichts nachgäbe. Wer da glaubet, es gehören zu vertraulichen, verliebten, galanten, lustigen, verdrießlichen, geschäfftlichen, öconomischen, moralischen, politischen, gelehrten,

vermischten Briefen, und
schafts-Antwortschreiben neu
meinen Satz für falsch halten
Arten, die Neukirch und and
sich wieder in viel kleine Zw
tzen, ein guter Brief muß n
der Absicht der Sache überze
wohl ein Insinuationsbrief i
ein Freundschaftsbrief eine
schäftliches Schreiben erforde
muß die obigen Eigenschaften
sich verändern darf, geht d
nehme die Schreibart oder
Materien ihren Einfluß beha
ner saget, in einem Condol
leiden; man versichert, daß
nehme; man wünschet ihm a
dieses alles wissen, und in
kann doch herzlich schlecht ger
Ueberhaupt kommen mir
Briefe nicht anders vor, als
Festtagen in Michaelis-Cha
gungs-Reden eintheilen woll
gehörten und derjenige nicht
tern, die Affecten erregen, u
und Umständen schicken müßt

Die besten Regeln werde
Briefe in fremden Sprachen.
Man zergliedere die besten S
sie ungefähr aufgesetzt sind.
dem, der uns am besten gef
einen nach, und sehe ob man

oder es wohl gar noch übertroffen hat. Ich ſchließe ſo: die beſten Briefſteller der alten und neuen, die faſt durchgängig gelobt werden, haben ſich nach nichts weniger in ihren Blättern, als nach gewiſſen Regeln gerichtet; wer alſo gute Briefe will ſchreiben lernen, der braucht ſich nicht an die Schulregeln zu binden. Man nehme Cicerons, Plinius, und Seneca Briefe, und ſehe, ob ſie eine andre Regel beobachtet, als daß ſie gut gedacht, und ſich eben ſo ausgedrückt haben. Riccius hat in dem Commentarius über Cicerons Briefe den Bau derſelben zergliedert. Sie ſind faſt alle in ihrer Einrichtung unterſchieden, und man ſieht, daß die Freyheit, ſich kein Geſetz zu geben, die ganze Kunſt geweſen ſey, nach der er ſeine Blätter aufgeſetzet hat.

Wer gut ſchreiben will, der muß gut von einer Sache denken können. Wer ſeine Gedanken gut ausdrücken will, muß die Sprache in der Gewalt haben. Das Denken lehren uns alle Briefſteller nicht. Eine geübte Vernunft, eine lebhafte Vorſtellungskraft, eine Kenntniß der Dinge, von denen man reden will, richtet hier das meiſte aus. Man ſinnet nach, wovon man ſchreiben will. Man ordnet ſeine Sätze in Gedanken. Man ſuchet die Verbindung nicht ſtets in Worten, ſondern in der Folge, in der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Gedanken. Man ſetzet zu ſeiner Sache, wo es nöthig iſt, Beweiſe, Erläuterungen, gute Einfälle. So machen tauſend Leute ihre Briefe ohne beſondere Regeln zu haben, und wer Gedanken hat, bey dem werden ſie ſich finden, ohne daß er ihnen gewiſſe Behältniſſe anweiſt. Anfänger nehmen einen Freund von Geſchmacke zu Hülfe, der ihnen die beſondern Fehler zeiget, die Lücken ausfüllet, die Schreibart verbeſſert, bis ſie ſich ſelber helfen können. Ich kenne Frauenzimmer, welche die ſchönſten Briefe ſchreiben, und die ich wegen der Freundſchaft nicht nennen will, die lebhaft von Natur, aber gewiß nicht gelehrt ſind. Sie kannten weder den Menantes, noch Weiſen, noch Neukirchen, und dennoch ſchrieben ſie wohl.

Denn weil ſie nichts zu groß un
So dachten ſie ſehr wohl, und

wie der Herr von Hagedorn ſpri
die ſchöne Meluſine und Magell
zu Briefen nicht aus der Manif
weit unſinnigern Romanen, die
lanten Frauenzimmers auszumach
liche Schriften, die Schriften de
ſten Wochenblätter, die guten U
Ruhe des Cyrus, der Cleveland
als die unverſchämten Romanen,
Verſtand und Geſchmack verderb
vernünftigen Mannsperſonen Bri
abgaben, und ihre Freundinnen n
cheleyen zu lauter Huldgöttinnen
mit ihnen die ſchönen Wiſſenſcha
Schminkpflaſterchen, dem zierlic
der gefälligſten Einfaſſung des Ra
liſchen Art zu küſſen, von der Sy
gen abhandelten. Es wäre zu n
Beförderungen des guten Geſchm
an das Licht kämen. Wiewohl
vorausſetzet, daß eine Freundſchaf
ſtets mit einer tadelhaften Liebe
werden die deutſchen jungen Leu
behalten, als ſich einen Vorwur
ich noch an den Ausdruck denken.
dieſer der Sprache nahe kommen
Er muß deutlich, fließend und an
freilich eine nachläßige Schreibart
in ihren Briefen ſo ſchmutzig, ſo

Freyheit hatte, einem unerreichlichen Caffeegespräche völlig ähnlich zu seyn. Des Herrn Neukirchs viertes Buch in seiner Anweisung zu deutschen Briefen ist hierinnen sehr wohl zu gebrauchen. Es giebt freylich eine Art von sinnreichen Briefen, darinnen sich auch der Ausdruck verändern kann. Es ist aber nicht so leicht seine Grenzen zu bestimmen. Der beste Trost ist, daß die Regeln keinen Kopf sinnreich machen. Wer die Fähigkeit darzu besitzt, der kann sie am besten durch das Lesen guter Schriften erwecken. Man kann oft von einem sinnreichen Briefe das sagen, was Boileau von einer guten Ode behauptet:

Chez elle un beau désordre est un effet de l'art.

Es gehört freylich eine gute Beurtheilungskraft darzu, daß man nicht böhmische Steine für Diamanten ansieht. Man darf nur den sinnreichen Gedanken von seinen Worten entblößen: so sieht man bald, ob er mit der Natur der Sache übereinkömmt, oder ob er verschwindet. Ich will Ihnen eine Probe geben; und damit ich nicht lange nachsuchen darf: so will ich wider die Gewohnheit der Kunstrichter ein Exempel zu meiner eignen Beschämung anführen. In der Ode auf Rußland*), sage ich:

O dürft es nur der Dichter wagen,
Der Nordschein, sprach er, wäre nichts,
Als nur ein Glanz des hellen Lichts
Von Rußlands aufgeklärten Tagen.

Es scheint, daß ich in der ersten Zeile selbst gefühlt habe, daß der Gedanke zu verwegen und hochgetrieben ist. Er schimmert und hält die Probe nicht, weil er wider die Natur der Sache läuft. Das Licht, das Rußland aufkläret, ist wohl ganz etwas andres, als daß es zu dem Nordlichte etwas beytragen könnte.

*) (Scheint nicht erhalten zu seyn; in den Belustigungen steht sie nicht.)

Die Aehnlichkeit ist also unmögli
glichnen Sachen, sondern in de
dieser Phöbus poetisch ist; wir m
solche Abentheuer. Und ich glau
Voiture und Büßi nicht mit Um
den, als sie reden sollten, und
daß lauter Leckereyen Ekel erre
man eine ganze Milchstraße, da
von bunten und oft hochgetriebne
aus dem Grunde zu entschuldiger
seine Gedichte, scherzhaft sind,
kommen. Um nicht weitläuftiger
die Uebersetzungen zu lesen geben,
aus Richelets Sammlung, aus
dem Franzosen, desgleichen aus
und aus den besten lateinischen
als Puteans und Philelfs nach
Wollen Sie von dem Unterschiede
etwas schönes lesen: so verweise
zu dem sechsten Theile seiner heil
nicht, daß ich diesem großen Na
konnte dasjenige nicht finden, we
Mannes auf einmal ausdrückte.

Werden Sie nicht bald wünsc
Sie mich nicht um meine Meyn
gebeten hätten? In Wahrheit S
ich das übelste Beyspiel zu ein
Blättern gegeben habe. Meine.
Grenzen eines Briefes. Dem un
daß ich alles, viel weniger das
hiervon vorbringen kann. Es m
entweder aus Mangel des Raur

vieles übergangen haben: ſo bin ich doch ſo glücklich, daß ich an einen Herrn ſchreibe, der alle dieſe Mängel zu erſetzen weis. Freylich geben die Charaktere der Perſonen, die Beſchaffenheit der Umſtände, des Inhalts, der Abſicht viele Regeln, an die ich nicht gedacht habe. Doch dieſes ſind die Regeln der Klugheit, die niemand genau genug beſtimmen kann, und die ſich jeder ſelber machen muß. Fahren ſie übrigens nur fort, hochzuehrender Herr, und ſchaffen Sie, daß unſere Enkel einmal eine deutſchen Plinius an Ihnen nachahmen. Helfen Sie durch Ihre Arbeit die gewaltige Menge der franzöſiſchen Briefe aus unſern Buchläden verdringen, und wünſchen Sie, daß der Herr Profeſſor May noch bey ſeinem Vorhaben bleiben mag, eine Sammlung von guten deutſchen Briefen herauszugeben, damit wir auch in dieſer Art den Ausländern etwas entgegen zu ſetzen haben und den Vorwurf nicht länger leiden dürfen, daß wir lieber elende franzöſiſche Briefe, als ſchöne deutſche, ſchreiben wollen. Ich bin mit der vollkommenſten Ergebenheit u. ſ. w.

C. F. Gellert.

Daß die wahre Würde des Menſchen in der genauen Beobachtung ſeiner Pflichten beſtehe:

eine Vorleſung

vor

Sr. Churfürſtlichen Durchlauchtigkeit

im Zimmer zu Leipzig auf gnädigſten Befehl gehalten*).

Der Satz, Gnädigſter Churfürſt, mit dem ich Sie itzt unterhalten ſoll und der Ihrem Herzen eben ſoviel Ehre macht, als Ihrem Verſtande, iſt dieſer: daß der wahre Werth, das wahre Verdienſt des Menſchen allein in der Beobachtung ſeiner Pflichten beſtehe. Dieſe Wahrheit lehret uns nicht nur die Vernunft durch ihre Ausſprüche, ſondern auch das Herz durch ſeine Empfindungen. Wir beſitzen nämlich in unſerm Herzen ein angebohrnes Vermögen, Kraft deſſen wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, rühmlich oder ſchändlich ſey. Von dieſer in unſer Herz eingedrückten ſittlichen Empfindung deſſen, worinnen die wahre Würde und Hoheit eines Menſchen beſtehe, und daß ſie allein in der Erfüllung ſeiner Pflichten beſtehe, will ich ausführlicher reden. Wir wollen alſo den Menſchen in ſeinen verſchiednen Verhältniſſen, in ſeinen verſchiednen Neigungen, Geſinnungen und freyen Handlungen gegen ſich ſelbſt, gegen andre Menſchen, und gegen Gott betrachten. Wir wollen unſer Innerſtes ausfragen, was wir eigentlich an dem Menſchen billigen oder mißbilligen, lieben oder haſſen, hoch-

*) (Vermuthlich im Oct. 1767. — Ebert hat die ganze Vorleſung, die er für ungedruckt hielt, wahrſcheinlich aus einer in der Königl. Bibliothek zu Dresden befindlichen Abſchrift abdrucken laſſen in d. Anhang zu d. Briefwechſel Gs. mit Dem. Lucius S. 609 ff.)

vieles übergangen haben: ſo bin ich doch ſo glücklich, daß ich an einen Herrn ſchreibe, der alle dieſe Mängel zu erſetzen weis. Freylich geben die Charaktere der Perſonen, die Beſchaffenheit der Umſtände, des Inhalts, der Abſicht viele Regeln, an die ich nicht gedacht habe. Doch dieſes ſind die Regeln der Klugheit, die niemand genau genug beſtimmen kann, und die ſich jeder ſelber machen muß. Fahren ſie übrigens nur fort, hochzuehrender Herr, und ſchaffen Sie, daß unſere Enkel einmal eine deutſchen Plinius an Ihnen nachahmen. Helfen Sie durch Ihre Arbeit die gewaltige Menge der franzöſiſchen Briefe aus unſern Buchläden verdringen, und wünſchen Sie, daß der Herr Profeſſor May noch bey ſeinem Vorhaben bleiben mag, eine Sammlung von guten deutſchen Briefen herauszugeben, damit wir auch in dieſer Art den Ausländern etwas entgegen zu ſetzen haben und den Vorwurf nicht länger leiden dürfen, daß wir lieber elende franzöſiſche Briefe, als ſchöne deutſche, ſchreiben wollen. Ich bin mit der vollkommenſten Ergebenheit u. ſ. w.

C. F. Gellert.

Daß die wahre Würde des Men
genauen Beobachtung ſeiner Pflic
eine Vorleſun

vor

Sr. Churfürſtlichen Durchla

im Zimmer zu Leipzig auf gnädigſten Bef

Der Satz, Gnädigſter Churfürſt, mit dem
halten ſoll und der Ihrem Herzen eben ſoviel
Ihrem Verſtande, iſt dieſer: daß der wah
wahre Verdienſt des Menſchen allei
achtung ſeiner Pflichten beſtehe. Die
uns nicht nur die Vernunft durch ihre A
auch das **Herz** durch ſeine **Empfindungen.** W
in unſerm Herzen ein angebohrnes Vermögen,
empfinden können, ob etwas edel oder uned
ſchändlich ſey. Von dieſer in unſer Herz ein
Empfindung deſſen, worinnen die wahre Würd
Menſchen beſtehe, und daß ſie allein in de
Pflichten beſtehe, will ich ausführlicher reden.
den Menſchen in ſeinen verſchiednen Verhältni
ſchiednen Neigungen, Geſinnungen und freyen
ſich ſelbſt, gegen andre Menſchen, und gege
Wir wollen unſer Innerſtes ausfragen, was
dem Menſchen billigen oder mißbilligen, lieben

*) (Vermuthlich im Oct. 1767. — Ebert hat
die er für ungedruckt hielt, wahrſcheinlich aus
Bibliothek zu Dresden befindlichen Abſchrif
d. Anhang zu d. Briefwechſel Gs. mit Dem.

ſchätzen oder verabſcheuen, für recht oder ſtrafbar erklären, und warum wir dieſes thun.

(Schon dieſer Eingang kommt dem Anfang der zweiten moraliſchen Vorleſung faſt gleich, das Folgende ſtimmt bis auf einige Verkürzungen und einzelne geringe Abweichungen wörtlich mit derſelben überein von den Worten: „Damon ſorgt für nichts" ꝛc. (Th. 4, Seite 26) bis „zu der ein Vernünftiger nach ſeiner eignen Empfindung zu gelangen wünſchen kann" (Th. 4, S. 37); nach dieſen Worten iſt in der Abſchrift und bei Ebert folgende Stelle eingeſchoben:)

Wenn man das Herz mit ſeinen urſprünglichen Neigungen und moraliſchen Trieben verfolget, ſo ergießen ſie ſich alle, gleich als Flüſſe, die verſchiedne Wege nehmen, in ein gemeinſchaftliches Meer, in die Glückſeligkeit Aller, davon die meinige ſtets ein Theil bleibt. Nach dieſer Theorie kömmt der Menſch der göttlichen Vollkommenheit, als dem Urbilde am nächſten; denn der Hauptcharakter ſeines Willens wird eine gemeinnützige Güte; und ich kann nicht glücklich ſeyn, wenn ich dieſe Gemüthsverfaſſung nicht habe, nicht zu erlangen, nicht zu verbeſſern ſuche, nicht überall behaupte, weil Gott in meiner Natur die Anlage dazu gemacht und mir dieſe Neigung eingeprägt hat, die ich zwar unterdrücken und ihr widerſtehn, aber ſie doch nicht aufheben kann.

Eine richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenſchaften muß nothwendig die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott befördern und durch beides den Gehorſam gegen ſeine weiſen Abſichten; und weil eben dieſer Gott, wie ich offenbar erkenne, andre ſo ſehr liebt, als mich, ſo muß ich ihnen auch wohlwollen, weil ſie ſeine Geſchöpfe und meine Brüder ſind, und weil ich über Liebe und Gehorſam gegen Gott und über Güte gegen die Menſchen nichts Edleres empfinden und alſo auf keine andere Weiſe höchſt glücklich ſeyn kann.

terlaſſen ſie unſer und Andrer Unglück und Verderben werden. Ohne dieſe Herrſchaft arten die natürlichen Triebe ꝛc.

(Das Folgende ſtimmt faſt durchgängig überein mit den Worten der achtzehnten moral. Vorleſung, Th. 4, S. 297—306; die daſelbſt ſchließenden Verſe lauten aber hier ſo:

„So Fürſt, ſo ſchmückteſt Du mit Unſchuld Deine Jugend
„Und biſt nun als Gemahl beglückt durch Lieb und Tugend.“

Hieran ſchließt ſich ſogleich, nur mit geringer Veränderung der Anfangsworte, dasjenige an, was in der neunzehnten Vorleſung von S. 308—316 enthalten iſt; auf die Worte „in der Mäßigung der Begierde nach dieſen Gütern.“ folgt dann dieſer Schluß:)

Wie groß und verehrungswürdig ſind Sie, Gnädigſter Churfürſt und Herr, in meinen und aller Welt Augen, daß Sie, außer der weiſen Regierung über Ihre Lande, auch die Herrſchaft über das Herz, von der ich itzt geſprochen habe, in Ihrer eignen hohen Perſon ſo rühmlich behaupten, und dadurch beweiſen, daß nur derjenige Fürſt ſein Volk löblich beherrſchet, der die Pflicht, ſein eignes Herz mit ſeinen Neigungen tugendhaft zu beherrſchen, verſteht und täglich ausübt. Ich ſchätze den Tag, da ich dieſes ſagen darf, für den glücklichſten meines Lebens, und preiſe Gott, daß er uns einen Fürſten und eine Fürſtinn gegeben hat, die ſo edel geſinnt ſind, daß ſie die Stunde, die ſie der Erholung und dem Vergnügen ſchenken konnten, zur Anhörung einer moraliſchen Vorleſung anwenden. Gott ſegne und begnadige Sie und Ihre würdigſte Gemahlinn und laſſe Sie Beide, ſo wie ein leuchtendes Beyſpiel der Weisheit, Tugend und Selbſtbeherrſchung, alſo auch ſeines Wohlgefallens und der Glückſeligkeit unter den Fürſten auf Erden ſeyn. Ja, Gnädigſte Churfürſtinn, Ihre Unterthanen — und Ihr Gemahl hat unſtreitig die treuſten Unterthanen in ganz Deutſchland — preiſen Sie und ſich glücklich, daß Sie Gott zur Gemahlinn des beſten Fürſten beſtimmt hatte. Genießen Sie das Glück eines

Von der Selbstbeherrschung: eine Vorlesung

auf dem Zimmer
Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen
in der Ostermesse 1769 gehalten*).

Gnädigster Churfürst,

Das, was ein weiser und guter Regent nach dem Willen Gottes in Absicht auf seine Unterthanen seyn soll; das soll eigentlich jeder Mensch in Absicht auf seine eignen Begierden, Neigungen und Leidenschaften seyn. Er soll sie nach den Gesetzen der Vernunft und des Gewissens, die Gott zu Statthaltern in unsrer Seele geordnet hat, regieren, lenken, erwecken und zurück halten, und dadurch Ordnung, Ruhe und Glückseligkeit in sich selbst und bey Andern befördern und erhalten. Die Begierden sind gleichsam die angebornen Unterthanen des Menschen. Vergißt der Mensch das Amt, diese seine Begierden zu beherrschen und über sie zu wachen: so entsteht das in seiner Seele und in seinem Leben, was in einem übel regierten Staate entsteht, nämlich Unordnung, Aufruhr und Elend. Von dieser Herrschaft über unsre Begierden, und die daraus fließenden Gesinnungen, Absichten und Handlungen, von diesem Regimente, das Gott jedem Menschen anvertrauet hat, will ich mit Dero gnädigster Erlaubniß einige Augenblicke reden, und durch Gemälde, die aus der Erfahrung hergenommen sind, von den vornehmsten Begierden und Leidenschaften zeigen, daß, wenn wir sie weislich und wachsam beherrschen, sie unser Glück, und hingegen, wenn wir dieses un-

*) (Aus einer Abschrift, die sich in der Königl. Bibliothek zu Dresden befindet.)

terlaſſen ſie unſer und And
Ohne dieſe Herrſchaft erben d

(Das Folgende ſtimmt
ten der achtzehnten moral.
daſelbſt ſchließenden Verſe la

„So Fürſt, ſo ſchmück
„und biſt nun als Gem

Hieran ſchließt ſich ſogleich
Anfangsworte, dasjenige a
von S. 308—316 enthalten
der Begierde nach dieſen Gl

Wie groß und verehrung
Churfürſt und Herr, in
Sie, außer der weiſen Regi
Herrſchaft über das Her
in Ihrer eignen hohen Perſon
durch beweiſen, daß nur derje
ſchet, der die Pflicht, ſein
tugendhaft zu beherrſchen, ver
den Tag, da ich dieſes ſagen
Lebens, und preiſe Gott, d
Fürſtinn gegeben hat, die ſo
die ſie der Erholung und dem
Anhörung einer moraliſchen
und begnadige Sie und Ih
Sie Beide, ſo wie ein leucht
gend und Selbſtbeherrſchung,
der Glückſeligkeit unter den Fü
digſte Churfürſtinn, Ihr
hat unſtreitig die treuſten Un
preiſen Sie und ſich glücklich,
beſten Fürſten beſtimmt hatte

ſolchen Beſitzes, das nur wenig Prinzeſſinnen begegnet iſt, in einem langen Leben und erleichtern und verſüßen Sie unſerm Theuerſten Friedrich Auguſt die Sorgen und Arbeiten ſeiner preiswürdigen Regierung, wie Sie rühmlichſt thun, durch Ihre Weisheit und Liebe.

Ja, Fürſtinn, ja Du wirſt in langen, langen Jahren
Des Lebens größtes Glück an ſeiner Hand erfahren,
Das Glück der Selbſtzufriedenheit,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Rechtſchaffenheit;
Das Glück mit Erben hoher Gaben
Ihn, Dich und uns erfreut zu haben;
Das Glück, mit den von Gott erhaltnen Gaben
Die Menſchen treu beglückt zu haben;
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht.
Mehr Glück hat dieſes Leben nicht!

Leipzig, Druck von Hirſchfeld.